

Gemeinsam auf dem Weg: Gemeindepартnerschaften

Einleitung

I. Auswertung der Fragebögen

- A Gemeinde (15 Gruppen)**
- B Individuelle Antworten**
- C Fragebogen der Pfarrer**

Anhang zu "Auswertung Fragebogen der Gemeinde":

- a) Verlauf der Partnerschaft der Gemeinde St. Georg, Ulm**
- b) Verlauf der Partnerschaft der Pfarrei St. Magdalena, Herzogenaurach**
- c) Kritische Anfragen**

II. Schlußfolgerungen

a) Ergänzende Zusammenfassung der Auswertungen und Hinweise auf die Gestaltung von Partnerschaften

b) Abschließende Betrachtungen

1. Gründe für das Scheitern einer Partnerschaft -
Mindestanforderungen für das Gelingen einer Partnerschaft
2. Diskussion um die Partnerschaft
3. Eine Option für die Armen (mit Zusatz: Ökumene)

Einleitung

Bereits in der Überschrift des Artikels werden zwei Aspekte herausgehoben, um die es hier vorrangig gehen soll. "Gemeinsam auf dem Weg" weist auf die spezielle Beziehung zur Diözese Cajamarca hin, der Titel ist gewählt in Anlehnung an "Vamos Caminando - Machen wir uns (gemeinsam) auf den Weg". Dem liegt das biblische Bild des Volkes Gottes zugrunde, das den Ruf Gottes hört und das sich unter seiner Führung auf den Weg aus der Sklaverei in das Gelobte Land macht. Im Neuen Testament ist es u.a. das Bild von den Jüngern von Emmaus, die sich enttäuscht von Jerusalem abwenden und denen auf dem Weg mit einem Fremden, Unbekannten ein Licht aufgeht. Sie erkennen den auferstandenen Christus, als er mit ihnen das Brot bricht. Gemeinsam als Volk Gottes auf dem Weg sein (Umkehr, Aufbruch), miteinander teilen, was der Mensch zum Leben braucht und die österliche Erfahrung der bleibenden Gegenwart Gottes sind die tragenden Fundamente christlichen Glaubens und von "Kirchesein". Sie sind auch die Fundamente einer christlich verstandenen Partnerschaft (sowohl einer Partnerschaft zwischen zwei Menschen als auch einer Partnerschaft zwischen christlichen Gemeinschaften). Das Volk Gottes ist stets als Gemeinschaft unterwegs. Dieses Volk ist in (mitunter sehr) verschiedenen Gruppen organisiert, den Gemeinden weltweit. Die Gemeinde als überschaubare Gemeinschaft von Menschen, die den Ruf Gottes hören, sich (mit anderen Gemeinden) auf den Weg machen und sich als Tischgemeinschaft erfahren, repräsentiert stets auch die gesamte Kirche, sie ist Kirche im Vollzug, sie ist Kirche. Sie ist diese Kirche um so authentischer, wenn sie in ihrem Vollzug und in ihrer Praxis die anderen Gemeinden in der Welt nicht ausschließt (was sie per definitionem gar nicht kann), sondern wenn sie gerade diejenigen in ihr konkretes Leben mit einschließt, die sonst weltweit nach den global herrschenden ökonomischen Gesetzmäßigkeiten dieser Welt ausgeschlossen werden.

Wenn von Gemeindepartnerschaften die Rede ist, dann ist so selbstverständlich die Partnerschaft zweier Gemeinden in allen ihren Dimensionen (inhaltlich und strukturell) gemeint. Schließlich verstehen die befragten Gemeinden auch selbst ihre Partnerschaft als Gemeindepartnerschaft. War der Begriff (erst recht das Verstehen) der Gemeindepartnerschaft vor noch nicht allzu langer Zeit nur selten anzutreffen, so ist es vor allem seit den beginnenden 80er Jahren zu einer inhaltlichen Vertiefung gekommen. Die Zahl der Gemeindepartnerschaften hat sehr zugenommen. Das hat allerdings auch zu einer wahren Inflation und damit zu einer Gefahr der Verfälschung des Begriffes beigetragen, so daß heute die Verwirrung eher größer geworden ist. Unter dem Titel Partnerschaft werden von immer mehr Gemeinden in Eigenregie kleinere Projekte finanziert bzw. bisherige Spendenaktivitäten weitergeführt. Alle an der Befragung teilnehmenden Gemeinden wollen jedoch über dieses (Anfangs-) Stadium ihrer Partnerschaft hinaus, sie befinden sich auch in dieser Hinsicht "auf dem Weg". Dieser Weg soll im folgenden beschrieben werden.

Zuerst werden die Ergebnisse der Gemeindebefragungen vorgestellt. Bei der Präsentation der Ergebnisse stehen nicht die rein statistischen Daten im Vordergrund, sondern es geht eher um die Beschreibung eines lebendigen Prozesses. Die Daten und Aussagen werden innerhalb ihres jeweiligen Kontextes (hier und in Peru) gesehen. Zudem werden sie ergänzt - und sind dadurch oft erst verständlich - durch statistisch nicht erfaßbare Rückfragen, Gespräche und Begegnungen mit den Betroffenen. Auf Wunsch der Gemeinden wurden getrennte (aber aufeinander bezogene) Fragebögen für die Gruppe, die einzelnen Gruppenmitglieder und die Pfarrer erstellt und ausgewertet.

In einem zweiten Teil werden Tendenzen noch einmal gezielt aufgegriffen und es wird versucht, einen Orientierungsrahmen zu schaffen, der jedoch nicht als lückenlos anzusehen ist oder pauschal verallgemeinert werden kann. Partnerschaftsprozesse (Begegnungen zwischen Menschen) lassen sich nicht in ein Schema pressen. Wo dies im folgenden Text so den Anschein haben sollte, ist dies zu relativieren. Es geht um Anstöße, die ein Gespräch in Gang setzen wollen und die daher durchaus als "anstößig" bezeichnet werden dürfen und auch so gemeint sind. Diese Anstöße sind geprägt von den Erfahrungen der Armen in den Partnergemeinden und sind auch von diesem Hintergrund her zu verstehen.

I. Auswertung der Fragebögen

A Gemeinde (15 Gruppen)

1. Entstehungsgeschichte, äußerer Rahmen, erste Kontakte
2. Motivation, theol. Grundlage der Partnerschaft
3. Ort in Kirche und Gemeinde, in Gesellschaft
4. Gestalten der Partnerschaft (Kommunikation, Besuche, wer Partner mit wem)
5. Projekte
6. Weiterbildung
7. Lernprozesse, Bewußtseinsveränderungen, Impulse (z.B. Gemeindeerneuerung!),
8. Probleme, Erfolge, Konflikte, Perspektiven,

Vorbemerkung

Der Fragebogen wurde gemeinsam mit den Partnergruppen entworfen. Auf dem Ulmer "Cajamarcatreffen" im September 1997, an dem Vertreter von zehn Gruppen teilnahmen, wurde ein Rohentwurf zur Diskussion gestellt. In Gruppenarbeiten wurden dann Anregungen, Ergänzungen usw. erarbeitet, darauf wurde im Plenum der Fragebogen "verabschiedet". Ein einheitlicher Wunsch war, den Fragebogen aufzuteilen in einen gemeinsamen Teil für die Gruppe und einen individuellen Teil. In zehn Gemeinden (nicht identisch mit den oben erwähnten zehn Gemeinden) wurde der gemeinsame Fragebogen auch tatsächlich in einer gemeinsamen Sitzung (teilweise in Extrasitzungen) ausgefüllt. Diese Gruppen berichten von einer lebhaften, teilweise auch kontroversen Diskussion beim Ausfüllen. Insgesamt wurde von diesen Gruppen die Beantwortung der Fragen als eine positive Gelegenheit betrachtet, endlich (wieder) einmal über die Anfänge, Grundlagen, Erfolge, Enttäuschungen, Zielsetzungen usw. der Partnerschaft zu diskutieren. Allerdings mußten in den meisten Gemeinden gewisse Anfangshemmnisse überwunden werden, was nur durch ständiges Nachfragen und Motivieren gelang. Haupthindernisse waren die Auffassungen, daß dies doch nichts bringt und daß es zeitlich zu aufwendig sei. Bei Nachfragen kam auch immer wieder zur Sprache (oft verschlüsselt), daß man es nicht gewohnt sei, über eigene Erfahrungen, erst recht über eventuelle Schwierigkeiten oder gar Mißerfolge, "öffentlich Rechenschaft" abzulegen. Auch war eine gewisse Scheu davor festzustellen, "sinnlose Grundsatzdebatten" zu führen oder auch "alte Geschichten aufzuwärmen", wo man sich doch in erster Linie als Praktiker sehen möchte. Um so mehr waren die Gruppen dann selbst überrascht, wie fruchtbar und anregend dann das gemeinsame Ausfüllen war. In fünf Gemeinden war es der jeweils Verantwortliche der Gruppe (bzw. drei dieser "Gruppen" bestehen nur aus einer Person), der allein und auch sehr knapp, über die Partnerschaft berichtete. In einer Gemeinde schickte der Pfarrer (obwohl nicht der Adressat) die Fragebogen zurück mit der Bitte, ihn nicht weiter mit vielen Papieren zu belästigen. Dennoch hat danach die Gruppe nach erneuter Kontaktaufnahme den Fragebogen intensiv besprochen und bearbeitet.

Die Befragungen und die entsprechende Beantwortung durch die Gemeinden geschahen im Zeitraum zwischen Ende 1997 und Anfang 1998. Im Laufe des Jahres 1998 gab es neue Entwicklungen. So kam es zum Beispiel am 11. Juli 1998 auf Anregung des Partnerschaftsbüros der Erzdiözese Freiburg in Lima zu einem Treffen der Freiburger Partnergemeinden in Cajamarca. Auch durch Besuche bei den Partnergemeinden im Rahmen dieser Studie sowohl in Deutschland als auch den Gemeinden in Peru, wurden in einigen Gemeinden neue Entwicklungen angestoßen. Diese neuen Entwicklungen werden in diesem Rahmen nur dann ansatzweise berücksichtigt, wenn dies von den betroffenen Gruppen auch im Hinblick auf Öffentlichkeit so gewünscht wurde (wie z.B. auf dem Ulmer Treffen im September 1998).

1. Entstehungsgeschichte, äußerer Rahmen, erste Kontakte

Äußerer Rahmen: Die Größe der Gruppen beträgt bis zu 20 Mitglieder; es sind mehr Frauen als Männer (dreimal ausgeglichen) aktiv. Nur drei Gruppen sind Ausschüsse (MEF) ihrer Kirchengemeinde, sonst nennen sie sich eher unverbindlich Perukreis, Perugruppe, Eine - Welt - Kreis etc.; der Name "Partnerschaft" kommt in der Gruppenbezeichnung nicht vor. Das Alter geht von 15 Jahren (ein Mitglied insgesamt mit weniger als 25 Jahren) bis über 70 Jahre. Die Gefahr der Überalterung ("zunehmender Vergreisung") wird bis auf eine Gruppe immer genannt. Jüngste (Durchschnitt 37 Jahre) und gleichzeitig größte Gruppe (20) ist Tettang. Nur vier Gruppen haben regelmäßige monatliche Treffen, sonst entweder alle vier bis sechs Wochen, bei Bedarf oder unregelmäßig. Bis auf eine Ausnahme berichten die Gruppen von einer schwindenden Mitgliederzahl. Knapp über die Hälfte der Gruppen wurde zwischen 1988 - 92 gegründet, älteste Gruppe ist Dortmund (1963), auch was den Altersdurchschnitt von weit über 60 Jahren betrifft. Drei "Gruppen" bestehen aus nur einem Mitglied, wobei zwei davon im Laufe des Jahres 1998 wieder zu einer echten Gruppe wurden. Einmal ist die Gruppe als e.V. organisiert und bewußt nicht gemeindebezogen. Diese Gruppe kann als einzige eine zunehmende Mitgliederzahl aufweisen und hat in der Partnerschaftsbeziehung auch die geringsten Probleme. Insgesamt sind sechs ausländische Mitglieder in vier Gruppen - einmal als Stütze - dabei.

Die Mitglieder der Gruppen gehören nahezu ausnahmslos der (eher gehobenen und gebildeten) Mittelschicht an und sind in dem jeweiligen katholischen Milieu zuhause. Was Bildung und Einkommen betrifft, dürften sie eher noch über dem ohnehin schon sehr bürgerlichen Milieu der Gottesdienstgemeinden liegen. Der Anteil der Akademiker ist überdurchschnittlich, in den meisten Gruppen stellen sie die Mehrheit. Aus zwei Gruppen wird berichtet, daß dies die Akzeptanz der Gruppe in der Gemeinde eher erschwert.

Der Anstoß zur Perupartnerschaft kam in fünf Gemeinden auf Anregung der Erzdiözese Freiburg (Diözesanpartnerschaft mit Peru). In zwei Gemeinden war der Anlaß eine teure Renovierung der eigenen Pfarrkirche bzw. Orgel (aus Protest bzw. Kompensation gegen teure Renovierung), sechsmal war Bischof Dammert der Grund der Beziehung und zweimal kam die Partnerschaft durch die Vermittlung einer anderen Gemeinde zustande. Fünfmal ging der Wunsch nach einer Partnerschaft vom KGR aus (man wollte konkrete Projekte und direkte Beziehungen), viermal vom Pfarrer (wegen einer persönlichen Verbindung zu Dammert).

Die Idee der Gemeindeparterschaft wird in zwei Gemeinden als wichtigstes Motiv genannt. Sechsmal war allein der persönliche Kontakt zu Bischof Dammert das Motiv. Weiterhin wurden genannt: Anregung durch die Theologie der Befreiung, lebendige Gemeinde sein wollen und Verantwortung gegenüber den armen Ländern. In drei Gemeinden waren Rückkehrer (EH) aus Cajamarca die Initiatoren. In fünf Gemeinden hat man ohne inneren oder vorherigen Bezug zu Cajamarca oder Peru die Adresse von Freiburg erhalten. Diesen fünf Gemeinden ist die fehlende Verankerung in Cajamarca anzumerken, wenn dies auch durch große Anstrengungen und vor allem Besuche bei den Partnern teilweise kompensiert werden konnte. Von der Erzdiözese Freiburg fühlen sie sich für ihre spezielle Beziehung zu Cajamarca nicht ausreichend unterstützt.

Erste Bezugspersonen in Peru waren immer entweder die Pfarrer oder zumindest Ordensschwwestern. Sechsmal kam zuerst ein "Bewerbungsschreiben" aus Peru (Brief des Pfarrers aus Peru). Dreimal gab es bereits einen direkten Kontakt (Rückkehrer), davon zweimal mit schon vorhandenem direkten Kontakt zu Partnergruppen in Peru (aber auch in diesen Fällen war der erste, aber dann nicht ausschließliche Ansprechpartner, der jeweilige Pfarrer bzw. "man schickte ihn vor"). Eigentliche Partnerschaftskomitees, vergleichbar mit den deutschen Gruppen, sind aufgrund der Partnerschaft in Cajamarca nicht entstanden (Im Laufe des Jahres 1998 veränderte sich die Situation). In drei Partnergemeinden treten Schwestern nachträglich an die Stelle der Pfarrer, d.h. der Kontakt zu den Pfarrern ist hier abgebrochen. Einmal kam es zur zwischenzeitlichen Gründung eines KGR in Peru aufgrund der Partnerschaft, angeregt von der deutschen Gemeinde.

Die Partnerschaft wurde in allen Gemeinden mindestens im Einvernehmen mit der Gemeinde und dem Pfarrer hier begonnen. In neun Gemeinden wurde die Partnerschaft von Anfang an bewußt als Angelegenheit der gesamten Gemeinde betrachtet (viermal Beschluß des KGR). Eine Gruppe hat sich inzwischen von der Gemeinde gelöst (e.V.).

In drei Gemeinden kam es durch den Wechsel wichtiger Personen zu großen Problemen, weil die Hauptträger oder gar Initiatoren der Partnerschaft die Gruppe verließen (Tod, Umzug, Austritt). Sonst werden keine Veränderungen genannt (Wechsel in Peru ausgeklammert). Pfarrer und KGR versuchten in einer Gemeinde, die Mitglieder der Gruppe als Kommunisten zu verunglimpfen und aus der Gemeinde zu drängen (die Gruppe gibt es heute noch, die Probleme diesbezüglich sind ausgeräumt weil der Pfarrer die Pfarrei wechselte und der neue Pfarrer gewähren läßt).

In fünf Gemeinden kam es immer wieder zu heftigen Diskussionen um politische Fragen. "Wie politisch dürfen wir sein"? (Entschuldung, Jugendarbeitslosigkeit etc.). Konflikte um die Theologie der Befreiung wurden in den Gruppen, teilweise auch in der Gemeinde kontrovers diskutiert. Das Engagement in der Friedensbewegung führte zu weiteren Konflikten, einmal gar zum Ende als MEF. In drei Gemeinden kam es zu Spannungen zwischen "Machern und Betern", in zwei Gemeinden wurden die Spannungen durch den Auszug der "Macher" bereinigt. Pastorale Konflikte wurden nicht genannt (außer Streit um Bewertung der Theologie der Befreiung).

Zusammenfassung: Alle Gruppen verstehen sich - mit einer Ausnahme - als kirchliche Gruppe, als eine Gruppe von vielen in ihrer Pfarrei. Dennoch ist bei der Mehrheit eine gewisse Scheu vorhanden, im Namen der Gruppe - und damit nach außen hin - als kirchliche Gruppe wahrgenommen zu werden. Die meisten Mitglieder der Gruppen sind noch in anderen Gruppen der Pfarrei tätig. Frauen bilden die Mehrheit. Die Organisationsform (Name, Treffen etc.) ist sehr unterschiedlich. Alle Gruppen leiden - mit einer Ausnahme - unter Mitgliederschwund und Überalterung ("kein Nachwuchs", "Vergreisung").

Zur Partnerschaft kamen die Gemeinden mehrheitlich durch einen Anstoß von außen, entweder über einen Kontakt mit Bischof Dammert oder durch Vermittlung des Referats Weltkirche der Erzdiözese Freiburg. Nur eine Gemeinde hat sich ihre Partnerschaft bewußt selbst ausgesucht. So ist auch verständlich, daß die ersten Ansprechpartner (oft die einzigen) in Peru die Pfarrer sind, während in den deutschen Partnerschaftsgruppen die Pfarrer meist nicht die dominierende Rolle, manchmal auch gar keine Rolle spielen. Eine den Partnerschaftsgruppen entsprechende Gruppe in der Partnergemeinde gibt es in keinem Fall, würde aber von allen deutschen Gemeinden sehr begrüßt werden. Man sieht aber kaum eine Möglichkeit, dies den Partnern zu vermitteln.

Konflikte innerhalb der Gruppe sind selten bzw. werden nicht genannt. Es gab eher Konflikte der Gruppe mit den Pfarrern und/oder meist konservativen Gruppen in der Gemeinde. Anlaß war stets der Verdacht politischer Einseitigkeit, mangelnder Kirchlichkeit und vermutete oder tatsächliche Kirchenkritik (Theologie der Befreiung). Heute spielen diese Konflikte bis auf eine Ausnahme keine (große) Rolle mehr.

2. Motivation und theologische Grundlage der Partnerschaft

Folgende Motivationen werden von den Gruppen genannt: Viermal der Wunsch nach direkter Beziehung zu den Menschen; einmal der Wunsch, am kirchlichen Aufbruch in der Dritten Welt mitwirken zu dürfen; zweimal "Dritte-Welt-Arbeit und der Blick nach draußen. Auch die Option für die Benachteiligten und das Bestreben, die "Sünden der Vergangenheit" wiedergutzumachen werden je einmal genannt. Dazu kommen noch je viermal die persönlichen Kontakte, der Anstoß durch das Ordinariat und die allgemeine Ansicht, daß direkte Hilfe effizienter und vertrauenswürdiger sei.

Zusammenfassung: Mit einer Ausnahme ist in jeder Gruppe zumindest ein "Dritte-Welt-Bewegter", der schon entsprechende Erfahrungen gemacht hat (sei es direkt in der Dritten Welt oder in einer

anderer Dritte-Welt-Gruppe). Die Motive sind zuerst religiös geprägt, teils als notwendige Pflicht einer christlichen Gemeinde, teils verbunden mit dem Wunsch, durch die Partnerschaft den Horizont der Gemeinde und auch seinen eigenen Horizont zu erweitern. Der Anstoß kommt mehrheitlich von außen (Ordinariat Freiburg, Bischof Dammert, Rückkehrer), und/aber auch aus Unzufriedenheit mit anonymen Spenden einerseits und andererseits mit Großprojekten (Renovierungen, Baumaßnahmen) innerhalb der eigenen Gemeinde, die als zu aufwendig angesehen wurden. Eine explizit theologische (theoretische) Motivation stand mit einer Ausnahme nicht am Anfang der Partnerschaft.

3. Ort in der Kirche und Gemeinde und in der Gesellschaft

Die Gruppen sehen sich nicht zuletzt auch deswegen alle (eine Ausnahme) als kirchliche Gruppe, weil ihr Ansprechpartner in der Partnergemeinde der Pfarrer ist. Zudem nutzen alle Gruppen die kirchliche Infrastruktur (z.B. Räumlichkeiten usw.). Weitere Begründungen: wir haben einen weltkirchlichen Auftrag, sind aus der Mitte der Gemeinde gewachsen und Teil der Pfarrgemeinde, wollen Impulse in die Gemeinde geben, wir haben eine gemeinsame religiöse Basis. Eine Gruppe ist bewußt nicht gemeindebezogen, deren Gründer und andere Mitglieder der Gruppe sind aber kirchlich noch engagiert.

Alle Gruppen berichten von einer gewachsenen Akzeptanz in der Gemeinde (sowohl der Gruppe als auch der Idee). Aversionen sind durchgehend geringer geworden. In Tettung kommt es öfter zur Diskussion in der Gemeinde ("zu viel Peru"?) und über (zu politische ?) Gottesdienstthemen. Die Beziehung zur Gemeindeleitung hat sich insgesamt positiv verändert, könnte aber besser sein. Einige Male besteht eine sehr enge Verknüpfung (oder gar in Personalunion) zwischen Perugruppe und KGR. Von den Kirchenleitungen fühlt man sich generell nicht behindert, weder bedrängt noch belästigt, aber auch nicht bestärkt. Das Dekanat (spielt nie eine Rolle) und Diözese (zweimal negativ erwähnt) spielen in der konkreten Arbeit der Partnerschaft ansonsten keine Rolle.

Die Gruppen sind bekannt in der Gemeinde. Sie werden meist als aktive Gruppe anerkannt und als selbstverständlicher Teil der Gemeinde betrachtet. Dennoch sehen sie sich ganz überwiegend eher als eine Gruppe am Rande, zweimal gar auf verlorenem Posten. Dies ist deswegen kein Widerspruch (aktiv, anerkannt - am Rande), weil die Gemeinden und Pfarrer die Existenz einer solchen Gruppe gerne sehen, weil "Mission" eben gemacht werden muß und man dankbar dafür ist, daß dies einige in engagierter Weise betreiben. Nur dürfen diese dann sich nicht zu wichtig nehmen oder gar Aufregungen verursachen. Geklagt wird allgemein über mangelndes Feedback in Form von Mitarbeit, Impulsen, Anregungen. Allgemeines Motto: "Gut, daß es Einige gibt, die das tun".

Die Gemeindeleitung ist der Gruppe wohlgesinnt, neutral, ist voll integriert oder unterstützt sehr. Nirgendwo gibt es eine generelle Ablehnung der Gruppe insgesamt (aber einiger Mitglieder) durch die Gemeinde oder Gemeindeleitung. Die Integration in die Gemeinde ist nirgends ein Problem, eher eine Erleichterung. Die Gruppen sehen mehr Möglichkeiten für ihre Arbeit, wenn die Gemeinde als Plattform und Forum zur Verfügung steht. Zu beachten ist, daß überall dort, wo sich die gesamte Gruppe oder einzelne Mitglieder allzu "solidaritätsbewegt" (will heißen, sich auch mit politisch brisanten Themen) engagiert haben, die Konflikte insofern beigelegt werden konnten, daß die "Unruhestifter" die Gruppe verließen. In den Anfangsjahren waren mehr Menschen bereit in den Gruppen mitzuarbeiten, die nicht primär vom kirchlichen Milieu geprägt waren. In allen Gemeinden, in denen es innerhalb der Gruppe zu Konflikten kam, wurden die Konflikte dadurch gelöst, daß sich ein Teil der Gruppe (meist der aktivere Teil) zurückzog, resignierte oder sich anderswo engagierte. Der Kirche sonst Fernstehende sind in den kirchlichen Gruppen nicht zu finden

Die Integration in die Gemeinde ist selbstverständlich leichter, wenn die Gruppe sich der Gemeinde anpaßt. Die Lust zur konstruktiven Herausforderung oder Provokation (auf der Basis der Erfahrungen mit den Partnern) ist den Gruppen weitgehend fremd, war aber bei allen älteren Gruppen in

deren Anfangszeit ausgeprägter. So gab es in den Anfangszeiten der Gruppen mehr Reibereien und Auseinandersetzungen mit der Gemeinde. Als "Gemeinde" wurde hier von den Gruppen meist der Kirchenrat wahrgenommen, der parteipolitisch ausgerichtet war oder auch die Gottesdienstgemeinde, die von angeblich rein politischen Themen nichts wissen wollte. In der Folge haben sich einerseits einige Engagierte zurückgezogen oder sind in nichtkirchlichen Gruppen aktiv, andererseits wurden die Konflikte bereinigt und es ist Ruhe eingeleitet (im Hinblick auf die eigene Gemeinde). In einem Fall ist die Gruppe wegen nicht überbrückbarer religiöser Konzepte noch blockiert. Zweimal wird Kritik laut, daß die Gruppe eine elitäre Gruppe von Akademikern und "Eingeweihten" sei, nicht offen für alle.

Die Vernetzung der Gruppen ist insgesamt schwach (kaum gemeinsames "Cajamarca - Bewußtsein"). Dennoch ist diese ansatzweise Vernetzung der Gruppen für die jeweiligen Pfarrgemeinden der einzige oder intensivste Bezugspunkt zu anderen Gemeinden, da allgemein die Zusammenarbeit von Gemeinden sehr wenig entwickelt ist. Partnerschaftsgruppen haben bessere und auch mehr Außenkontakte als sonstige Gruppen der Gemeinde. Ein Ansatz von Vernetzung findet sich in den folgenden drei Schwerpunkten: Seit 1995 kommt es zu einem jährlichen "Cajamarca-Treffen" in Ulm. Die Mehrzahl der Gruppen nimmt daran teil (zuletzt 10 Gruppen). Die "Cajamarca-Treffen" entstanden, um gemeinsam über die veränderte Situation in Cajamarca nachzudenken. Die Treffen werden als sehr hilfreich angesehen. Die sechs Freiburger Gemeinden treffen sich bei dem jährlichen Partnerschaftstreffen der Erzdiözese; (dreimal wird angegeben, daß von dort keine konkreten Impulse mitgenommen wurden, einmal wird dieses Treffen als alleinige Informationsquelle genannt); Freiburg kann als Katalysator für die Partnerschaft (im Prinzip, aber mit zu hohen Erwartungen belastet) bezeichnet werden. Als dritter Schwerpunkt sind die Dortmunder "Informationen aus Cajamarca" zu nennen, die seit etwa 30 Jahren kostenlos an Interessenten und Spender verschickt werden und vom "Dritte-Welt-Kreis St. Martin, Dortmund" herausgegeben werden. Davon abgesehen war und ist die Dortmunder Gruppe stets angefragt bei Fragen der technischen Abwicklung von Hilfsendungen, Geldüberweisungen etc. Zusätzlich wurde auf dem letzten Ulmer Treffen Ende September 1998 beschlossen, einen Informationsaustausch innerhalb der Partnergemeinden zu organisieren. Mit dieser Aufgabe wurde die Dortmunder Gruppe beauftragt. Nachrichten aus Peru und den eigenen Partnergemeinden, die auch für andere interessant sein könnten, sollen zentral nach Dortmund geschickt und von dort an alle Partnergruppen verteilt werden.

Zu Diözesanrat und Dekanatsrat gibt es nur höchst selten und vereinzelt, zu den Referaten Weltkirche (außer Freiburg) keinen Kontakt - außer zweimal als negative Erfahrung (mehr Mißtrauen als Ermutigung). Die Tendenz geht dahin, daß heute weniger Treffen stattfinden und es weniger Außenbeziehungen (außer Ulmer Treffen) und Kontakte als zu Beginn gibt. Als Gründe werden eine dünne Personaldecke, Ermüdung und Resignation genannt. Darüber hinaus gibt es vereinzelte und individuelle briefliche Kontakte zu anderen Gruppen und Einzelpersonen sowie ein punktueller, nicht systematischer Informationsaustausch auf der Basis konkreter Nachfragen.

Auf die eigene Gemeinde hin kommt es natürlich zu mehr Aktivitäten. In fünf Gemeinden gibt es regelmäßige Perugottesdienste bzw. Peruwochenenden (1-2 mal jährlich). Außer den speziellen Perugottesdiensten wird der Partnerschaftsgedanke hin und wieder in die normalen Gemeindegottesdienste eingebracht, am häufigsten in der Form von Fürbitten (aber nur einmal regelmäßige Fürbitten). Informationsveranstaltungen, Bazare, Verkauf von Dritte-Welt-Waren, Unterschriftensammlungen, (Dia-) Vorträge, Pfarrbrief mit Nachrichten aus Peru, Vorlesen von Briefen der Partner im Gottesdienst, Fastenessen, monatliches "Geschwisterlich Teilen" und ähnliche Aktivitäten kennt jede Gemeinde, d.h. in jeder Gemeinde kommt es zu mindestens einer der genannten Aktionen. Drei Partnergruppen berichten regelmäßig dem KGR, es ist eine "institutionelle" Information an den KGR.

Außer Fürbitten und besonderen Anliegen in den speziellen Gottesdiensten handelt es sich in der Regel um Informationen über die Partnergemeinden und Spendenaktivitäten. Informationen und

Spenden sind die Säulen der Partnerschaften. Bei den Informationen steht im Vordergrund, Verständnis für die Probleme der Partner zu wecken, an zweiter Stelle steht die Motivation für die Spenden. Keine Gruppe steht im Zentrum der Gemeindeaktivitäten. Das bedeutet auch, daß keine Gemeinde die Partnerschaft in den Mittelpunkt ihrer Gemeindepastoral stellt.

Auf die Frage nach dem pastoralen Selbstverständnis der Gruppe wurde nur von fünf Gruppen geantwortet. Bei Nachfragen wurde gar Unverständnis geäußert, was die Frage denn soll. Zwei Gruppen (die gleichen Gruppen, die als einzige gezielt von Beginn an eine Gemeindepastoral angestrebt haben) beantworten die Frage positiv: eine kirchliche Gruppe ist pastoral (im weiten "peruanischen" Sinne) ausgerichtet oder es ist keine kirchliche Gruppe; zwei weitere Gruppen beantworten die Frage negativ (ohne Begründung). Eine Gruppe antwortet sehr vage: "pastoral ja, weil Glaube als Motivation".

Zusammenfassung/Kommentar: Im Verständnis von Pastoral besteht ein eklatanter Unterschied zwischen den peruanischen Partnergemeinden (nicht unbedingt peruanische Pfarrer) und den deutschen Gemeinden. Während in Peru (zumindest in den Gruppen und Gemeinschaften, mit denen alle deutschen Gemeinden ja einen möglichst direkten Kontakt wünschen) die Einheit von Glaube - Alltag, Kult - Praxis und Feier des Glaubens - Gemeinschaft selbstverständlicher geworden ist, scheint es bei uns nicht zu gelingen, diese Einheit herzustellen. Die peruanischen Partner werden geradezu bewundert wegen ihrer Fähigkeit, ganzheitlich zu glauben und zu leben, während gleichzeitig die eigene Praxis als mangelhaft erlebt wird. Um so bemerkenswerter ist die Ablehnung eines pastoralen Auftrags im Selbstverständnis der meisten Gruppen. Pastoral wird in den Gruppen (und zu vermuten erst recht in der Gesamtgemeinde) als Aufgabe der Hauptamtlichen betrachtet. Vor allem aber wird Pastoral auf Kult reduziert (Sakramente, Gottesdienst). Dafür aber sind Spezialisten zuständig, die nicht nur dafür ausgebildet wurden, sondern die auch dafür bezahlt werden. Selbst sonst sehr engagierte und fähige Mitarbeiter, ohne die in unseren Gemeinden wenig laufen und die in einigen Bereichen noch gerne mehr Verantwortung übernehmen würden, erklären sich für die Pastoral nicht zuständig und/oder nicht kompetent. Wie ist es zu erklären, daß in unserer "aufgeklärten" Gesellschaft und Kirche die alten Muster von "Kult- und Opferpriestertum", die Trennungen von Leib und Seele, von Spiritualität und Engagement (usw.) offenbar noch wirksamer sind als z.B. in Campesinogemeinschaften, die über Jahrhunderte hinweg mit aller Gewalt gerade in diese Muster hineingepreßt wurden? Ersetzt vielleicht ein schwärmerisches Verständnis von Basisgemeinden, in die alle vor Ort unerfüllten Hoffnungen auf eine lebendige Gemeinde und erneuerte Kirche hinein projiziert werden, das konkrete Auseinandersetzen mit den Verhältnissen vor Ort, so daß sich gerade deswegen so wenig verändert?

Partnerschaftsarbeit könnte so zu einer risikolosen Flucht und einem Ausstieg aus der konkreten Arbeit in der Gemeinde vor Ort werden. Denn statt einem Ausstieg aus der Gemeindepastoral (und Kirche) wegen tatsächlicher oder nur vermuteter Unmöglichkeit, sich als Laie mehr einbringen zu können, wegen Resignation und mangelnder Perspektiven, bietet sich in der Partnerschaftsarbeit die Möglichkeit (oder auch nur Illusion), an einer besseren Gestalt der Kirche mitarbeiten zu können ohne sich in die Mühen des hiesigen Alltags zu begeben. Um so schrecklicher ist es dann aber, wenn sich herausstellen sollte (was man aber konsequenterweise möglichst lange nicht wahrhaben möchte), daß in der Partnergemeinde alles noch viel schlimmer als hier ist (z.B. in einigen "offiziellen" Gemeinden noch pfarrerzentrierter) oder daß dort das Rad wieder zurückgedreht wird.

Wie noch zu sehen sein wird, sind die meisten Gemeinden nicht in der Lage, auf veränderte Situationen in den Partnergemeinden angemessen (die Frage, was angemessen ist bzw. ob überhaupt reagiert werden kann und soll, bleibt vorerst offen) zu reagieren, weil eben die Partnerschaft von vorne herein nicht als pastorale, theologische Herausforderung gesehen wurde und es deshalb auch nicht ausreichend zu positiven, d.h. auch sich selbst in Frage stellenden Auseinandersetzungen innerhalb der Gruppe und der eigenen Gemeinde gekommen ist. Andererseits bieten Veränderungen die Chance, endlich über Grundlagen und Perspektiven gemeinsam nachzudenken - im Interesse der Partner und der Gruppen selbst. In mindestens fünf Gruppen ist dieser Prozeß inzwischen im Gang.

Bei der Frage der Erfolgserlebnisse und Enttäuschungen überwiegen die Enttäuschungen, einmal gar wird ein Erfolgserlebnis kategorisch bestritten. Sonst werden zweimal der Besuch des Pfarrers der Partnergemeinde genannt, einmal daß der Partnerschaftsgottesdienst gut besucht ist, ebenfalls einmal die erfolgreiche Organisation zweier Perukonzerte und mehr missionarisches Verständnis, Offenheit und Interesse, gesteigertes Interesse für mehr fair gehandelte Waren und gute Verkaufsergebnisse. Von der nichtkirchlichen Gruppe werden genannt: wachsende Mitgliederzahl, inhaltliche Vertiefung und menschlicher Zusammenhalt.

Die Erfolgsergebnisse auf die eigene Gemeinde hin sind insgesamt eher bescheiden. Zwar wird von allen Gruppen gewünscht, mehr in die Gemeinde hineinwirken zu können, doch wie das geschehen könnte, bleibt meist sehr vage. In der Mehrheit der Gruppen wird heute eher ein Rückgang von Veränderungsmöglichkeit in der Gemeinde und auch im gesellschaftlichen Umfeld festgestellt als zu Beginn der Partnerschaft.

Folgende Enttäuschungen werden in der Reihenfolge der Häufigkeit von den Gemeinden genannt:

- fallende statt steigende Mitgliederzahlen, zu kleine Gruppe, keine neuen Mitglieder;
- das Interesse seitens anderer Gemeindegruppen und der Gesamtgemeinde ist gering;
- die Zusammenarbeit in Fragen der Partnerschaft mit anderen Gemeinden ist schwierig;
- die Entwicklung in der Partnergemeinde bedrückt, vor allem weil keine direkten Kontakte zu Basisgruppen möglich sind.
- zu wenig inhaltliche Arbeit in der Gruppe möglich, zu wenig Interesse für Seminare und Fortbildung;
- keine systematische Einbindung in die Gesamtplanung der Gemeinde (Partnerschaft am Rande) durch die Gemeindeleitung.

Von einer Aufbruchstimmung in den Gruppen oder gar Gemeinden ist nicht viel (mehr) zu spüren, unabhängig von den Ereignissen in der Partnergemeinde (deren veränderte Situation verstärkt natürlich noch die zur Zeit eher pessimistische Stimmung).

Hauptprobleme und Ursachen der Enttäuschung: Durch terminliche Schwierigkeiten bei den Mitgliedern der Gruppen bleibt die Arbeit oft bei Wenigen hängen. Die Vermittlung des Partnerschaftsgedanken ist recht schwierig. Viele Gemeindemitglieder sehen die Partnerschaft hauptsächlich als eine einseitige "Spenden" - Partnerschaft. Die Partnerschaftsidee ist vor allem deswegen schwer vermittelbar, weil man nicht sehen kann, was diese uns bringen soll. Die wenigen Mitglieder sind oft auch in anderen Kreisen der Pfarrei aktiv und beruflich zudem sehr belastet. Andere Gemeindemitglieder erwarten Aktivitäten von der Gruppe, machen aber selbst nicht mit. Dazu kommen noch vage Zielvorstellungen (was wollen wir?). Solidaritätsthemen werden nur wenig angenommen (man will nur spenden, aber sonst in Ruhe gelassen werden, hochkarätige Info - Veranstaltungen bleiben oft fast ohne Resonanz). Innerhalb der Gruppen liegt die gesamte Arbeit meist bei 1 - 4 Leuten. Die in der Gemeinde Engagierten haben sich zu viel noch um andere Themen zu kümmern, als daß sie noch ein neues Thema aufnehmen könnten (Überlastung der Kerngemeinde).

Zusammenfassung: Das Hauptargument der fehlenden Zeit und der damit zusammenhängenden Überlastung läßt darauf schließen, daß sich die Rangfolge der Prioritäten verschoben hat. Niemand hat Zeit. Während hier die Menschen wenig Zeit benötigen, um für den existentiellen Lebensunterhalt zu sorgen, aber dennoch keine Zeit haben, weil sie mit Dingen beschäftigt sind, die über das Existentielle hinausgehen, ist es in Peru anders herum: Die Menschen brauchen viel Zeit, um das Überleben zu sichern, haben aber darüber hinaus mehr Zeit - Zeit, die sie in die Gemeinschaft investieren, in die Verbesserung ihrer Beziehungen aber auch in die Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse. Es stellt sich die Frage, was für die Menschen hier existentiell so wichtig ist, daß sie trotz immer noch steigendem Wohlstand (auf die Mehrzahl der Gruppenmitglieder bezogen) in immer größeren Druck geraten bzw. sich immer mehr selbst unter Druck setzen. Wichtig wäre vor allem zu untersuchen, was dies für die Verkündigung der Botschaft Jesu bedeutet, wenn selbst für engagierte Gemeindemitglieder (die eigentlich nicht ums Überleben kämpfen müssen und Zeit hätten)

die Verkündigung der Botschaft Jesu bzw. ein Ausrichten an seiner Botschaft entweder nicht mehr absolute Priorität hat oder (innerhalb bestimmter gesellschaftlicher und kirchlicher Strukturen) für utopisch, d.h. für nicht realisierbar, angesehen wird. Dies wird verstärkt durch die Aussagen der Pfarrer, die sich mehrheitlich daran gehindert fühlen - und dies immer mehr - sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, nämlich die Verkündigung der Botschaft Jesu Christi. Umgekehrt: nimmt man die Verkündigung der Botschaft von Jesus dem Christus ernst, bleibt eine verschwindend kleine Zahl von Menschen, die unter den Bedingungen dieser Gesellschaft und der heutigen Zeit bereit und auch in der Lage wären, den Anbruch der Herrschaft Gottes zu verkünden und dies zeichenhaft in Gemeinschaft zu leben (als Kirche).

Stellenwert der Partnerschaft: Nach Einschätzung aller Gruppen besitzt die Partnerschaftsarbeit (noch weniger die Solidaritätsarbeit) keinen hohen Stellenwert, weder in der Gemeinde, noch in der Kirche insgesamt. Projektarbeit wird von kirchlichen Stellen als wichtiger angesehen (so der Eindruck der Gruppen) als Partnerschaftsarbeit, das wird von den Gruppen aber als Mangel oder gar Verkürzung der christlichen Botschaft angesehen. Besonders in den Referaten Weltkirche der Diözesen (außer Freiburg) und auch den Hilfswerken (was hier verständlicher ist, denn dies ist deren Hauptaufgabe) geht es nach Auffassung der Gruppen zuerst um vorzeigbare Projekte. Allgemein wird festgestellt, daß es leichter wäre, reine Projektarbeit zu machen (was dann auch viele tun, weil sie sich darüber hinaus von niemand unterstützt fühlen). Partnerschaftsarbeit wird innerhalb der Gemeinde als notwendige ("muß halt gemacht werden") "Hilfe für die Armen" eingestuft und als Angelegenheit und Aufgabe der entsprechenden Gruppe angesehen. Die Gruppe wird innerhalb der Gemeinde dann auch noch kritisiert, wenn sie zu wenig informiert und sie wird auch kritisiert, wenn sie schon wieder informieren will.

Es gibt zwar keine Probleme mit den lokalen kirchlichen Institutionen, aber auch keine inhaltliche und konzeptionelle Unterstützung oder Zusammenarbeit. Eine intensive Zusammenarbeit (Projekte und inhaltlich) mit den Hilfswerken gibt es nur in zwei Gemeinden und auch hier nur mit Misereor (Überweisung und Abrechnung über die Hilfswerke nicht mitgezählt). Einmal wurde allerdings eine Zusammenarbeit mit Misereor als äußerst hinderlich empfunden ("Bürokratie verhindert Projekt"). Sporadische Kontakte zu Misereor und Adveniat werden häufiger genannt. Fast alle Gruppen halten ihre "direkte" Hilfe für besser und zukunftsorientierter ("progressiver") als die der Hilfswerke. Andererseits sind selbst in einigen MEF - Ausschüssen die unterschiedlichen Ausrichtungen und Zielsetzungen von Misereor und Adveniat nicht bekannt.

4. Das Gestalten der Partnerschaft (Kommunikation, Besuche, wer Partner mit wem)

In drei Gemeinden sind die Ansprechpartner Gruppen (Campesinos, Comunidades, Mütterclubs, Frauengruppen). Sonst sind es der Pfarrer oder Ordensschwester (dreimal als Gemeindeleitung, inzwischen auch dies nicht mehr), einmal bis heute noch Bischof Dammert (Ende 1998 entstand aber auch in dieser Gemeinde eine Gemeindepартnerschaft über den dortigen Pfarrer). Überall, wo es keine direkte Kontakte zu Gruppen bzw. wo es überhaupt keine aktiven Gruppen in der Partnergemeinde gibt, gibt es zur Zeit wenig oder keine Kommunikation. Dies ist in mindestens sieben Partnergemeinden der Fall. In einer Gemeinde in Peru wurde aufgrund der Partnerschaft ein KGR gebildet, der die Verantwortung für die Partnerschaft trug. Über den jetzigen Bischof gibt es keinen Primärkontakt, aber gelegentlich werden Briefe ausgetauscht. Allgemeiner Wunsch aller Gruppen ist der direkte Kontakt zu den Partnern, zu den Gruppen der Partnergemeinde und zur Partnergemeinde insgesamt. Es besteht ein wachsendes Mißtrauen, daß der jeweilige Pfarrer der Partnergemeinde nicht (mehr) die dortige Gemeinde repräsentiert und das verbreitete und anerzogene Bild vom Pfarrer als Verkörperung und Repräsentant der Einheit einer Gemeinde gerät ins Schwanken. Besonders die Freiburger Gemeinden sind hier betroffen, sie werden aber vom zuständigen Referat Weltkirche bestärkt, Vertrauen in die kirchlichen Strukturen in Cajamarca zu haben.

Zusammenfassung: Die Vorbereitung der Partnerschaft Ulm - San Pedro ist in seinem Umfang und Aufwand sicher extrem (siehe Extrakapitel). Intensive Kenntnisse der dortigen Verhältnisse, vertrauensvolle Ansprechpartner und ein klares Konzept kann man nicht überall von Anfang an voraussetzen. Der Aufwand hat sich aber bewährt. Das andere Extrem war, wenn Bischof Dammert den (Bettel-) Brief eines Pfarrers aus der Tasche zog und ihn auf einem Deutschlandbesuch einer Gemeinde übergab - ohne geringste Vorbereitung und Überlegung, was daraus werden könnte und wohl auch in dem Wissen, daß der entsprechende Pfarrer für eine Partnerschaft, wie sie eine deutsche Gemeinde eigentlich wünscht, in keiner Weise geeignet war. Dies war der Anfang mehrerer "Partnerschaften". Wie weit Bischof Dammert noch in den 80er Jahren von einem sachgemäßen Verständnis von Partnerschaft entfernt war und überhaupt überblicken konnte, welche Verantwortung er beim "Vermitteln" einer Partnerschaft übernahm, kann an dieser Stelle nicht näher beleuchtet werden. Sicher ist, daß es auch für Bischof Dammert ein langer Prozeß war, die eigentlichen Dimensionen einer Partnerschaft zu sehen. Es gab aber diesen Prozeß.

Als Hauptproblem der Partnerschaften stellt sich die Frage der Ansprechpartner in den Partnergemeinden heraus. Der Wunsch nach direkten Kontakten deutscher Gemeinden zur "Basis" (zu den Ärmsten) kommt in Konflikt mit der real existierenden Gemeindesituation in den Partnergemeinden, in denen mehrheitlich die Pfarrer allein "Besitzer" der Partnerschaft oder zumindest nicht behilflich sind, Kontakte zu den einzelnen Gruppen zu ermöglichen bzw. solche Gruppen überhaupt nicht wollen (besonders nicht auf dem Land, was wiederum für die deutschen Gemeinden am attraktivsten wäre). Die sich zu stellende Frage, wer und was denn nun Gemeinde ist, wer die Träger der Partnerschaft und wer und was die bleibende und konstitutive Konstante in der Beziehung zweier Gemeinden ist, wird eher verdrängt. Oder die Probleme mit den "Ansprechpartnern" werden als spezifisches Lokalkolorit Cajamarcas angesehen, was im Grunde nichts mit uns zu tun hat und was letztlich so akzeptiert werden muß. Bei der Frage nach dem Bischof als Repräsentant der Kirche in Cajamarca verhält es sich ähnlich. Man ist froh, wenn man "seine" Partnerschaft unabhängig vom Bischof (bzw. unabhängig von dessen kirchenpolitischer und pastoraler Linie) weiterführen kann ohne sich mit den machtpolitischen Ansprüchen und Möglichkeiten des Bischofs grundsätzlich auseinanderzusetzen. Erst wenn z. B. die vertraute Ordensschwester aus der Partnergemeinde versetzt wird oder aus "unerfindlichen Gründen" oder "freiwillig" die Gemeinde verläßt, nimmt die Nachdenklichkeit zu - so geschehen in mindestens fünf Gemeinden.

Hauptakteur in der Partnerschaft ist in den deutschen Gemeinden immer die Partnerschaftsgruppe (egal wie sie sich nennt) bzw. deren Leitung, meist aber nur ein sehr enger "Kernkreis". Die Befähigung, eine führende Rolle in der Gruppe zu übernehmen, ergibt sich aus Dritte - Welt - Erfahrungen verbunden mit ausgezeichneten Spanischkenntnissen (sechs mal). In vier Gemeinden hatte niemand Erfahrung, weder mit spanisch, mit Partnerschaft noch mit irgendeiner Art von Dritte-Welt-Arbeit (diese vier Gemeinden sind auch am hilflosesten). In zwei Gemeinden ist der Gemeindepfarrer der "Motor" der Partnerschaft.

In Peru entsprechen die Hauptakteure den Ansprechpartnern (siehe oben). In keiner peruanischen Gemeinde gibt es jemanden mit Eine-Welt-Erfahrung bzw. Erster - Welt - Erfahrung, allerdings kam es zu verschiedenen Besuchen in Deutschland. Auf Diözesanebene gab und gibt es keine Orientierung in Bezug auf Partnerschaftsarbeit (unabhängig vom jeweiligen Bischof), ebensowenig eine ausgewiesene Befähigung der Ansprechpartner hierfür (wenn man von der Priesterweihe absieht). Das Partnerschaftsbüro der Diözese Freiburg in Lima wollte 1997 ein Partnerschaftstreffen in Cajamarca organisieren, doch es kam mangels Resonanz nicht zustande. Innerhalb der Diözese Cajamarca ist den einzelnen Gemeinden nicht bekannt, welche weitere Gemeinde eine Beziehung nach Deutschland hat. Ein Austausch von Erfahrungen ist daher auch unbekannt. Es besteht eher die Tendenz, bestehende Beziehungen zu verheimlichen. Eine neue Situation (die noch nicht in den Antworten der Partnergruppen berücksichtigt sein kann) entstand im Verlauf des Jahres 1998, so zum Beispiel durch das schon erwähnte Partnerschaftstreffen der Freiburger Partnergemeinden in Cajamarca.

Kommunikation mit der Partnergemeinde:

Die Voraussetzung für jede Kommunikation ist die Sprache. Das Bemühen aller Gruppen, die spanische Sprache zu lernen, ist sehr stark. Etwa die Hälfte der aktiven Gruppenmitglieder wollte oder will noch spanisch lernen, bei einem Drittel sind bereits Grundkenntnisse vorhanden. In fünf Gruppen sind in Deutschland lebende Spanier oder Peruaner Mitglieder und/oder Übersetzer. In zwei Gemeinden verfügt niemand über Spanischkenntnisse ("Fremdübersetzung" der Briefe). Sonst gibt es in jeder Gemeinde zumindest eine Person, die gut bis sehr gut spanisch spricht. (Quetschua wird in der Diözese Cajamarca außer zwei kleineren Teilgemeinden nicht gesprochen).

Die Kommunikation (Briefe) in den deutschen Gemeinden ist bis auf eine Ausnahme völlig transparent, sowohl innerhalb der Gruppe, als auch auf die Gemeinde hin (letzteres nur im Prinzip, denn viele Gruppen sind der Meinung, daß man nicht alle Tatsachen und Berichte aus den Partnergemeinden, zumindest nicht sofort, der Gemeinde z. B. im Gottesdienst mitteilen kann). Zweimal werden die Briefe exklusiv von der Gruppenleiterin geschrieben, sonst aber sind es wechselnde Briefschreiber. Meist wird in der Gruppe über den Inhalt des Briefes beraten. Die Pfarrer schreiben in vier Gemeinden öfters Briefe. In einer Gruppe sind es gar zehn Personen, die regelmäßig Briefe für unterschiedliche Gruppen und Einzelpersonen in der Partnergemeinde schreiben.

Der Inhalt der Briefe besteht in der Regel aus Absprachen zu gemeinsamen Vorhaben, Berichten über die Projektarbeit (dort) und unsere Aktivitäten (um Spenden zu sammeln) hier. Weiterhin sind Absprachen über Besuche, persönliche Anliegen, gegenseitige Informationen um sich kennenzulernen, persönliche Mitteilungen aus dem Alltag, der Familie, der Politik o.ä. Themen der Briefe. Das Hauptinteresse der deutschen Gemeinden ist das gegenseitige Kennenlernen, das Kennenlernen der Lebensumstände der Partner, ihres Alltag etc. - auch im Kontext der nationalen Situation.

Briefe aus Peru werden in der Regel veröffentlicht (Pfarrbrief, Gottesdienst, schwarzes Brett etc., mindestens aber in der Gruppe besprochen). Der Inhalt der Briefe aus Peru besteht in der Hauptsache aus Projektbeschreibungen, diesbezüglichen Anforderungen und Berichten aus der Gemeinde. Gerne wird auch über feste berichtet. Vereinzelt werden auch allgemeine Berichte über das Land Peru und über Politik sowie allgemeine Nachrichten geschrieben. Beklagt werden allgemein die schlechten technischen Möglichkeiten (unzuverlässige Post, aber auch "Schreibfaulheit" der Partner). Eine Kommunikation per e-mail gibt es noch nicht, aber viermal über Fax, doch selbst dies ist unzuverlässig, da es meist abgeschaltet ist. Vereinzelt und in dringenden Fällen wird auch telephoniert. Seit dem Bischofswechsel wird eine erhebliche Zunahme der Kommunikationsschwierigkeiten registriert, weil der Bischof als Vermittler und "Notanker" ausfällt. Seither schreiben die peruanischen Priester noch weniger oder auch gar nicht mehr. Ausländische Priester, die vorher eine große Hilfe waren und oft als Vermittler eingesprungen sind, sind nicht mehr in der Diözese (außer einem "Rentner"). Am besten funktioniert noch die Kommunikation mit den Schwestern. Allgemein wird festgestellt, daß mit Bischof Simón keine Verständigung über den Sinn von Partnerschaft möglich oder zumindest sehr mühselig ist (in zwei Gemeinden existiert dieses Problem nicht, da man sich über den Sinn der Partnerschaft mit den Partnern noch nicht ausgetauscht hat). Auch seitens der Pfarrer ist seither diesbezüglich eine Blockade festzustellen. Fünf peruanische Pfarrer reagieren nach dem Bischofswechsel überhaupt nicht mehr.

In allen (!) Gemeinden kam es zu Besuchen; bis auf zwei Gemeinden kam es auch zu einem Gegenbesuch aus Peru (Besuche Bischof Dammerts nicht mitgezählt). Eine Gemeinde war noch nicht zu Besuch in Peru, bekam aber Besuch (ohne Einladung) vom dortigen Pfarrer.

Als Motive für einen Besuch in Peru werden genannt: Das Kennenlernen der Partner und deren Umfeld, Besuche als Lernfeld der Partnerschaft, Motivationsschub, Verteilung der "Lasten" hier auf mehrere Schultern (Erweiterung der "Kerngruppe" mit den Besuchern), Vertiefung der Beziehungen, die Partner bekommen "Gesichter", persönliche Erfahrungen. Die Teilnehmer der Besuchsreisen sind eher zufällig zusammen gekommen, besondere "Motivationsnachweise" werden nicht verlangt, obwohl alle Besuche im Namen der jeweiligen Gemeinde verstanden werden.

Es kam auch vereinzelt zu längeren Aufenthalten im Rahmen der Partnerschaft, so waren aus Ulm zwei Krankenschwestern (18 bzw. 6 Monate) im Auftrag der Gemeinde und zwei Jugendliche (je drei Monate, einer der Jugendlichen wurde durch den Besuch bestärkt, Priester zu werden) in der Partnergemeinde. Zwei Gemeinden schickten je einen Freiwilligen - Vermittlung über Freiburg - für ein Jahr, die aber nun beide nicht mehr in der Gemeinde aktiv sind.

Nur in drei Gemeinden gab es eine gezielte, intensive Vorbereitung (Landeskunde, Sprache, Kirche vor Ort, Mentalität etc.) des Besuches. Die Durchführung des Besuches war in vier Gemeinden sehr genau geplant, in Absprache mit den Partnern und einem Besuch aller Bereiche und Gruppen vor Ort. Häufig kam es aber zu "blitzartigen" (sehr kurze Dauer und ohne große Vorbereitung) Besuchen und zu Kontakten nur mit den "Offiziellen" (Pfarrern, Schwestern). Außer dem Wunsch, die Partner kennenzulernen und auch die bisherigen Projekte zu sehen, gab es meist kein Konzept für Besuche. Fast immer wurden auch Bischof Dammert und dessen Mitarbeiter besucht. Alle Besuche werden als offizielle Besuche im Rahmen und im Namen der Partnerschaft gesehen, werden aber stets privat finanziert (Gegenbesuche aber auf Gemeindegeldern). Als Nachbereitung kam es in der Gemeinde stets zu einem Bericht über die Reise (Diavortrag etc.), ebenso zu Dankesbriefen. Eine neue und fundiertere Motivation wird als wichtigstes Ergebnis genannt.

Zusammenfassung Besuche: Das persönliche Kennenlernen ist für alle Gemeinden ein unverzichtbarer Bestandteil der Partnerschaft. Persönliches Kennenlernen bedeutet auch, die Verhältnisse, Lebensumstände etc. der Partner kennenzulernen. Die Besuche werden einstimmig als entscheidend und wegweisend für die Partnerschaft genannt, ohne Besuche geht es nicht.

Vorbereitung, Organisation und Erfolg der Besuche hängen entscheidend von dem Selbstverständnis der Gruppe (z. B. pastorales Anliegen, Projekte eher im Mittelpunkt, Touristik) und von den entsprechenden Ansprechpartnern ab. Wenn es wenig Ansprechpartner gibt oder nur der Pfarrer die Gruppe empfängt, erschwert dies ein Kennenlernen der Partnergemeinde und der jeweiligen negativen und positiven Seiten der Lebensumstände der Partner. Deren Probleme, einschließlich der Ursachen, können so notgedrungen nicht authentisch zur Sprache kommen.

Besuche der peruanischen Partner in Deutschland sind viel problematischer, auch weil oft nur der Pfarrer zu Besuch kommen kann. Die meisten Pfarrerbesuche führten nicht oder nur für kurze Zeit zu einer Belebung der Partnerschaft. Peruanische Pfarrer sehen in ihrer Mehrheit den Besuch eher als "Lohn" der Partnerschaft und weniger als Möglichkeit, mit neuen Ideen in die eigene Gemeinde zurückzukehren. Aus zwei Gemeinden wird berichtet, daß der Besuch den peruanischen Besucher verändert hat und daß nun mehr Verständnis z. B. dafür besteht, daß wir für unser Spendenaufkommen hart arbeiten müssen und das Geld nicht auf der Straße liegt. Man erwartet aber in der Regel viel mehr von einem Besuch, weiß aber keine Lösung, wie man dies erreichen könnte. Die Mehrzahl der Gemeinden ist daher mit Einladungen sehr vorsichtig, ist sich aber gleichzeitig bewußt, daß die Ungleichheit der Besuche die generelle Schiefelage (von arm zu reich) eher noch bestärkt. Campesinos waren noch nicht zu Besuch. Einladungen an die direkt Betroffenen (z. B. Campesino-Katecheten) werden diskutiert, im Prinzip auch für wünschenswert erachtet, doch wegen der zu großen sozialen und kulturellen Unterschiede nicht ausgesprochen (Angst vor Kulturschock).

Alle Gruppen haben noch andere Informationsquellen (je länger die Beziehung, desto mehr). Zu Bischof Dammert hatten alle Gemeinden Kontakt, ebenso zu Deutschen in Cajamarca. Kontakte zu bestimmten Personen (außer Deutschen) außerhalb der Partnerschaft gibt es nur sehr selten. In Deutschland sind es vor allem die "Informationen aus Cajamarca", das Perubüro Heidelberg, das Referat Weltkirche der Erzdiözese Freiburg, die KAB Freiburg sowie andere Cajamarca-Gruppen, von denen man sich informieren läßt. Insgesamt aber ist das Wissen um andere Partnerschaften nicht allzu groß, die Möglichkeiten der Information werden nicht ausreichend ausgeschöpft und die vorhandenen Informationen aus Zeitmangel wenig gelesen. Dennoch herrscht ein allgemeines Klagen, daß man zu wenig weiß und man eigentlich viel mehr wissen sollte. Dem Referat Weltkirche der Erzdiözese Freiburg (in Zusammenarbeit mit der KAB Freiburg) ist es zu verdanken, daß sich mehrere Partnergemeinden z. B. mit der Problematik der Auslandsverschuldung befaßt haben.

Wissen der Partner über uns: Zwei Gemeinden informieren gezielt über das Leben in Deutschland, z. B. über demokratische Strukturen wie KGR u.a., über Entscheidungswege in hiesigen Gremien, über soziale Probleme und wie wir zu Geld kommen (Spenden, aber auch Kirchensteuersystem etc.). Die Verantwortung gegenüber den Spendern wird in drei Gemeinden betont und den Adressaten vor allem dann mitgeteilt, wenn man bestimmte Dinge nicht finanzieren will. Auch über die politische Situation und die Situation der Kirche in Deutschland (demokratische Strukturen, viele hauptamtliche Laien und Lientheologen, Ökumene etc.) wird in zwei Gemeinden gezielt berichtet. Solche Informationen sind aber nicht die Regel. In den meisten Gemeinden werden Informationen über Aktivitäten für Spenden den Partnern mitgeteilt. Dortige Ansprechpartner (Pfarrer etc.) erzählen ihrer Gemeinde von sich aus nichts oder nur wenig - selbst dann nicht, wenn sie zu Besuch in Deutschland waren und in ihre Gemeinde zurückkehren.

Die Abhängigkeit von Geld ist in einer Gemeinde ein ständig wiederkehrendes Thema, sonst wird eher Abhängigkeit von Personen (hier und dort) genannt. "Abhängigkeiten" sind auch im positiven Sinn zu verstehen, da dies ein aufeinander Bezogenheit und Freundschaft bedeutet. Jede Partnerschaft (sich öffnen, eine Beziehung eingehen) bedeutet, sich abhängig zu machen, ja sich auszuliefern. Dieser Gesichtspunkt wurde nur von einer Gemeinde thematisiert. Mehrheitlich wird als selbstverständlich angesehen, daß wir Geld schicken, dies wird aber nicht als Abhängigkeit gesehen oder gar problematisiert. Vielmehr herrscht die Sorge vor, daß einem der Partner abhanden kommt, Kontakte verloren gehen oder es keine Partnergruppen in der Partnergemeinde gibt.

Kontakte außer der bestehenden Partnerschaft zu anderen Gemeinden, Gruppen oder Organisationen in Cajamarca, Peru oder auch anderen Teilen der Welt sind sehr selten. Dreimal spielen noch "alte" Projekte bzw. andere Partnerschaftsbeziehungen eine Rolle. Zweimal, und dann auch nur punktuell, werden diözesane Aufgaben in Cajamarca unterstützt (Straßenkinder, Diözesaneinrichtungen). Eine Gruppe streut gezielt ihre Spendengelder, um keine Abhängigkeiten bei den Partnern entstehen zu lassen.

Die Frage der Spiritualität wird in den meisten Antworten ausgeklammert und bezieht sich sonst fast ausschließlich auf Fürbitten und Gottesdienste. Vereinzelt (je zweimal) werden noch Partnerschaftssymbole sowie Gebet und Besinnung zu Beginn der Sitzung genannt. Eine Ausnahme ist der Förderkreis (nicht kirchlich): "Als ‚spirituell‘ bezeichnen wir unsere Arbeit im folgenden Sinne: wir beschäftigen uns mit sozialen und kulturellen Fragen. Spiritualität verstehen wir nicht nur religiös, sondern auch als das Anliegen, Menschen anderer Kulturen zu verstehen und hier eine Brücke von Menschen zu Menschen zu schlagen. Dies ist auch dann möglich, wenn wir in ganz unterschiedlichen Welten leben. Durch die Auseinandersetzung mit der Welt der Partner, mit ihrem Leben, mit ihren Problemen, verändert sich auch etwas in uns".

Zusammenfassung Kommunikation: Die Berichte über Projekte stehen auf beiden Seiten im Vordergrund. Auf deutscher Seite wird aber mehr versucht, auch über die eigene Situation zu informieren (Politik, Wirtschaft, soziale Situation, Alltagsleben, Leben in der eigenen Gemeinde). Auf peruanischer Seite wird über die genannten Themen - mit seltenen Ausnahmen - aber dann informiert, wenn die Beschreibung in einem Zusammenhang mit dem Projekt steht. Es wird dann die Armut beschrieben um die Notwendigkeit der Hilfe herauszustellen. Fünf peruanische Gemeinden geben meist im Zusammenhang mit Projektvorhaben auch die jeweiligen Pastoralpläne bekannt Diese fünf Gemeinden sind auch am demokratischsten organisiert und dort bestehen die meisten Gruppen. In der Regel ist auf deutscher Seite die gesamte Gruppe an der Kommunikation beteiligt, auch die Gemeinde wird mit einbezogen. Der Pfarrer steht dabei nicht im Mittelpunkt. Auf peruanischer Seite ist die Kommunikation in der Mehrzahl der Gemeinden auf eine Person beschränkt (meist Pfarrer, Schwester). Auf peruanischer Seite besteht eher die Gefahr einer einseitigen Information, weil die Kommunikation mehr interessengeleitet ist oder gar der Briefeschreiber die Realität seiner Gemeinde bzw. die Mentalität der Campesinos nicht kennt.

Der Wunsch, die Sprache der Partner zu verstehen und zu lernen, ist auf deutscher Seite stark ausgeprägt. Auf peruanischer Seite spricht niemand deutsch oder hat wegen der Partnerschaft begonnen, deutsch zu lernen. In drei Fällen sind eher zufällig und aufgrund von Auslandsaufenthalten, die nicht im Zusammenhang mit der Partnerschaft stehen, minimalste Deutschkenntnisse vorhanden. Auf beiden Seiten wird dieser ungleiche Zustand als selbstverständlich angesehen. Als ebenfalls selbstverständlich wird angesehen, daß die deutschen Partner sich auf eigene Initiative über das Partnerland informieren, während umgekehrt dies nicht erwartet wird und auch selten geschieht. Bei den wenigen deutschen Gemeinden, in denen systematisch versucht wurde, die Partner auch über das eigene Gemeindeleben, über soziale und politische Entwicklungen hier und über Kirche und Glaube in Deutschland zu informieren, stießen diese Informationen auf großes Interesse.

Kommunikationsprobleme über die Sprache hinaus werden nicht thematisiert, höchstens geahnt oder in die gängigen Muster einsortiert. Dabei werden immer wieder diese beiden Bewertungen genannt: seitens der Deutschen, daß die Peruaner schreibfaul seien und seitens der Peruaner, daß die Deutschen zu rational (gemeint ist ohne Gefühl) und zu wenig flexibel seien. Die Antworten der Gruppen lassen darauf schließen, daß zwar von einem Kulturschock und von der Fremdheit und Andersartigkeit der Partner gesprochen wird, aber daß dies nur in wenigen Fällen zu einer grundsätzlichen Infragestellung der eigenen Person (Lebensstil, Glaube, Glaubenspraxis usw.) oder der pastoralen und sozialen Praxis der Gemeinden führt.

5. Projekte

Die Vorschläge für die Projekte kommen immer von den Partnern! Dies sind (s.o.) meist die Pfarrer oder die Schwestern. Bei den drei Gemeinden mit Direktkontakten kommen die Vorschläge auch von den Gruppen direkt. Entschieden über die Projekte wird in der Gruppe hier, selten in Rücksprache mit den Partnern. In einer Gemeinde gibt es grundsätzlich echte Haushaltspläne, die gleichzeitig als Pastoralpläne anzusehen sind, sonst stehen vereinzelt Finanzierungspläne für einzelne Projekte im Vordergrund. Pastoralpläne (pastoral - soziale Vorhaben für die nächste Zukunft) ohne Finanzierungsvorschläge werden unregelmäßig von weiteren vier Gemeinden geschickt.

Die Art der Projekte: (Themenbereiche nach Häufigkeit geordnet)

- Pastoral- und Weiterbildung, Pfarrei: Förderung der Voraussetzung der Seelsorge, vor allem Katechetenbildung, Campesino - Treffen (Schulung, Finanzierung von Katechese.); Bau von Versammlungshäusern; Bau eines Pfarrzentrums und Kirchenbauten, Kapellen auf dem Land, Grundstückskauf für den Kirchenbau, die Einrichtung von Gemeindezentren und z.B. der neuen Pfarrbibliothek, Beschaffung von Versammlungsräumen und Unterkünften für Gruppen; Versammlungsräume für Frauen- und Müttergruppen;

- Landwirtschaftliche Projekte: landwirtschaftliche Projekte wie neues Saatgut, verbesserte Tierzucht, Kanalbau und Bewässerung, Einrichtung einer Getreidemühle, Aufforstung, Erlernen neuer Anbaumethoden, Anlegen von Mustergärten, Zucht von Kleintieren und Gartenanbau zur Unterstützung der Mittagstische, Gewächshäuser, Wasserleitung und Wasserzisterne.

- Gesundheit: Botequines, Gesundheitsförderung, Gesundheitsfond für anfallende Krankenhauskosten, Gesundheitswesen (Posta medica), ein Klein - Apotheken - Projekt, Hilfe mit Medikamenten über Medio, Soforthilfe für Kranke und deren Angehörige und zur medizinischen Vorsorge.

- Ausbildung: Lehrergehälter, Ausbildungsunterstützung, Schulbau und Solarenergie für die Schule, Einrichtung und Unterhalt von Kindergärten; Ausbildung im Handwerk (mit SENATI), Alphabetisierung; Nähschule, Strick- und Webwerkstatt, Bau des Schulhauses und Ausrüstung der Schule, Durchsetzung von Ernährungsprogrammen; Aufbau der Mütterclubs und Bau des Klubhauses; Kinderhort, Frauenberatung, Kleinkreditwesen der Mütterclubs.

- "Caritas": Comedores (Gemeinschaftsküchen), Lebensmittelhilfe, Hilfe für Schuhputzerinnen in Cajamarca, Schaffung einer Volksküche, Unterstützung arbeitender Kinder in Cajamarca, Kranke aus Bambamarca nach Lima.
- Sonstige: Umsiedlungsmaßnahmen bei Staudammprojekt, Straßenbau, Autokauf,
- "Frauenarbeit": gezielt und als Schwerpunkt nur in zwei Gemeinden.

Fazit: In drei Gemeinden liegt ein gezielter Schwerpunkt auf der Ausbildung von Katecheten, in zwei Gemeinden gibt es eine gezielte Frauenarbeit. Ansonsten überwiegen in dieser Reihenfolge (nur aufgrund der Nennungen, nicht der Beträge, da diese selten genannt werden): Ausbildung und Katechese (gemeint sind oft die laufenden Kosten einer Pfarrei), Landwirtschaft, Gesundheit und die entsprechenden Bauten (Infrastruktur). Diese Schwerpunkte sind in etwa vergleichbar mit den Schwerpunkten bei Misereor. Frauenarbeit spielt außer in den beiden genannten Gemeinden keine (wichtige) Rolle, vor allem dort nicht, wo die Partnerschaft über den jeweiligen Pfarrer läuft. Dies ist um so bemerkenswerter, weil es die Frauen sind, die am meisten benachteiligt (unterdrückt) sind, die in den Partnergemeinden die Arbeit leisten und mit denen am ehesten Veränderungen zu verwirklichen sind. Die deutschen Gruppen sehen dies auch (im Prinzip) so, finden aber wiederum keine Möglichkeiten, über ihre Ansprechpartner in diesem Sinne einzuwirken. Projektverantwortliche sind die jeweiligen direkten Ansprechpartner. Als eigentliche Adressaten der Gelder (für wen eigentlich bestimmt) werden durchgehend die Ärmsten genannt.

Indirekt wird genannt, daß in den meisten Gemeinden für den jeweiligen Pfarrer der Kauf eines Auto (mit-) finanziert wurde und auch die laufenden Unterhaltskosten für das Auto getragen werden. Die Verwendung des Autos wird - öffentlich - nicht in Frage gestellt (alle Pfarrer haben ja eine sehr große Pfarrei). Autos werden von hier aus z. B. lediglich als "Vehikel" angesehen, um den Ärmsten besser dienen zu können. Dies widerspricht aber einerseits dem "Selbstverständnis" der überwiegenden Mehrheit der heutigen Pfarrer in Cajamarca, die ein Auto als angemessenes "Werkzeug" ihres Berufsstandes ansehen und damit gerade nicht auf das Land fahren und widerspricht andererseits der bisherigen Erfahrung in der Diözese Cajamarca, daß für eine authentische Arbeit mit den Ärmsten kein Auto notwendig ist bzw. dies gerade eine solche Arbeit erschweren kann. Die nachhaltigsten Erfolge in der Pastoralarbeit erzielten diejenigen (Bischof Dammert, einige Pfarrer, Schwestern und "hauptamtliche" Mitarbeiter), die ohne Auto und sonstige "Zeichen der Überlegenheit" mit den Ärmsten lebten.

Über die Höhe der bisherigen "Investitionen" machen nur sechs Gemeinden genaue Angaben. Sie betragen durchschnittlich etwa 10.000 DM im Jahr. Die mit Abstand größten Beträge zweier Gemeinden erreichen bei regelmäßigen Überweisungen monatlich bzw. vierteljährlich eine Größenordnung von 60.000 bis 90.000 DM jährlich. Von Herzogenaurach gingen größere Beträge über Misereor und Adveniat an die Partner, von Ulm einmal 50.000 DM an das "DAS" (Sozialarbeit der Diözese). In zwei Gemeinden wird das Problem "heimlicher" Überweisungen von Pfarrer zu Pfarrer genannt.

Sechs Gruppen schreiben ausführlicher über ihre Erfolge und Schwierigkeiten in der Projektarbeit. Die anderen Gruppen lassen dieses Thema aus. Als Erfolge werden genannt: Emanzipation, Stärkung der Eigenverantwortung von Gruppen, das Bewußtsein "wir sind Kirche" und materielle Verbesserung der Lebenssituation der Partner. Weiterhin werden aufgezählt: Aufbau und Ausgestaltung von Schulen (Verdoppelung der Schülerzahlen), Zufriedenheit über den Ablauf vor allem kleinerer überschaubarer Projekte und überschwengliche Dankesbriefe, die als Motivation für die eigene Gemeinde sehr wichtig sind.

Häufigste Schwierigkeiten: Fehlplanung, kurzfristige Änderung eines Projekts ohne Absprache, mangelnde Wartung und Instandhaltung, persönliche Interessen von Gemeindemitarbeitern drüben (führte zum Abbruch zu diesen und zur Neuorientierung in der Partnerschaft), der Wunsch des Bischofs, alle Hilfsgelder an sich zu ziehen und Probleme beim Pfarrerwechsel.

Eine inhaltliche Zusammenarbeit (nur fünf Antworten) - im Rahmen der Partnerschaft über die Grenzen der eigenen Partnergemeinde hinaus - sehen zwei Gemeinden als ein Schwerpunkt und als Ausdruck des eigenen Selbstverständnisses. Sie arbeiten hier mit Misereor, Adveniat, BMZ und Perugruppen in Deutschland zusammen, in Peru mit Frauengruppen, mit dem DAS, mit der Universität Cajamarca und mit Senati. Eine Gemeinde nennt noch die Zusammenarbeit mit Kolping (hier). Die genannten Gemeinden nennen dann als gemeinsame Projekte oder Initiativen ohne Geld: Aktionen wegen der Goldminen und deren Auswirkungen auf die Campesinos in Cajamarca, Ausstellungen wie z.B. 500 Jahre Unterdrückung (1992) und über die Theologie der Befreiung; sie unterstützen auch finanziell die Studie (den peruanischen Anteil der Kosten) über "30 Jahre Pastoralarbeit in Cajamarca".

Über das Geld bestimmt hier die Gruppe, bei größeren Vorhaben der KGR. In den Partnergemeinden sind es wiederum die Ansprechpartner (s.o.), die über das Geld verfügen. Diese sind demnach auch die Adressaten (formal, aber nur in Stellvertretung). Die Überweisungen werden per Orderscheck, durch Banküberweisung oder auch über ein Konto in Deutschland getätigt. Auch bei Besuchen werden größere Geldmengen direkt übergeben. Insgesamt herrscht bei den Gruppen keine große Auskunftsfreudigkeit über ihre finanziellen Möglichkeiten und Gepflogenheiten.

Abgerechnet wird in fünf Gemeinden anhand von Fotos, Buchführung und (ungefähren) Belegen. Wichtig für alle insgesamt ist, daß man über Verlauf, Stand und Abschluß der Projekte informiert wird. Genaue Abrechnungen werden nicht explizit verlangt, aber von drei Partnergemeinden trotzdem geschickt. Das Bedürfnis nach Kontrolle ist gering. Als Hauptprobleme in dem Bereich Projekte und Geld werden eher "technische" Probleme wie das chaotische peruanische Bankwesen, Probleme mit einem Dollarkonto und zu große Projekte, weniger aber grundsätzliche Schwierigkeiten genannt. Außerdem wird allgemein eine bessere Kommunikation über die Projekte gewünscht (über Zielsetzungen, Projektabsprachen, Projektfortschritte).

Es ist wenig bekannt, was die Gelder bei den Empfängern bewirken. Von den "Begünstigten" selbst kommen diesbezüglich wenig/keine Rückmeldungen (nur bei Direktkontakten und abgesehen von unverbindlichen Dankesbriefen). Pfarrer informieren selten darüber, sie schreiben statt dessen oft überschwengliche, aber nicht konkrete Dankesbriefe. So bleibt als Hauptinformationsquelle der persönliche Besuch bei den Partnern.

Das Geld für die Partnerschaft stammt in der Regel von der Gottesdienstgemeinde (außer Förderkreis): "Haupteinnahmequellen" sind regelmäßige Kollekten, die Aktion der Sternsinger und "Geschwisterlich teilen", Bazare und der Verkauf von peruanischem Kunsthandwerk und Dritte - Welt - Waren, Veranstaltungen und Daueraufträge von Gemeindemitgliedern. Über Ablauf und Abschluß der Projekte wird regelmäßig den Gottesdienstbesuchern berichtet, außerdem dem KGR und in den Gemeindeinformationen. Nach vollendetem Projekt wird immer die Gemeinde informiert. Man möchte gerne noch mehr berichten, wenn man noch mehr Informationen hätte, denn der Bericht über ein konkretes Projekt, erst recht dessen glückliche Vollendung, wird als hauptsächliche Motivation für die Spender angesehen.

Zusammenfassung Projekte: Die deutschen Gemeinden möchten in keiner Weise den Eindruck erwecken, den Partnern bestimmte Projekte aufzuzwingen. Tatsächlich werden in keiner Gemeinde die Projekte von hier aus vorgegeben, sondern alle Projektvorschläge kommen von den Partnern. Hier wird dann lediglich geprüft, ob diese Projekte finanzierbar sind oder nicht. Auch wird peinlichst vermieden, den Partnern inhaltliche Vorgaben zu machen, außer - aus deutscher Sicht als selbstverständlich vorausgesetzt - daß die Arbeit und das Geld den Armen zugute kommt. Man vertraut dem Partner (meist Pfarrer), daß dieser am besten weiß, was zu tun sei. Dennoch wäre es allen Gruppen lieber, wenn die Vorschläge von den Bedürftigen selbst kämen, diese mindestens aber mit einbezogen würden. Aber das traut man sich, wenn überhaupt, nur sehr zaghaft zu formulieren, da es sonst als Zeichen des Mißtrauens ausgelegt werden könnte. Da, wie schon festgestellt, die pasto-

rale Komponente nicht stark ausgeprägt ist, wird wenig nach dem pastoralen Konzept gefragt. Bedauert wird sehr, daß von den Betroffenen keine Rückmeldungen kommen und selbst von den Verantwortlichen kommt wenig. Dennoch möchte man nicht kontrollieren um nicht als "Kolonisator" zu erscheinen. Die meisten Gruppen stehen aber in dem Dilemma, einerseits sich den Spendern verantwortlich zu fühlen und diese auch entsprechend zu informieren und Rechenschaft abzulegen und andererseits den Partnern gegenüber äußerst verständnisvoll zu sein (sein zu müssen) und keine unnötigen bürokratischen Hürden einzubauen. Denn gerade darin möchte man sich ja von den großen Hilfswerken unterscheiden (ohne allerdings, die Arbeitsweise, Form der Projektbegleitung, Grundlagen und Zielvorstellungen, z. B. von Misereor genau zu kennen) Eine entschiedenere Begleitung der Projekte seitens der deutschen Gemeinden wäre wünschenswert. Dabei könnten die Erfahrungen der Hilfswerke (Misereor) von großem Nutzen sein, doch werden diese Erfahrungen aus verschiedenen Gründen wenig genutzt bzw. es besteht ein Informationsdefizit (beiderseits), was seitens der Gemeinden schnell zu Vorurteilen führt ("wir handeln unbürokratisch, aber die Hilfswerke..")

Auch wenn rein technische Projekte, Bauten, Landwirtschaft usw. überwiegen und als leichter abwickelbar angesehen werden, möchten doch alle Gemeinden, daß in den Partnergemeinden mehr Gruppen entstehen, daß Katecheten mehr Verantwortung übernehmen und auch pastorale Fortschritte (einheimische Kirche, Rolle der Laien, Basisgemeinschaften) gemacht werden. Diese Wünsche werden aber erst auf Rückfragen geäußert und sind eher unterschwellig vorhanden. Man findet keine Möglichkeit (oder ist nicht in der Lage), dies deutlich zu formulieren und auch den Partnern gegenüber zu vertreten, was zudem von der Mehrzahl der Gruppen als unzulässige Bevormundung betrachtet würde und deshalb unterlassen werden sollte.

Über die Hälfte der befragten Gemeinden geben nur zögerlich Auskunft über die Projekte, vor allem wenn es um Probleme oder die Höhe der Spenden geht. Noch zögerlicher ist man, wenn es um die Information in der Partnergemeinde geht. Aus Angst, den peruanischen Pfarrer bloßzustellen, nutzt man nicht die Gelegenheit, z. B. bei Besuchen in der Partnergemeinde, in der Öffentlichkeit (in der Partnergemeinde) über die Partnerschaft, konkret über die Höhe der geschickten Spenden, zu informieren. Man fürchtet - neben der evtl. Bloßstellung - Neid und Streit zu verursachen, ohne zu bedenken, daß gerade eine mangelnde Information zu Unfrieden führen kann. Die Mehrzahl der peruanischen Gemeindemitglieder (bezogen auf die Gesamtheit der Gläubigen im statistischen Sinne und nicht bezogen auf die aktiven Gruppen) geht selbstverständlich davon aus, daß jeder Pfarrer, der Besuch aus Deutschland bekommt oder gar selbst schon in Deutschland war, seinen Teil abbekommt. Die wenigen Gemeinden mit direkten Beziehungen haben dank der vorhandenen Transparenz nicht diese Probleme. Ein peruanischer Pfarrer, dem die Partnerschaft ein großes Anliegen ist, müßte in seinem eigenen Interesse und zu seinem eigenen Schutz für Transparenz sorgen. In den deutschen Gemeinden ist Transparenz selbstverständlich, ebenso eine demokratische Entscheidung über die Spenden (in mindestens zwei Gemeinden haben aber die jeweiligen Pfarrer damit ihre Probleme).

Alarmierend ist, daß kaum wahrgenommen wird (oder gar nicht wahrgenommen werden kann), was die Gelder bei Adressaten (den Ärmsten) bewirken oder welche Empfindungen sie auslösen können. Neben den schon erwähnten mangelnden Direktkontakten spielt hier auch die Unkenntnis der Mentalität der Empfänger eine Rolle. Es wird sehr schwer sein, sich als Außenstehender in die Mentalität der Empfänger einfühlen zu können. Dies sollte zumindest aber als Herausforderung erkannt und als Ziel, dem man sich nur annähern kann, nicht aus dem Auge verloren werden. Denn von diesem Bemühen hängen nicht nur so grundsätzliche Fragen ab, ob es überhaupt möglich (oder auch sinnvoll) ist, sich dem Fremden (analog dem "Anderen") so zu öffnen, daß dieser weder Vereinnahmung noch die eigene Identität gefährdet, sondern stabilisiert wird. Es geht um auch praktische Fragen der Wahrnehmung, der Rückmeldung und damit der Möglichkeit eines Dialogs. Es ist auf Dauer nicht durchzuhalten, einerseits den Ärmsten helfen zu wollen, gar in einen konstruktiven Dialog "von Angesicht zu Angesicht" eintreten zu wollen, andererseits aber ständig mit der "Unmöglichkeit" eines direkten Kontaktes konfrontiert zu werden. Auch kann durch die kaum vorhan-

dene Wahrnehmung der Empfindungen der Betroffenen nicht überprüft und notfalls korrigiert werden, ob der eingeschlagene Weg der Partnerschaft und Projektarbeit nicht doch zuletzt nur die bisherigen Muster der Abhängigkeit verstärkt oder nicht. So kann z. B. durch "vorschnelle" Geldüberweisungen und ohne sonstigen Kontakte der Eindruck bei den Adressaten verstärkt werden, daß die reichen Deutschen als reine "Geldesel" betrachtet werden (wollen) und daß es sehr dumm sei, dies nicht auszunutzen.

6. Weiterbildung

Die Hälfte der Gruppen legt großen Wert auf interne Weiterbildung, drei Gruppen arbeiten daran systematisch. Inhalte sind Politik, Umwelt, Wirtschaft, Menschenrechte, fairer Handel und Finanzpolitik (Auslandsverschuldung). Den meisten Gruppenmitgliedern ist es nicht möglich, sich auf eigene Initiative selbst weiterzubilden bzw. stets auf dem laufenden zu sein. Es besteht aber mehrheitlich der Wunsch, innerhalb der Gruppe mehr inhaltlich arbeiten zu können (Berichte und Auseinandersetzung über die Arbeit vor Ort, mehr Sachinformationen, Zeit zu haben für Seminare, spanische Sprache lernen). Zeitmangel und die gleichzeitige Beschäftigung mit weiteren Sachgebieten, die nichts mit der Partnerschaft zu tun haben, sind das größte Hindernis für eine Weiterbildung zum Thema Partnerschaft. Auch die Öffentlichkeitsarbeit wird von allen als sehr wichtig bezeichnet. Alle informieren über die Partnergemeinden, die Mehrzahl lokal auf ihre Partner bezogen, die Minderheit auch unter Einbeziehung der wirtschaftlichen und sonstigen globalen Fragen. Informiert wird hauptsächlich an Perusontagen (in Gottesdiensten, dazugehörige Veranstaltungen), dann im Pfarrbrief und nach Rückkehr von Perureisen. Auch ein Besuch aus der Partnergemeinde ist stets ein willkommener Anlaß, in die Öffentlichkeit zu gehen. Selten werden Informationsveranstaltungen außer diesen erwähnten Gelegenheiten angeboten.

Über die Gemeinde hinaus wird vereinzelt in der Presse berichtet. Besuche aus der Partnergemeinde scheinen am ehesten geeignet, die Presse für das Thema zu interessieren. Dies gilt auch für Berichte über Besuche in den Partnergemeinden, vor allem wenn es sich um "Delegationen" einer Gemeinde handelt. Berichte über die Partnerschaft als solche, über eigene Veranstaltungen oder auch Berichte über Sachthemen wie z.B. die Auslandsverschuldung, gelangen nur sehr vereinzelt in die Medien. Dies liegt aber nicht nur an der mangelnden Bereitschaft der Medien, sondern auch an den Gruppen, die solche Themen wenig anbieten. Für drei Gemeinden ist diese Art der Information und der Öffentlichkeitsarbeit ein Schwerpunkt ihrer Partnerschaftsarbeit. Diese drei Gemeinden haben auch eigene (Wander-) Ausstellungen erarbeitet und bekommen auch die meisten (über-) regionalen Einladungen als "Experten".

Folgende Arten der Information und der Veranstaltungen werden genannt: Vorträge bei anderen Gruppen der Gemeinde, Infoveranstaltungen mit Besuchern aus Peru, Aktionen wie Ökofest, "Ernte teilen", Stände in der Stadt, Gottesdienste und Predigten mit den Besuchern, Briefe an Abgeordnete, Minister und Adveniat, Infoblatt, schwarzes Brett in der Kirche, Aufführung des Musical "Romeo", Filmreihe mit peruanischen Filmen, Rundfunkinterview und Teilnahme an ökumenischen Veranstaltungen in der Region. Die Mehrzahl dieser Aktivitäten werden in den erwähnten drei Gemeinden durchgeführt. In den anderen Gemeinden kommt es eher vereinzelt zu entsprechenden Aktivitäten. Alle diese Veranstaltungen werden auch als Werbung für die konkrete Partnerschaft und die Partnerschaftsidee benutzt. Die "Hauptwerbeträger" der Partnerschaftsidee sind ansonsten Perugottesdienste, "Gemeinde im Bild" (an alle Haushalte), ständige Schautafeln in Kirche und Gemeindehaus, Veranstaltungen und Diavorträgen über Peru. Zwei Gemeinden haben ein eigenes Logo. Zur politischen Gemeinde bestehen praktisch keine Kontakte, in keiner Gemeinde gibt es eine systematische Zusammenarbeit.

Ein Erfahrungsaustausch mit anderen Gemeinden geschieht am intensivsten auf dem Cajamarca-Treffen in Ulm. Für die Freiburger Gemeinden ist zusätzlich das jährliche Diözesantreffen aller

Partnergemeinden ein guter Ort zum Erfahrungsaustausch (bzw. ausschließlich, denn zwei der sechs Freiburger Gemeinden waren noch nie auf dem Ulmer Treffen). Die oben erwähnten drei Gemeinden mit dem Schwerpunkt Öffentlichkeitsarbeit haben auch die meisten Kontakte zu den anderen Cajamarcagruppen. Dortmund ("Informationen aus Cajamarca") gilt darüber hinaus immer noch als zentrale Informationsquelle und auch als Ansprechpartner. Einladungen von Gemeinde zu Gemeinde gab es selten. Herauszuheben sind hier die Gemeinden aus Ulm und Tettngang. Ulm wurde u.a. von den Gemeinden in Tettngang, Dortmund, Herzogenaurach, Castrop-Rauxel und Tiefenbronn über Fragen der Partnerschaft allgemein und die Theologie der Befreiung insbesondere eingeladen. Tettngang wurde häufig angefragt und eingeladen um über die Goldminen von Yanacocha zu referieren (in Stuttgart, Tübingen, Essen, Mannheim - jeweils nichtkirchliche Organisationen)

Die Kontinuität der Arbeit ist trotz aller Anstrengungen langfristig ein Problem. Außer bei dem Förderkreis Cajamarca in Herzogenaurach gibt es sonst in keiner Gemeinde neue Mitglieder (in zwei Gemeinden kam es nach der Befragung im Laufe des Jahres 1998 zum Entstehen einer neuen Gruppe). In Herzogenaurach gibt es auch regelmäßige Kontakte zu Schulen und die Idee eines Workcamp für deutsche Jugendliche in Cajamarca. Ebenfalls regelmäßige Kontakte zu Schulen gibt es sonst nur noch in Tettngang. Von Jugendarbeit zum Thema Partnerschaft wird ansonsten nicht berichtet, aber in vier Gemeinden wird im Rahmen des Firmunterrichts die Partnerschaft vorgestellt. Außer dem strikten Nein einer Gruppe wollen alle anderen Gruppen neue Mitglieder gewinnen und erhoffen sich dadurch neue Impulse, doch bleibt dies ohne dauernden Erfolg und ist Ursache permanenter Enttäuschung - außer in dem nichtkirchlicher Förderkreis. Im Förderkreis, als Gruppe von Freunden (entsprechende Aktivitäten und Gemeinsamkeiten) mit gleichen Interessen und Hobbys, werden die Gruppenzugehörigkeit und das Gruppenleben am meisten gepflegt. Sonst kommt es nur vereinzelt zu einigen gemeinsamen Aktivitäten wie z.B. Weihnachtsfeier, 1. Maiwanderung, Fahrradrally. In einigen Gemeinden trifft man sich hin und wieder zu den Gruppensitzungen in Privatwohnungen, feiert gemeinsam Geburtstag, aber man versteht sich z.B. nicht als Basisgemeinschaft sondern eher als Zweckgemeinschaft.

Zusammenfassung Weiterbildung und Öffentlichkeitsarbeit:

Die große Mehrzahl empfindet die geringe Weiterbildung im Prinzip als ein Mangel, der aber trotz aller Mühe nicht zu beheben ist. Die Gruppentreffen sind meist schon überladen mit organisatorischen Fragen und Arbeiten, so daß keine Zeit für Inhalte bleibt. Zusätzliche Termine sind fast nicht zu finden. Gruppen, die erst in jüngerer Zeit entstanden sind und zudem noch von ihrer eigenen Zielsetzung her ihre Arbeit auch als politische Arbeit verstehen (vor allem Tettngang und Förderkreis) zeigen noch viel Energie, um auch inhaltlich voranzukommen. Ältere Gruppen (vor allem Dortmund, Ulm) wirken schon sehr müde, bei einigen Gruppen stand (vor allem politische) Weiterbildung nicht auf dem Programm oder sie sind personell so schwach besetzt, daß es nur mit Mühe reicht, die Kontakte zur Partnergemeinde und zur eigenen Gemeinde aufrechtzuerhalten. Insgesamt ist die Partnerschaftsarbeit viel weniger intensiv, sowohl nach innen als auch nach außen, als noch vor Jahren. Jugendliche können nicht zur Mitarbeit gewonnen werden (mit einer Ausnahme).

Die eigene Gemeinde wird in der Regel gut informiert und man bemüht sich, die Partnerschaftsidee vor allem in der eigenen Gemeinde bekannt zu machen. Die Mittel und Methoden ähneln sich stark: Informationen in den Gottesdiensten, Gemeindebriefe (o.ä.), Diavorträge, Reiseberichte von den Besuchen und Besuchern, Informationstafeln. Die Öffentlichkeitsarbeit bzw. deren Wirkung geht in den seltensten Fällen über die eigene Kirchengemeinde hinaus. Trotz der geringen Wirkung nach außen und der geringen Ausprägung der politisch - gesellschaftlichen Komponente gelten die Partnerschaftsgruppen innerhalb der eigenen Kirchengemeinde meist noch als die am meisten politisierten (gesellschaftlich engagierte) und als die progressivsten Gruppen.

7. Lernprozesse, Bewußtseinsveränderungen, Impulse auf Gemeinde hin

An pastoralen Impulsen wurde fast nichts direkt aufgenommen, es kam eher zu einer Beeinflussung der "Atmosphäre" (Besinnung vor Sitzungen) etc. In drei Gemeinden wird ein stärkeres Selbstbewußtsein der Laien hier durch das Beispiel peruanischer Christen registriert, einmal kam die Anregung für die Gründung eines Pastoralausschuß und des Pastoralteams in der eigenen Gemeinde von der Partnerschaftsgruppe. Zu nennen sind noch die Übernahme peruanischer Kirchenlieder in den Gemeindegottesdienst und sonstiger liturgischer Elemente wie die Art der Gabenbereitung, Friedensgruß usw. Die meisten Impulse sieht man jedoch in den Fürbitten und der thematischen Gottesdienstgestaltung (Perugottesdienst). Besonders in den Fürbitten fühlt man sich den Partnern in Peru verbunden.

Nur aus einer Gemeinde wird berichtet, daß über die Partnerschaft bzw. die Mitarbeit in der Gruppe einige Personen neuen Zugang zur Kirche fanden. Aus einer anderen Gemeinde heißt es, daß Kirche von Jugendlichen anders wahrgenommen wird, weil eine stete Beziehung zu Schulen gepflegt wird. In verschiedenen Gemeinden (Stadtpfarreien) kommen mehr Besucher aus anderen Gemeinden zu den jeweiligen Perugottesdiensten als zu den normalen Gemeindegottesdiensten. Neue Leute für die Kirche anzusprechen ("Mission hier") liegt nicht im Blickfeld der meisten Gruppen. Das missionarische Bewußtsein ist nicht sehr ausgeprägt.

In drei Gemeinden kam es zu konstruktiven Auseinandersetzungen, vorzugsweise über die Fragen des jeweiligen Gemeindeverständnisses und des Kirchenbildes. Dies war für die Beteiligten eine positive Erfahrung, es ergab sich ein vertieftes Verständnis mit zunehmendem Interesse für die Partnerschaft und Solidarität mit den Partnern (Campesinos, Mütterclubs). In einer Gemeinde ist die Gruppe über das völlig verschiedene Verständnis von Religion, Priestertum, Gemeindeverständnis usw. total zerstritten (dies aber ohne große Auswirkung auf das Gemeindeleben, wohl aber natürlich auf die Partnerschaft). Auseinandersetzungen werden aber sonst nicht benannt, obwohl sie, aus der Kenntnis der Gruppen und in Einzelgesprächen verifiziert, dennoch bestehen. Pastorale und kontroverse Themen sind sonst nicht fester Bestandteil der Gruppenarbeit. "Für Pastoral und Theologie sind wir nicht zuständig bzw. nicht berufen, wir haben dafür zu sorgen, daß keine Kinder mehr verhungern". Eine Freiburger Gemeinde: "Wir stellen fest, daß sich hier und dort das Bild von Kirche ändert. Wir meinen, daß die je andere Kultur eine größere Rolle spielen wird, die wir zu respektieren lernen. Wir meinen, daß die Priester eine andere Rolle haben werden. Wir meinen, daß wir das Kirchenbild nicht mit klaren Worten beschreiben können. Es ist ein Lernprozeß".

Reaktionen auf massive Veränderungen in der Partnergemeinde sind in einigen Fällen deshalb nicht möglich, weil Veränderungen in der Partnergemeinde z.T. gar nicht wahrgenommen, sondern bestenfalls erahnt werden. Öffentliche Solidarität zu den Partnern - und damit verbunden Protest gegen die neue Linie des Bischofs - gibt es offen in drei Gemeinden: "Eine Einladung an den Pfarrer der Partnergemeinde wurde zurückgenommen nach Bekanntwerden, daß der Pfarrer zu Studien nach Rom geschickt werden soll, um dem Bischof zu signalisieren, daß wir das nicht gut finden und der Gemeinde, daß wir damit nichts zu tun haben. Der Gemeinde in Peru wurde unser Unverständnis über die Entscheidung des Bischofs mitgeteilt. Die Gemeinde hier wird informiert, wobei zu bemerken ist, daß der AK immer einen Wissensvorsprung hat".

Insgesamt läßt sich eine verbreitete Angst, Konflikte zu benennen und Stellung zu beziehen, feststellen. Man ist in der Defensive, hat Angst vor Spendenverlusten oder gar vor dem Ende der Partnerschaft. Alle (bis auf eine Gemeinde) beklagen sich hinter vorgehaltener Hand über den Bischof, aber selten öffentlich. Es kommt daher auch in den meisten Gemeinden nicht zu einer offensiven, positiven und öffentlichen Darstellung der eigenen Handlungsgrundlagen (z.B. Konzil, Medellín) und Orientierungen (vorrangige Option für die Armen) - auch nicht der eigenen Gemeinde gegenüber und noch weniger in kontroverser, konstruktiver Auseinandersetzung mit den Verantwortlichen in Cajamarca oder deren Amtsbrüder in Deutschland.

Da es wenig Direktkontakte gibt, gibt es auch wenig Berichte, die über reine Projektberichte hinausgehen. Bei den drei Direktkontakten führen die Berichte hier zu heftigen Aktivitäten, Diskussionen (auch Grundsatzdiskussionen), Stellungnahmen und vertieften Kontakten zu den Partnern, die in Bedrängnis geraten sind. "Sicher sind die Berichte der Partner das wichtigste Mittel der Bewußtseinsveränderung. Die Stimme der Partner wird sehr ernst genommen und weckt Anteilnahme, ist Auslöser neuer Initiativen unserer Gruppe sowohl im Informationsbereich als auch bei wirtschaftlichen Entscheidungen. Ohne solche Berichte trocknet die Beziehung ein. Es müssen aber auch Berichte von uns an die Partner gehen, damit die Beziehung eine gegenseitige bleibt".

Darüber hinaus kommt es in einer weiteren Gemeinde (ohne Direktkontakt zu einzelnen Gruppen) zu großen Aktivitäten zugunsten der Campesinos wegen deren Auseinandersetzungen mit der Goldmine (weniger wegen der Änderungen in der Pastoral).

In zwei Gemeinden gab es Situationen, in denen die Partnerschaft zur Disposition stand: "Nach dem Abzug der beiden Pfarrer, die unsere Ansprechpartner waren, stand die Partnerschaft zur Disposition. Danach herrschte Unklarheit über den Stellenwert der Partnerschaft bei einer Schwester des Franziskanerordens, die die Gemeindeleitung vom Bischof übertragen bekam. Die Lösung ergab sich durch persönlichen Kontakt in Peru". "Ursachen waren die Entlassung der Vertrauenspersonen, Versuch der Kommerzialisierung, diskriminierende Behandlung unserer Partner (Campesinos, Frauengruppen). Lösung: direkter und ausschließlicher Kontakt zu den Partnern, den Katecheten, Gemeindegruppen, gewählten Komitees, Vertrauenspersonen und Campesinogemeinschaften".

Über mögliche Auswirkungen auf das Gottes- und Kirchenbild, die auf peruanischer Seite durch die Begegnung mit deutschen Gemeinden entstehen könnten, haben sich nur drei Gemeinden Gedanken gemacht, ein Beispiel: "Erweiterung des Blickfeldes auf ein anderes Kirchenbild hin. Bestätigung der Laienarbeit (wir sind Kirche) bei den Partnern, demokratische Strukturen in der Kirche, Laien auch in der Gemeindeleitung. Erkenntnis der Partner: Auch die Reichen brauchen Hilfe, wir können ihnen auch etwas geben".

Über die Auswirkungen einer partnerschaftlichen Beziehung auf die peruanischen Partner ein weiteres Beispiel: "Die Partner zeigen bei unseren Besuchen große Freude und überschäumende Gastfreundschaft, unsere Hilfe gibt wirtschaftliche Erleichterung und ermöglicht Innovationen, es besteht ein verstärkter Wille zum Weitermachen, ein starkes Durchhaltegefühl, ein Gefühl der Solidarität bei den Partnern. Im Einzelfall bestehen auch recht pragmatische Interessen. Durch uns erfahren die Partner eine Wertschätzung ihrer Arbeit, ihrer Kultur, ihrer Person und ihrer Gruppe".

Auch über die Auswirkungen einer Begegnung in Partnerschaft auf unsere eigene Gruppe und Pfarrei antworten nur die drei gleichen Gemeinden: "Es entsteht mehr Verantwortungsbewußtsein (neben der materiellen/finanziellen Verantwortung auch spirituell und das Bewußtsein, die eine Kirche zu sein. Die Partner gewinnen ein Gesicht, Überwinden der Anonymität und ein Mehr an Durchblick für bestehende Strukturen". Oder: "Partnerschaft ist nichts abstraktes, sondern besteht aus konkreten Gesichtern. Die Begegnung bringt einen Energieschub, um die Interessen der Armen und Unterdrückten weltweit zu vertreten". "Auswirkungen bei uns: Es entwickelt sich ein Gefühl von Solidarität, soziales Denken und Engagement entstehen, es wächst die Wertschätzung anderer Kulturen und der in diesen Kulturen lebenden Menschen, die eigene Lebensweise relativiert sich, es kommt zu Verschiebungen im eigenen Verhalten. Als Gruppe erleben wir auch ‚Erfolgsgefühle‘, wenn ein Projekt erfolgreich ist".

An Öffnung, Veränderung, evtl. auch Abhängigkeit wird (ebenfalls in den drei erwähnten Gemeinden) bei den Partnern registriert: "Viel herzlicherer Umgang und Zusammenarbeit der Gruppen untereinander, Zusammenschluß mehrerer Comunidades, gemeinsame Leitung aller Frauengruppen, sogar enge Zusammenarbeit von Frauengruppen (vom Stadtrand) mit Campesinos bzw. deren Katecheten mit gemeinsamen Gottesdiensten und Feiern. Gesamtplanung der Projekte. Abhängigkeit existiert zwar, doch ‚überlebten‘ alle Frauengruppen und Campesinogemeinschaften als organisierte Gruppen mit vielen internen Aktivitäten, als sie aufgrund der äußeren Bedingungen knapp zwei

Jahre lang nicht mehr finanziert wurden, sie aber immer die Gewißheit hatten, daß wir auf ihrer - und nicht der klerikalen - Seite stehen. So entsteht eine wachsende Einsicht auf beiden Seiten: wir sind Kirche – weltweit“. In den weiteren Antworten werden noch genannt: Freundschaft, konkrete Gesichter, gesteigertes Selbstbewußtsein und Eigeninitiative, aber auch Einsicht in materielle Abhängigkeiten.

8. Probleme, Erfolge, Konflikte, Perspektiven

Höhepunkte der Beziehungen sind überall zuerst die Besuche, die ersten persönlichen Kontakte und das dadurch gewachsene Kennenlernen und Vertrauen. Danach wird der erfolgreiche Abschluß von Projekten (meßbare Erfolge) genannt. Froh machen die direkten Kontakte, die selbständige und selbstbewußte Arbeit der Gruppen und persönliche Kontakte mit den Partnern. “Gewachsenes Selbstbewußtsein, hoher Organisationsgrad, Vertrauen der Partner in uns (als Gemeinde!), hohes Spendenaufkommen (ohne gleichzeitige ‚Verluste‘ für die großen Hilfswerke), anschauliche und aufeinander abgestimmte Projekte zur Verbesserung der Lebensverhältnisse und letztlich die Tatsache, daß die Partnerschaft voller Leben ist - trotz aller gegenteiligen Versuche”.

Die Enttäuschungen beziehen sich mehrheitlich auf die veränderte Situation in der Diözese Cajamarca und ebenso auf die Situation der eigenen Gruppe. “Über Entscheidungen der Amtskirche sind wir oft enttäuscht (hier wie dort), über die Vorgänge in der Gemeindeleitung (drüben) und über das Chaos in der Diözesanleitung”. “Keine Reaktion der neuen Pfarrer unserer Partnergemeinde”. Hier: mangelnde eigene Energie, mangelnde Verbreitung der Partnerschaft in die Gemeinde hinein; Spaltung und Zerschneiden der eigenen Gruppe. “Traurig macht uns, daß das Umdenken hier ein ganz zartes Pflänzchen ist”.

Die Zukunft der Partnerschaft wird deshalb nicht sehr optimistisch beurteilt. Fragen wie “Wer leitet weiter und ist dort verantwortlich? Wer trägt die Partnerschaft? Wo gibt es verlässliche Informationen, wenn die jetzige Leitung weggeht? Wer geht aufs Land zu den Campesinos? Haben wir noch die Kraft zu einem neuen Anlauf?” werden in den meisten Gruppen gestellt ohne eine eindeutige Antwort zu wissen. Weitere Probleme sind die ablehnende Haltung der Amtskirche in Cajamarca und der fast eingeschlafene Briefkontakt. Große Probleme ergeben sich zudem durch die weite Entfernung, Sprachprobleme und fehlende Mitarbeiter sowohl dort als auch hier und nicht zuletzt machen auch eigene Gruppenprobleme zu schaffen: “Kontakte wurden zwangsläufig wegen fehlender Mitglieder auf ein Minimum reduziert. Unser Perukreis leidet an einer ‚Sprachlosigkeit‘, die nicht nur in den mangelnden Fremdsprachenkenntnissen auf beiden Seiten begründet ist”.

Auf hierarchischer Ebene wird keine Lösung erwartet, außer “auf Bekehrung hoffen (z.B. wie bei O. Romero), beten, nicht die Hoffnung verlieren und die Kontakte zum Bischof von unserer Seite aus offen halten”. Auf Gemeindeebene wäre die Lösung ein direkter Kontakt zu den Gruppen der Partnergemeinde oder deren gewählten Vertretern, die es aber meist nicht gibt. Eine Hoffnung bilden auch die Ordensfrauen, die in verschiedenen Gemeinden das Vertrauen der Menschen besitzen.

Die Ursachen der Konflikte werden bis auf eine Gemeinde nicht beim Namen genannt. Statt dessen: “Konflikte werden zu wenig diskutiert” Oder: “Diese Sprachlosigkeit ist sicher ein Grund dafür, daß wir von Konflikten in der Gemeinde wenig mitbekommen. Positiv sind nach wie vor die persönlichen Kontakte zu den Schwestern. Solche persönlichen Kontakte bestärken uns, den Kontakt nicht abreißen zu lassen”. Als Ursache der Konflikte werden eher allgemeine Unterschiede genannt, z. B. die verschiedene Denkweise (wir: zu logisch - dort: zu spontan).

Der Umgang mit den Konflikten ist entsprechend, nur zwei Gemeinden antworteten darauf: “Offene Diskussion, auch in Gemeinde hinein und mit den Partnern”. “Es wird darüber diskutiert im AK, bei Seminaren oder Veranstaltungen”.

Die Frage der Einmischung wird sehr kontrovers gesehen, die meisten Gemeinden antworten nicht auf diese Frage. In Rückfragen wird deutlich, daß dieses Thema zu heikel ist und man sich dazu nicht öffentlich äußern dürfe. Fünf Gemeinden nehmen dennoch Stellung. Zweimal wird mit einem entschiedenen Nein (“Wir glauben an die Macht des Gebets”. “Nein, eine Einmischung als guter Rat kann als Bevormundung mißverstanden werden”) und dreimal mit einem entschiedenen Ja geantwortet: “Einmischung ist vorgegeben durch unsere wirtschaftliche Hilfe. Bei unterschiedlichen Meinungen würden wir zuerst dezent nachfragen, bei wichtigen Entscheidungen aber eindeutig intervenieren”. “Aus Interesse an den Partnern müssen wir uns einmischen. Die bedeutendste Einmischung ist zur Zeit der Zusammenhalt mit den dortigen Partnern gegen die ‚Macht von oben‘, d.h. auch gegen die Macht, die von der neuen Diözesanleitung kommt. Solche Einmischungen sind eine Frage der Wahrhaftigkeit, des Gewissens - aber auch des Überlebens der dortigen Partnerschaftsgruppen”. “Ja, wir müssen uns einmischen: durch Erarbeiten und Mitteilen unserer Sicht der Dinge, durch entschiedene Parteinahme zugunsten der Bedrängten, durch Verweigerung finanzieller Unterstützung einer ‚Kirche gegen das Volk‘. Zuletzt tragen wir auch die Verantwortung unseren Spendern und der eigenen Gemeinde gegenüber, die mehrheitlich den wirklich Bedürftigen helfen wollen”

Zukunftsperspektiven werden in allen Gruppen ständig diskutiert. “Mittelfristig wollen wir unsere Gruppe durch Informationen und geeignete Aktionen festigen und z.B. anhand der ‚Lebenszeugnisse‘ aus den Frauengruppen uns selbst und eine naheliegende Öffentlichkeit damit konfrontieren”. “Wir versuchen die Verbreiterung der Basis in verschiedene Gruppen der Pfarrei hinein”. “Wir arbeiten daran, Bewußtseinsänderung und Mitverantwortung auf beiden Seiten deutlicher zu machen und mit Durchhaltevermögen initiativ zu bleiben”. “Wir machen uns Gedanken und Sorgen um fehlenden Nachwuchs in der Gruppe (‚Rentnerband‘), wir werben immer wieder um aktive, vor allem jüngere Mitglieder. Wir müssen gestehen, daß da nur punktuell etwas geschehen ist in der Pfarrei (z.B. haben Kommunionkinder ihre Erstkommunion unter das Thema Partnergemeinde gestellt)”. Die Bilanz ist zwar eher entmutigend, dennoch gibt es noch Träume: “Ein Damaskuserlebnis für Bischof Simón, die Theologie der Befreiung (insbesondere die Option für die Armen) sollte wieder mehr Gewicht bekommen, Gemeindeleitung sollte wieder Teil der Partnerschaft sein, mehr junge Mitglieder im Ausschuß MEF und Begeisterung junger Menschen für die Partnerschaft”. Weiterhin wünscht man sich, weiter wenigstens materiell helfen zu können, mehr Gemeindemitglieder für eine Reise nach Peru zu gewinnen um die Partnerschaft ausbauen und lebendiger gestalten zu können, den Aufbau eines Partnerschaftsausschusses dort und immer wieder: mehr persönliche Kontakte und bessere Kommunikation und daß wir von der Vorstellung wegkommen, daß wir uns durch Spenden freikaufen können, “aber auch nicht mutlos werden, ob der ach so kleinen Schritte”.

Zusammenfassung: Bei den Gruppen (und auch innerhalb der Gruppen) lassen sich zwei entgegengesetzte Verhaltensweisen beobachten. Einige Gruppen stellen die Erfolge ihrer Partnerarbeit besonders heraus, leben und zehren noch von diesen Erfolgen auch wenn in mindestens drei Gemeinden die Realität in den Partnergemeinden heute ganz anders ist. Es besteht die Versuchung, in der Vergangenheit stehen zu bleiben (Nostalgie) und die Veränderungen nicht wahrzunehmen. So berichteten diese drei Gruppen noch begeistert von ihren Kontakten (Briefe, vergangene Besuche) und schildern alles in den buntesten Farben, während zu gleicher Zeit die Basis dieser Kontakte bereits weggebrochen ist. Dennoch kann diese Begeisterung als “gefährliche Erinnerung” über die jetzige Situation hinaus weisen und sie so auch überstehen helfen. Sie bewahrt so auch die ursprünglichen Ziele und ist letztlich Ausdruck eines großen Vertrauens. Andere Gruppen dagegen sehen vor lauter Problemen nicht mehr den gemeinsam zurückgelegten Weg mit allen seinen vielen positiven Erlebnissen, Erfolgen und Freuden. Hier besteht die Gefahr, daß die Kraft der ausgesäten Samenkörner unterschätzt, die Macht der (Kirchen-) Strukturen aber überschätzt wird. Nicht zuletzt werden auch die eigenen Möglichkeiten unterschätzt bzw. es wird gar nicht mehr nach Auswegen gesucht. Dies wirkt sich auch negativ auf das konkrete Verhalten und das Engagement in der eigenen Kirchengemeinde aus.

meinde aus. Man hat keine großen Hoffnungen mehr, in der Gemeinde etwas zu bewegen, sondern ist eher auf das Festhalten des Bestehenden fixiert.

Die Gruppen äußern sich zur Problematik der Einmischung vor allem aus zwei Gründen sehr zurückhaltend oder auch gar nicht. Der erste Grund liegt in der Gruppe selbst. Eine begründete Stellungnahme zur Entwicklung in der Diözese Cajamarca und in den einzelnen Partnergemeinden und die damit verbundene Option setzt eine gründliche Auseinandersetzung über theologisch - pastorale Grundfragen in der eigenen Gruppe und der eigenen Gemeinde voraus. Dabei ist nicht an wissenschaftliches Expertenwissen gedacht, sondern an "einfache" Fragestellungen wie die nach den Prioritäten der eigenen Aktivitäten, der pastoralen Fundamente, Zielsetzungen und Schwerpunkte in der eigenen Gemeinde, nach dem Selbstverständnis der Gruppe als Teil der Gemeinde und der Kirche. Erst eine eigene, begründete Positionsbestimmung ermöglicht es, pastorale (Fehl-) Entwicklungen nicht nur zu erkennen, sondern auch Stellung zu beziehen und Standpunkte zu vertreten. Konkret: wenn für alle Gruppen die Option für die Armen an erster Stelle steht, die Rolle der "Laien" - insbesondere der Frauen die qua *sexo* alle Laien sind - hier und auch in den Partnergemeinden als wichtig angesehen wird und alle eine Kirche als gleichberechtigte Gemeinschaft aller Gläubigen wollen (usw.), dann müßten sie auch laut aufschreien, wenn in den Partnergemeinden und anderswo diese Grundsätze mit Füßen getreten werden. Fühlt man sich dabei auf sicherem Boden ("abgesichert" durch kirchliche Dokumente wie das Vatikanum II, Medellín, deutsche Synodenbeschlüsse etc.), erst recht aber bestärkt durch die überaus positiven Erfahrungen der "Kirche mit Poncho und Sombrero" in Cajamarca, dann kann man auch in aller Gelassenheit und Entschiedenheit seinen Standpunkt vertreten und Anmaßungen und Verirrungen einiger kirchlicher und auch vatikanischer Amtsträger als "antikirchlich" (weil gegen die Gesamtheit des Volkes Gottes gerichtet) denunzieren. Aber während in den peruanischen Partnergruppen diese Grundsatzfragen ein stetes Thema sind, tauscht man sich in deutschen Gemeinden über pastorale Prioritäten etc. wohl nicht ausreichend aus.

Der zweite Grund liegt in der Art der Beziehung der Partner, sei es die mangelnde Kommunikation, fehlende oder falsche Ansprechpartner, ambivalente und oft widersprüchliche Informationen etc. Dabei ist den deutschen Gruppen kein Vorwurf zu machen, wenn sie sich streng an den "Dienstweg" halten bzw. solange sich daran klammern, bis auch diese Stricke reißen. Wie sollen die Gruppen angemessen reagieren, wenn sie oft gar nicht (genau) wissen (können), was in der Partnergemeinde wirklich geschieht? Das Hauptproblem liegt wohl darin, daß zwischen den eigentlichen Partnern ein (institutioneller) Vorhang gezogen ist, der den Blick auf das Wesentliche verhindert. Österliche Erfahrungen werden diesen Vorhang in der Mitte zerreißen und neues Leben ermöglichen. Besuche bei den Partnern können dabei helfen, weil sie den Blick freimachen und eine Begegnung von "Angesicht zu Angesicht" ermöglichen (siehe auch "Individueller Fragebogen")

Zumindest langfristig sind die Partnerschaften auch deswegen in Gefahr, weil die Gruppen, wie sie es selbst wiederholt ausdrücken, an "Vergreisung" leiden und kein "Nachwuchs" in Sicht ist. Auf die eigene Gruppe bezogen, ist dies auch mit einer Ausnahme die größte Sorge aller Gruppen. Offensichtlich ist für Jugendliche die Mitarbeit in den Gruppen (dies betrifft natürlich auch andere Gemeindegruppen) nicht attraktiv ("bringt nichts"). Die Gründe dafür können natürlich auch zu einem Teil in den Gruppen selbst liegen, aber sicherlich kann dies nicht losgelöst von vielen anderen Faktoren betrachtet werden, die hier nicht zur Debatte stehen können (Kirchenbild von Jugendlichen, Solidaritätsthemen wie Dritte Welt, langfristiges Engagement etc.). Festzuhalten ist, daß die gesamte Frage der Partnerschaften in engem Zusammenhang mit der allgemeinen gesellschaftlichen und kirchlichen Situation gesehen werden muß. Es gibt aber auch (noch wenige) Anzeichen in den Gruppen, daß gelebte Partnerschaften ein lebenswichtiger Baustein für lebendige Gemeinden und Kirche der Zukunft sein können.

An erster Stelle stehen bei den Wünschen bessere, direkte Kontakte und eine bessere Kommunikation. Dabei haben die Besuche und die persönlichen Begegnungen eine herausragende Bedeutung. Von der Möglichkeit wirklicher Begegnungen mit den "Ausgeschlossenen" (die es nicht nur in Peu

gibt, sondern auch vor der eigenen Haustür, sogar im eigenen Haus) hängt die Zukunft der Partnerschaften ab - und damit eventuell auch die Glaubwürdigkeit und Zukunft der Gemeinden. Aus den geäußerten Wünschen und Träumen wird deutlich, daß diese Zukunft nicht erreicht werden kann, durch ein Zurück in die "glorreichen Zeiten" einer triumphalistischen und theokratisch strukturierter Kirche - im Gegenteil. Alle, die durch die Kontakte mit der "Kirche mit Poncho und Sombrero" in Cajamarca eine Kirche erlebt haben, die zu "neuen Ufern aufbricht", möchten diese Erfahrungen nicht nur nicht missen, sondern würden sich auch verstärkt in einer Kirche weiter engagieren, die sich "auf den Weg macht".

B Individueller Fragebogen

Vorbemerkung:

Von den insgesamt 15 Gemeinden beantwortete in sechs Gemeinden niemand den individuellen Fragebogen. Es sind die Gemeinden, die schon Mühe hatten, den gemeinsamen Fragebogen in der Gruppe zu bearbeiten. Insgesamt antworteten 52 Personen aus 9 Gemeinden. Auch in diesen neun Gemeinden sind es in der Regel die aktivsten Teilnehmer, die auf die Fragen antworten. Die meisten Antworten kommen aus den beiden Gruppen aus Herzogenaurach und aus Ulm. Deshalb ist zu beachten, daß die Antworten auf die individuellen Fragebogen von den aktivsten Gemeinden und hier wiederum von den aktivsten Mitgliedern kommen. Deutlich ist zu beobachten, daß die individuellen Antworten offener sind, während in der gemeinsamen Beantwortung ein Konsens gesucht werden mußte. Die individuellen Antworten wurden in der Regel auch individuell abgegeben, ohne daß die übrigen Gruppenmitglieder über den Inhalt informiert wurden. Einige Gruppenmitglieder legten ausdrücklichen Wert darauf, daß sie ihre persönliche, auch abweichende Einschätzung einbringen durften. Die stärkste Abweichung besteht darin, daß die Gruppen als Gruppe sich nur noch vereinzelt zu mehr Weiterbildung, politischen Engagement, verstärkten öffentlichen Aktionen usw. aufrufen können. Viele einzelne Mitglieder der Gruppen wären dagegen (oder sind es auch) bereit, sich aufgrund ihrer Erfahrungen in der Partnerschaft noch mehr zu engagieren, wenn sie von ihrem kirchlichen und gesellschaftlichen Umfeld mehr angeregt würden.

Fragen:

- Was (wer) bewegte mich, bei der Gruppe mitzumachen?
- War es zuerst der Gedanke der Partnerschaft oder kam dies erst später dazu?
- Waren es die Art der Projekte?
Oder auch die konkrete Möglichkeit, direkt helfen zu können?
- Welche Erfahrungen von Enttäuschung, Ärger und Freude machte ich?
(in Bezug auf Gruppe und in Bezug auf Partnerschaft)
- Was gibt mir die Kraft zum Durchhalten?

Zusammenfassung: Etwa ein Drittel nennt als Anstoß zur Mitarbeit die persönliche Ansprache durch Pfarrer, andere Gruppenmitglieder, Rückkehrer (ehemalige Entwicklungshelfer). Fast die Hälfte aber kam aus eigenem Antrieb zur Gruppe, wobei das entwicklungspolitische und weltkirchliche Interesse im Vordergrund stehen. Der Rest ist aus "Verpflichtung" der Gemeinde gegenüber dabei.

Der Partnerschaftsgedanke stand bis auf drei Ausnahmen anfangs nicht im Vordergrund bzw. er war völlig außer Sichtweite. Aber als der Partnerschaftsgedanke später dazu kam bzw. sich immer

stärker entwickelte, wird dies übereinstimmend als große Bereicherung bewertet, was man nicht mehr missen möchte. Im Vordergrund stand eindeutig die Möglichkeit, direkt helfen zu können. Die Art der Projekte spielte keine große Rolle (nur zweimal).

Ausnahmen: "Wir lernten den Aufbruch der Kirche in Südamerika kennen. Wir lasen die Texte der Konferenzen von Medellín und Puebla. Und in der Zeit nach dem Konzil war die Enzyklika "Populorum progressio" ein Aufruf von höchster Stelle sich den Armen der Welt anzunehmen".

"Mein Vertrauen zu Misereor ist so groß, daß ich keine neue Gruppe zum Spendenfluß gründen muß. Das ‚Projekt‘ liegt für mich weniger in der Menge oder Effizienz der wirtschaftlichen Hilfe - als vielmehr in der Beziehung, die sich aus solchen Kontakten ergeben kann. Freunde und Interessierte hier werden durch die Verarbeitung der Informationen aus Peru immer tiefer in die Problematik hineingenommen, engagieren sich durch die direkteren, überschaubaren Verbindungen stärker und denken letztlich auch über ihre eigenen Lebensverhältnisse und die gegenseitigen Abhängigkeiten und Zusammenhänge nach. Auf diese Möglichkeiten, Lernprozesse auszulösen, kommt es mir an".

Enttäuschungen ließen sich nicht vermeiden: Im Bezug auf die eigene Gruppe wird zuerst das Desinteresse, die mangelnde Resonanz und Mitarbeit genannt (innerhalb der Gruppe und Gemeinde insgesamt). Danach kommt der Ärger über zu viel Organisationsarbeit und Bürokratie (statt mehr inhaltlich arbeiten zu können), aber auch über fruchtlose Grundsatzdiskussionen. Ebenfalls wird als große Enttäuschung genannt, daß es immer die gleichen sind, die alle Arbeit machen müssen und auch keine "Nachfolger" in Sicht sind. Vereinzelt werden genannt: Ärger mit dem eigenen Pfarrer und keine Bewußtseinsveränderung in der Gemeinde (je dreimal). Im Hinblick auf die Partner in Peru wird zuerst die mangelnde Kommunikation erwähnt (quantitativ und qualitativ, konkrete Fragen werden nicht beantwortet). Danach wird die Kooperation des peruanischen Pfarrers als sehr mangelhaft angesehen. Weiter ist man enttäuscht von der Arbeit und den Ansichten des neuen Bischofs.

Freude: Die entstandenen persönlichen Kontakte, meist auch in Zusammenhang mit den Besuchen, stehen mit Abstand an erster Stelle. Ohne diese Kontakte (und damit verbundenen Erfolgserlebnissen) wäre eine echte Partnerschaft nicht möglich. Diese persönlichen Kontakte, verbunden auch meist mit intensiven Erlebnissen, sind der wichtigste Grund, weiterhin an der Partnerschaft festhalten zu wollen und sich weiter zu engagieren. Nach dem Kennenlernen von Menschen und einer anderen Kultur spielen die Freude über gelungene Projekte und auch die entsprechenden Dankesbriefe der Partner eine eher untergeordnete Rolle. Entstandene Freundschaften innerhalb der Gruppe, ein gutes Gruppenklima, in dem das Miteinander Freude macht und freundschaftliche Kontakte zu anderen Peru-Aktiven in ganz Deutschland werden von Mitgliedern aus drei Gruppen berichtet.

Diese Kontakte zu den Partnern sind es auch, die trotz aller Enttäuschungen genügend Kraft geben um durchhalten zu können. Einige typische Aussagen: "Eben diese Begegnungen (s.o.) und das Beispiel von Leuten, die auch nach 20/30 Jahren und endlosen Enttäuschungen nicht resignieren; das Gefühl, als Partner angenommen zu sein, der Auftrag des Evangeliums, die persönlichen Beziehungen zu den Freunden in Cajamarca; Kraft gibt mir der Glaube, die Einsicht in die Notwendigkeit und die Freude, die durch die Arbeit auch zu mir zurückkommt; das Beschenktwerden durch die anderen; die Bereitschaft für andere da zu sein und helfen zu können; Armen helfen, Kontakte schaffen, Probleme erkennen, insgesamt positive Idee; Kraft zum Durchhalten gibt mir das Wissen um das große Vertrauen, das von anderen in meine Arbeit gesetzt wird und mein christlicher Glaube, der mir besonders hier meinen Weg weist".

- Wie sehe ich selbst meine Mitarbeit und meine Stellung in der Gemeinde und wie hängt dies mit der Mitarbeit in der Gruppe zusammen?

Zusammenfassung: "Ich sehe die Mitarbeit in der Gruppe als aktive Mitarbeit in der und für die Gemeinde an". "Ich sehe meine Mitarbeit und meine Stellung in der Gemeinde als wichtig an und ich denke, daß dies auch in der Gruppe so gesehen wird". Diese Positionen sind - wenn auch mit

anderen Worten - am häufigsten anzutreffen. Die Hälfte derer, die geantwortet haben, hat neben der Mitarbeit in der Perugruppe noch eine weitere Mitarbeit in der Gemeinde genannt, am meisten als Mitglied des KGR. Für die anderen ist die Mitarbeit in der Perugruppe die einzige Form der Mitarbeit in der Gemeinde, dies sehen sie aber als bewußte Gemeindearbeit (ausgenommen der nicht-kirchliche Förderkreis). Die eigene Arbeit in der Gruppe wird durchaus als wichtig erachtet und aufgrund dieser Arbeit sieht man sich auch als wichtiges Mitglied der Gemeinde. Alle Antworten zeugen von einem starken Selbstbewußtsein, etwa die Hälfte aber moniert fehlende Anerkennung in der Gemeinde. Diejenigen, die von anderen als die treibende Kraft angesehen werden, sehen sich auch selbst so. Allerdings führt dies nur in einem Fall zu folgender Aussage: "Mache die Arbeit weitgehend selbst und vertrete die Gruppe hüben wie drüben nach außen".

- Habe ich "eigene" Kontakte zu den Partnern (Einzelpersonen) gewünscht und gesucht?
- Würde ich gerne die Partner besuchen? Warum? Was hält mich davon ab?

Zusammenfassung: Nur in einer Gemeinde standen eigene Kontakte zu den Partnern nicht im Vordergrund, sonst das stete Bemühen, eigene (will heißen, über die "offiziellen" Kontakte der Gruppe hinaus) Kontakte zu knüpfen. Dies geschieht wiederum am ehesten durch Besuche. Ein Besuch kommt für niemanden grundsätzlich nicht in Frage, ist aber aus Geldmangel oder gesundheitlichen Gründen nicht möglich. Wer über eigene Kontakte verfügt, hat in der Gruppe und auch in der Gesamtgemeinde einen anderen Status. In einigen Fällen führt dies auch zum Konflikt in der Gruppe, weil über die einzelnen Kontakte unterschiedliche oder auch gegensätzliche Informationen in die Gruppe gelangen. Es besteht auch die Gefahr, daß dadurch das unterschiedliche Niveau in der Gruppe zementiert oder gar größer wird. Der "Besucher" sieht sich nun in einer Rolle, in der er der einzige Experte ist und ihm deshalb auch die gesamte Arbeit und Verantwortung überlassen wird, was von den diesen teils selbst so provoziert wird, teils aber als Last empfunden wird.

- Hat sich meine Motivation im Laufe der Zeit verändert, wie und durch was bedingt?
- Wurden meine ursprünglichen Erwartungen bestätigt, revidiert, vertieft, enttäuscht?

Zusammenfassung: Motivation und Erwartungen: Überwiegend kam es nicht zu einer Veränderung der Motivation, eher zu einer Vertiefung und Bestärkung. Zweimal wurde aber auch dies ausdrücklich verneint. Es wird von denen verneint, die in der Partnerschaft eine reine (materielle) Projektarbeit sehen. Die Vertiefung geschah durch die Besuche und Begegnungen, durch besseres Kennenlernen der Partner und ihrer Probleme und sie wurde intensiver, je mehr man Einblick in die dortigen Verhältnisse hatte und über die Lebensweise der Partner und über die Möglichkeiten der Hilfe Bescheid wußte. Zu einer Veränderung der Motivation (ein Viertel der Antworten) kam es durch den neu entdeckten Gedanken der Partnerschaft, durch die Entdeckung der politischen Dimension von "Entwicklung" ("Wir wußten auf einmal, daß wir hier auf der Seite der aus ihren Dörfern Vertriebenen stehen müßten") und durch die gewachsene Erkenntnis, daß es nicht nur darum geht, "den Armen zu helfen", sondern zu lernen und hier etwas zu verändern. Diese Minderheit ist in der Folge auch am stärksten daran interessiert, den Gedanken der Partnerschaft auch in die nicht-kirchliche Öffentlichkeit zu bringen und ist offener für politische Aktionen.

Die Erwartungen wurden überwiegend revidiert und gleichzeitig vertieft, meist aber ohne weiteren Angaben. Es ist ein starkes Schwanken zwischen Enttäuschung (in Bezug auf eigene Gemeinde, auf die Partner, Kommunikation, Pfarrer und Bischof) und Vertiefung (Erfolgsenerlebnisse, Projekte, direkte Kontakte) zu beobachten. Eine verbreitete Stimmung trifft diese Aussage: "Eigentlich nicht, aber es hat bestimmt die Spontaneität, der Eifer nachgelassen, keine neuen Ideen mehr, fehlende Phantasie, mehr oder weniger zur Routine geworden (wie in der Ehe)". Bei der Mehrheit (hier vor allem bei den älteren Partnerschaften) hat das Engagement nachgelassen. Von einer Aufbruchsstimmung ist wenig mehr zu spüren. Die Energie, die zu Beginn in vielen Aktionen ein Ventil gefunden hat, ist zwar noch da, wird aber gebraucht, um den Veränderungen in Cajamarca (und Kir-

che allgemein) standhalten und den Partnern und den eigenen Zielsetzungen treu bleiben zu können. (Defensive statt Offensive)

- Wie haben sich Glaube und Kirchenbild (Gemeindeverständnis) durch die Begegnung verändert?
- Kam es zu einer anderen Sichtweise von Glaube, bzw. dessen Stellenwert für das eigene Leben und innerhalb der aktuellen Gesellschaft?
- Wie habe ich Kirchengemeinden in Peru im Vergleich zu uns erlebt?

Zusammenfassung: (Glaube, Kirchenbild, Gemeinde) Es überwiegen die positiven Erfahrungen: "Trotz der vielen Schwierigkeiten, die wir durch Kirche erleiden, hat sich unser Glaube durch die Mitarbeit für die "Dritte Welt" gefestigt. Er wurde menschlicher, entmythologisiert und stark entklerikalisiert. Die direkten, unter die Haut gehenden Erfahrungen in Peru, wie Menschen dort ihren Glauben mitteilen, sich in Gottesdiensten und Bibelgesprächen einbringen, aus dem Glauben leben im Alltag, hat meinen eigenen Glauben und meine Bereitschaft zum Engagement in der Gemeinde entscheidend gestärkt. Glaube als Impuls zum Einsatz für das Reich Gottes, für eine bessere Welt, wurde mir in der Konfrontation mit der Lebenswirklichkeit dort zunehmend wichtig. Gottes 'Option für die Armen' habe ich dort begonnen zu begreifen". "Positiveres Kirchenbild, weil sie sich die Kirche mehr um Arme kümmert. Ich habe Kirche nicht als Hierarchie, sondern als Basisgemeinde erfahren. Durch den Blick mehr auf Weltkirche gibt es Ermutigung im Glauben, da bei der großen Gleichgültigkeit bei uns dort mehr Freude und Engagement sichtbar wird an und mit der Kirche. Wir sind Kirche".

Die positiven Erfahrungen beziehen sich stets auf konkret erlebte Begegnungen in den Partnergemeinden und vereinzelt zusätzlich auf entsprechende Dokumente der Kirche ("Option für die Armen"). Dadurch wird auch das Bewußtsein für die hier vor Ort existierende Kirche geschärft, ebenso für eventuelle Veränderungen "von oben". Konkret: Auf dem Hintergrund der Erfahrung (und sei es auch nur einer möglichen Projektion) einer armen und eher solidarischen Gemeinschaft und eines gelebten Glaubens im Alltag, wird die eigene Ortskirche kritischer betrachtet als vorher. Dies kann zur Einsicht und zum Entschluß führen, in der eigenen Gemeinde sich mehr zu engagieren (verschiedene Mitglieder in drei Gruppen). "Ich erfahre Partnerschaft als Geschenk Gottes an uns Menschen. Gleichzeitig ist sie aber auch Herausforderung zum persönlichen Einsatz und Anfrage an den eigenen Lebensstil; so gab mir das erlebte Glaubenszeugnis unserer Schwestern in Porcón den letztlich entscheidenden Anstoß, mich für die Mitverantwortung in der Gemeindeleitung als Zweite Vorsitzende zur Verfügung zu stellen - eine Entscheidung, die mir nicht leichtgefallen ist". Dieser Entschluß, sich in der eigenen Gemeinde zu engagieren, ist auch davon abhängig, ob Gemeindeleitung, die eigene Gruppe und Gemeinde insgesamt als so offen erlebt werden, daß dieser Einsatz auch als erfolgversprechend angesehen wird. Aber auch das Gegenteil (mehrheitlich) ist der Fall: "Man wird oft noch wütender, wenn man von Besuchen in Lateinamerika zurückkehrt und erlebt, was Kirche oder auch Religion in Europa (sich) leisten. Wenn man dann noch das Gefühl hat, daß hierarchische Strukturen wieder mehr und mehr Einfluß auf die Menschen Lateinamerikas bekommen, dann 'stockt' zumindest die Motivation". "Kirchengemeinde empfand ich dort als Gemeinschaft, die mit dem Leben der Menschen zu tun hat. Hier empfinde ich nichts". "Das Kirchenbild ist romkritischer und distanzierter geworden, weil Rom zu konservativ ist; auch traurig darüber, daß doch zeitgemäße Antworten hier wie dort da sind und diese aber blockiert werden". Nun scheint sich auch noch das bisher (zu) positive Bild der peruanischen Kirche zu ändern: "Von der Kirche und meiner privaten Meinung, daß dies der einzige Ort ist, wo noch etwas für die Armen getan wird, habe ich inzwischen eher eine zwiespältige Meinung gewonnen. Ich habe keine Informationen darüber, daß der neue Bischof Simón von Cajamarca dieser wichtigen Aufgabe gerecht wird".

Ein großes Potential von Charismen kommt hier vor allem deshalb nicht zum Tragen, weil es einfach nicht eingefordert, sondern eher ausgegrenzt wird. Es wird von den "Etablierten und Offiziellen" eher als Gefahr denn als Chance gesehen. Christlich motivierte Menschen, die es "umtreibt", in

Gemeinde, Kirche und Gesellschaft etwas im Geiste Christi verändern zu wollen, fühlen sich nicht ernst genommen und bleiben mit ihren Träumen allein. In ihrem Engagement für das Reich Gottes fühlen sie sich von der Kirche (als Institution) eher behindert als gefördert oder zumindest wenig verstanden. Zu gleicher Zeit wird in der Kirche von "Offiziellen" beklagt, daß es immer weniger engagierte Christen gäbe.

Auch der Glaube und dessen Stellenwert für das eigene Leben und innerhalb der Gesellschaft hat sich geändert. Der Blick wurde geschärft für soziale Probleme. Etwa die Hälfte sagt, daß ihr Glaube politischer (öffentlicher) geworden sei, ohne dies aber näher zu konkretisieren. Nur eine kleine Minderheit (sieben Aussagen) wird konkreter: "Ich bin durch die Partnerschaft und durch konkrete Probleme dort zum politischen Denken und Handeln hingeführt worden, praktisch ‚zwangsläufig‘. Seither beschäftige ich mich persönlich mit politischen und wirtschaftlichen, mit ökologischen und sozialen Fragen des Überlebens der Menschheit und trage diese soweit möglich auch in die Gruppe und in die Gemeinde sowie in meinen persönlichen Wirkungskreis hinein. Mein eigener Lebensstil hat sich dadurch ebenfalls verändert. Ich stehe in Verbindung zu Einzelpersonen und Gruppen, die ähnliche Einstellungen und Anliegen haben und suche die Zusammenarbeit". "Ein offenes Kirchen-, Amts-, Sakramentenverständnis; Unterordnung des Kultes, der Verordnungen, Ämter..... unter die existentiellen Bedürfnisse des ‚Volkes Gottes‘, der Gemeinde. Glaube muß glaubwürdig und lebbar sein. Überzogene Forderungen und nicht nachvollziehbare Riten, auch Sprache und Gesetze führen zu scheinheiligen Ersatzhandlungen, die nicht tragfähig sind".

Vergleiche mit peruanischen Gemeinden und der eigenen Gemeinde fallen mehrheitlich zu Ungunsten der eigenen Gemeinde aus. Da aber einige Besucher über peruanische Gemeinden berichten, ohne das Gemeindeleben in ihrer Partnergemeinde näher kennengelernt zu haben, sind diese Vergleiche naturgemäß sehr subjektiv und eher von den eigenen vorgefaßten Vorstellungen geprägt. Verstärkt wird diese Tendenz noch durch den Umstand, daß die Besucher meist nur eine "feiernde" Gemeinde erleben, weil zu Ehren der Besucher entsprechende Feierlichkeiten veranstaltet werden. Doch es gibt auch nüchternere Erfahrungen: "Kirchengemeinden in der Stadt unterscheiden sich nicht wesentlich von denen bei uns. Auf dem Land sind sie entweder als organisierte Gemeinde kaum zu finden, zumindest für uns wenig griffig - oder (wie um Bambamarca) wichtige Lebensgemeinschaften, die zum Teil das Überleben sichern und alle wichtigen Bedürfnisse angehen". "Die offizielle Kirchengemeinde ist hierarchisch und vorkonziliär". In der folgenden Aussage aber kommt die Meinung der Mehrheit zum Ausdruck, wie sie in ähnlicher Form immer wieder geäußert wird: "Ich habe aber den Eindruck, daß, bedingt durch materielle Not, dort die Hilfe untereinander stärker ausgeprägt ist und daß Dankbarkeit und Gastfreundschaft einen ungleich höheren Stellenwert haben als hier bei uns. Ich denke, da ist Wichtiges in unserer zivilisierten Welt verlorengegangen, vielleicht können wir es von unseren Partnern neu lernen".

Auf das Thema "Spiritualität" wird nicht eingegangen. Spirituell zu sein wird von einigen eher als Schimpfwort verstanden ("Ich bin nicht fromm", so eine Aussage von einem kirchlich, christlich und in der Partnerschaft sehr engagiertem Mitglied). Es werden nur vereinzelt einige Stichwörter genannt: Freiheit, Eigenverantwortlichkeit, innere Bereicherung durch Partnerschaft. Dabei engagiert sich die überwiegende Zahl der Gruppenmitglieder deswegen so sehr in der Partnerschaft, gerade weil sie von einer tiefen Spiritualität erfüllt sind und Kraft daraus schöpfen (siehe oben und weiter unten). Wenn der Begriff "Spiritualität" von den Betroffenen anders eingeordnet wird, ist dies ein Hinweis auf die Entleerung theologischen Sprechens.

- Wie erlebe ich fremde Mentalität, Tabus, andere Weltanschauungen, andere Art zu glauben?
- Erzählen Sie von Ihren Eindrücken, Gefühlen, Einstellungen, die sich durch die Kontakte entwickelten!

Zusammenfassung Eindrücke, Mentalität: Obwohl der individuelle Teil des Fragebogens von den Gruppen deshalb gewünscht wurde, um dann auch persönliche Erlebnisse und Eindrücke schildern

zu können, wurde dann diese Möglichkeit nur selten wahrgenommen. Außer sehr allgemeinen Aussagen wie z.B., daß man durch die Begegnung mit anderen Kulturen, Sitten und Gebräuchen offener wird, einen weiteren Horizont gewinnt und von der Frömmigkeit, der Gastfreundschaft und der Fähigkeit, trotz großer Armut viel besser feiern zu können, sehr beeindruckt ist, gibt es nur sechs Beiträge, die darüber hinaus gehen: “Besonders stark ist die Erfahrung, daß die Partnerschaft keine Einbahnstraße ist. Wir könn(t)en viel empfangen, lernen (allerdings nicht übernehmen, kopieren). Es ist möglich - trotz aller Unterschiede - einander ganz ernst zu nehmen und daraus unmittelbar Kraft zu schöpfen. Ich bin beeindruckt von der tiefen Frömmigkeit und dem unkomplizierten Umgang unserer Partner mit dem Glauben”. In drei Beiträgen werden einige Klischees auch hinterfragt, andere aber auch bestätigt. Dafür typisch ist folgender Beitrag: “Von Anfang an war für mich das Wichtigste das gegenseitige Kennenlernen. Die Probleme unserer Partner und die Art, wie sie dieselben bewältigen. Durch die Reise entwickelten sich bei mir sehr persönliche Eindrücke. Überwältigend war das Erlebnis der Gastfreundschaft, die Fröhlichkeit der Leute und das gemeinsame Feiern. Doch wenn man genauer beobachtete, sah man die vielen Probleme. Ich wollte ja Basisgemeinden kennenlernen. Doch was mich begegnete war die spanische Kirche. Mein Eindruck war, leider wollten dort die Leute nur Geld. Verständlich, denn die Armut ist dort sehr groß. Genauso schlimm die politische Unterdrückung. Am meisten beeindruckte mich, mit welcher Geduld besonders die Frauen, ihre Armut ertragen. Natürlich auch die Männer, aber da waren einige sehr betrunken. Hingegen arbeiten die Frauen und basteln, pflegen die Kranken, in einer Fröhlichkeit, die mich erstaunte”.

Mehrheitlich wird als positiv registriert, daß sich die eigene Mentalität durch die Begegnung mit einer anderen Mentalität relativiert hat. Man ist gelassener geworden, großzügiger, “weltläufiger” und fühlt sich so nun eher als “Weltbürger”. Zwei typisches Zitate: “Der Blick über den eigenen Kirchturm hinaus hat mehr zum Nachdenken angeregt. Berichte in den Medien werden von mir viel aufmerksamer verfolgt”. “Der Umgang mit einer anderen Mentalität und Kultur erweitert den Horizont. Man blickt leichter über den Tellerrand hinaus, sieht Probleme im eigenen Land distanzierter”. Dreimal wird aber eine Veränderung der eigenen Position strikt verneint.

Es wird auch von einigen Tabus berichtet, diese werden aber nicht benannt. Man sieht offenbar keine Möglichkeit, das allzu Fremde zu verstehen; man registriert es zwar, fragt aber selten nach und befaßt sich lieber mit dem Vertrauten (Gastfreundschaft etc.). Aus den Berichten (oft nur Andeutungen) und nachfolgenden persönlichen Gesprächen lassen sich zwei Extreme (oft in einer einzigen Person vereint) herauslesen: das Fremde ist einerseits sehr anziehend, wird aber dann nur als positiv empfunden, wenn es in den eigenen Verständnishorizont eingeordnet werden kann. Kann es nicht eingeordnet werden, wird es ignoriert bzw. doch eingeordnet, nämlich unter die Rubrik “barbarisch”, was man aber - weil politisch nicht korrekt - nicht sagen darf. Als “barbarisch” kann schon bezeichnet werden, daß Meerschweinchen geschlachtet und gegessen werden und daß Frauen auf den Knien rutschend die Füße einer Heiligenstatue küssen. Andererseits besteht auch die Tendenz, das Fremde allzu schnell zu “verstehen” und so zu vereinnahmen. Weil man schließlich tolerant sein will und sich für tolerant hält, werden Unterschiede sehr schnell bemäntelt. “Wir sind alle gleich”. Nur sehr selten ist die Auseinandersetzung mit dem Fremden reflektierter und das Fremde kann auch so stehengelassen werden: “Die Einfachheit, oft nur auf Überleben ausgerichteten Strategien, sind uns anfangs fremd und muten uns abweisend an. Mitleid kann nur ein Durchgangsstadium sein. Es liegt ein großer Wert in der Schlichtheit, im Elementaren. Solidarität unter Leidenden ist tragfähiger. Auch ihr Weltbild und ihre Philosophie sind differenzierter und vielfach ‚wahrer‘ als wir es begreifen können. Was würde geschehen, wenn die gleichen Campesinos in unserem üppigen Lebensstandard schwimmen würden? Wie würde sich ihre Persönlichkeit verändern, ihre Solidarität, ihr Gottesbild? Ich kann nur fasziniert hinschauen, jedoch nicht verstehen, wie das Weltbild der Campesinos von innen her aussieht. Manche Verhaltensweisen erschrecken mich aufgrund ihrer Härte, andere ziehen mich an durch ihre menschlich-wohlthuende Ausstrahlung”. Je intensiver die Kontakte sind und je näher man so den Campesinos menschlich kommt, desto differenzierter werden die Berichte, desto mehr lernt man auch die Unterschiede kennen, zu respektieren und versucht

nicht, gleich alles verstehen zu wollen, was letztlich nicht anderes wäre, als das Fremde in die eigene Welt eingliedern zu wollen, es letztlich zu erobern und besitzen zu wollen.

- Wie hat sich meine Beziehung (bzw. Stellung in) zur Gemeinde verändert?

Zusammenfassung Stellung in der Gemeinde: Hierzu kamen wenige Antworten. Für die meisten Gruppenmitglieder ist dies kein Thema, weil ihre Peruarbeit die Stellung in ihrer Gemeinde wenig berührt - entweder weil sie (in wenigen Fällen) in Distanz zur Gemeinde stehen ("als Informant zu Peru werde ich anerkannt, ansonsten ist es für beide Seiten besser, wir bleiben auf vornehmer Distanz"), oder weil sie unabhängig davon mehrheitlich in der Gemeinde fest verankert sind, so daß ihr Ansehen in der Gemeinde nicht von der Partnerschaftsarbeit abhängt. Diese beklagen sich dann zwar zum Teil, daß ihre Partnerschaftsarbeit nicht als wertvoll anerkannt wird, aber ihre Stellung innerhalb der Gemeinde ist dennoch davon unberührt. Im Gruppenfragebogen wurde deutlich, daß die Zeit der Konflikte innerhalb der Gruppe im wesentlichen vorbei ist (durch Abgänge der "Störenfriede") und daß diejenigen, die jetzt noch aktiv sind, ihren Ort gefunden haben. So kommt es nur zu wenigen davon abweichenden Aussagen: "Meine Stellung in der Gemeinde hat sich insofern geändert, daß ich gefestigter und fundierter meine Vorstellungen von Hilfe und Partnerschaft vertreten kann. Ich habe oft Probleme mit der ‚Verkopftheit‘ unserer Gemeinde, die über alles immer endlos reden muß und Vieles dadurch zerredet". "Nach meiner Reise mußte ich erst einmal verkraften, daß die Eindrücke unserer Gruppe sehr unterschiedlich waren. Wir waren auf einmal zwei Gruppen und die Leute zuhause hörten lieber die Berichte der anderen Gruppe. Ich wurde immer einsamer und unsicherer".

- Wie gehe ich mit Konflikten in der (mit der) Partnergemeinde um?
- Worin liegen die Ursachen vieler Konflikte (hier und dort)?
- Was lösen Berichte aus der Partnergemeinde bei mir aus?

Zusammenfassung Konflikte/Ursachen/Berichte: Wie schon in der Gruppe, so spricht man auch in den individuellen Antworten nicht gerne von Konflikten oder man behält die Informationen lieber für sich. Einige (ältere und sehr auf die Gemeinde bezogene) Gruppenmitglieder sprachen gar davon, daß solche Fragen sehr intim seien und nicht in die Öffentlichkeit gelangen dürften. Dennoch gab es 25 Antworten. Konflikte in den Partnergemeinden werden zumindest geahnt und werden als sehr belastend empfunden ("sie gehen zu Herzen"). Zweimal wird aber auch dies verneint ("weit weg, keinen Einfluß"). Einmal nur wird gesagt, ganz offen (als Einzelperson) darüber zu berichten. Über die persönliche Belastung durch die Konflikte scheint in den Partnergruppen nicht genügend gesprochen zu werden, so daß Einzelne sich allein gelassen fühlen. Da auch innerhalb einer Gruppe der Grad der Betroffenheit sehr unterschiedlich ist, fühlen sich die sensibleren Mitglieder unverstanden und müssen überwiegend allein mit der Belastung fertig werden. Sie finden dabei auch kein Verständnis bei ihrem Pfarrer. So kommt es auch in zehn Fällen vor, daß die Gruppe noch nicht einmal ahnt, wie sehr der Einzelne leidet (berichtet aus der Sicht der Betroffenen). Auf jeden Fall wird aus keiner Gruppe berichtet, daß die Gruppe diese Belastung versucht, offensiv aufzuarbeiten bzw. daß dies in der Gruppe zum Thema gemacht wird. Die größte (seelische) Belastung ist das aus der Sicht der Betroffenen veränderte Verhalten der Pfarrer in den Partnergemeinden, meist verbunden mit dem enttäuschenden Verhalten des neuen Bischofs. Dieses als klerikal, machtbesessen oder wie auch immer genannte Verhalten, wird teils als persönliche Niederlage empfunden, als Demütigung, die man ohnmächtig ertragen muß. Die Mehrzahl geht aber anders mit den Konflikten um. Die am meisten anzutreffende Strategie (vielleicht auch die "gesündeste", rationalste) ist es, die Konflikte in der Partnergemeinde als innerkirchliche Probleme in Cajamarca anzusehen, die zwar die Partnerarbeit betreffen, aber sonst nichts mit uns zu tun haben, denn in unseren Gemeinden können wir ja (noch) ungestört arbeiten. Der zweithäufigste Ausweg ist die Konzentration auf die Projekte und so lange die nicht unterbunden werden, ist die Partnerschaft nicht in Gefahr.

Ursachen der Konflikte: Auch bei den Gruppen, deren Partnergemeinden - wie noch zu sehen sein wird - vor gravierenden Veränderungen stehen, ist die Fähigkeit, mit den Konflikten umzugehen nicht stark ausgeprägt oder es werden Konflikte nicht gesehen. Eine rationale distanzierte Analyse der Ursachen ist äußerst selten und wird auch aus keiner Gruppe berichtet (außer: neuer Bischof, Klerikalismus und anderen Schlagwörtern). Das bedeutet aber nicht, daß sich nicht einzelne Gruppenmitgliedern sehr wohl damit befassen. Es herrscht ein eher unterschwelliges Gefühl der Ohnmacht und ein stilles, passives Leiden vor. Es trägt auch zur Verunsicherung bei, daß die am meisten von den Veränderungen in der Pastoral in Cajamarca Betroffenen offenbar keine Möglichkeiten haben, mit ihren Partnern in Kontakt zu treten und ihnen in ihrer Bedrängnis beistehen zu können. Genauer gesagt: Die Mehrzahl der Gemeinden hier hat keinen Kontakt zu den wirklich Betroffenen. Man weiß eben nicht so recht, woran man ist, an was man sich halten kann und ob Berichte aus Cajamarca - von wem auch immer - vielleicht doch zu einseitig sind. Dies führt zu einer großen Verunsicherung. Nur in den Gemeinden Ulm und den beiden Gruppen in Herzogenaurach wird von den einzelnen Gruppenmitgliedern offen über die Ursachen der Konflikte berichtet. Verschiedene Aussagen aus Ulm und Herzogenaurach: "Die Ursache der Konflikte liegt in der unterschiedlichen Auffassung von Gemeindeverständnis zwischen Basis und Gemeindeleitung, in verkrusteten Strukturen und Auffassungen. Es gibt ein unterschiedliches Gemeindeverständnis und ein Desinteresse an der Partnerschaft seitens der offiziellen Kirche". "Die Konflikte in den Partnergemeinden, entstanden durch das Ausscheiden Bischof Dammerts aus seinem Dienst und durch den neuen pastoralen Stil des neuen Bischofs, tun uns sehr weh. Das hat uns alle tief getroffen, vermutlich sogar gespalten. Ursache vieler Konflikte sind auch nicht geklärte Vorurteile und parteiliche Positionen". "Zum Freundeskreis (der Pfarrei): diese Gruppe ist sehr heterogen in ihrem Glaubensverständnis. So werden Herzogenauracher ‚Glaubenskriege‘ auf die Partnerschaft übertragen. Die ‚Papst- und Klerusfrömmigkeit‘ und ihre entsprechenden liturgischen und pastoralen Konsequenzen reibt sich sehr an etwas offener denkenden und handelnden Mitbürgern (die teils kaum als ‚Mitschristen‘ anerkannt werden). Mangelnde Landes- und Kulturkenntnis und der oft weit auseinanderklaffende Informationsstand vergrößern vorhandene Konflikte". "Die Ursache vieler Konflikte in unserer Gruppe ist in der Person des vorherigen Pfarrers Pedro Cáceda zu suchen, der durch seine ‚privaten‘ Kontakte zu einigen Gruppenmitgliedern eine ‚Quasispaltung‘ unserer Gruppe bewirkt hat. 1992 kam der große Schlag. Bischof Dammert wurde pensioniert. Es kam Bischof Simón. Sein erster Brief an die Gruppe war eine Geldforderung und überhaupt, daß alles Geld über ihn laufen sollte. Von Partnerschaft war keine Rede mehr. Laien interessierten ihn nicht. Er wollte seine Priester zu einer Elitetruppe ausbilden. Wir waren schockiert". (siehe auch Anhang)

Auf Berichte aus der Partnergemeinde wird stark emotional reagiert (ist positiv gemeint). Dabei stehen positive Emotionen und Reaktionen deutlich im Vordergrund, nämlich neuer Motivationschub, Freude, Dankbarkeit und Anerkennung für die Leistung der Partner (Campesinos, Frauengruppen, Katecheten). Wut, Schmerz und Ärger führen nur in zwei Fällen zu einer "inneren Aufkündigung" der Partnerschaft, sonst zu vermehrtem Mitgefühl, Wunsch nach mehr Kommunikation und mehr Aktivitäten hier (bei der Gruppe als ganzes sieht es anders aus!).

- Habe ich in der Partnerschaftsarbeit die ("Amts"-) Kirche eher als Hilfe oder Last erlebt?

Zusammenfassung ("Amts"-) Kirche: Auch wenn es streng genommen keine Amtskirche gibt und vor allem die Amtsträger diesen Begriff (zu Recht) nicht gern hören, so wird er dennoch hier verwendet, weil in der Sprache des Kirchenvolkes klar ist, was und wer damit gemeint ist. Trotz des Bewußtseins "Wir sind Kirche" wird in der Regel immer von der Kirche als einem Gegenüber gesprochen, vor allem wenn es um Kritik geht.

Fast alle antworten mit einem teils - teils (positiv, hilfreich - negativ). Die eigene Gemeinde (Pfarrer) wird bis auf fünf Antworten (aber aus einer Gemeinde) nicht als Last oder Hindernis (in Bezug auf Partnerschaft) erlebt. Es ist auch zu beachten, daß für die Mehrheit der eigene Pfarrer nicht zur

Amtskirche gezählt wird. Die Amtskirche in Deutschland spielt in Bezug auf die Gestaltung der Partnerschaft keine Rolle (weder positiv noch negativ). Überwiegend wird festgestellt, daß die kirchlichen Strukturen dazu beitragen, Hilfe effektiver zu gestalten und auch die Beziehungen zu den Partnern dadurch erleichtert werden. Man kann den Apparat der Kirche als Vehikel für die Zwecke der Partnerschaft nutzen.

Bei der Amtskirche in Cajamarca wird allerdings klar unterschieden zwischen Bischof Dammert (und anderen "Bischöfen Medellíns") und dem jetzigen Bischof. Bischof Dammert wird nicht ein einziges Mal negativ erwähnt, sondern folgende Aussage zieht sich wie ein roter Faden durch alle Antworten: "Wir haben in Bischof Dammert zum erstenmal einen Vertreter der Amtskirche erlebt und erfahren, der sich den Problemen der ‚Welt‘ und den Menschen zuwandte und keine Formalitäten in den Vordergrund stellte". Aber auch die sich (als negativ empfundene) vollziehende Veränderung der Amtskirche in Gestalt des Bischofs von Cajamarca (und anderswo) steht nicht im Mittelpunkt des Interesses (siehe auch oben). Denn es wird allgemein festgestellt, daß die Frage nach der Amtskirche eher eine Frage nach den Rahmenbedingungen und nicht die zentrale Frage ist. Es wird in diesem Zusammenhang auch nicht ein einziges Mal der Papst erwähnt. Es geht den Gruppen letztlich nicht um die Amtskirche, sondern um die Partner und die Amtskirche kommt darin nur insofern vor, ob sie die Partnerschaft behindert oder fördert, ob sie im Wege steht oder mit auf dem Weg ist. Folgende Aussage ist repräsentativ für alle Antworten: "Mein Wunsch ist es nach wie vor, die Armen dort in ihrem Bemühen um ein menschenwürdiges Leben zu unterstützen und nicht eine ‚Amtskirche‘ in Cajamarca zu stärken, von der ich nicht weiß, auf welcher Seite sie steht".

- Führte eine evtl. veränderte Mentalität und Sichtweise zu einer kritischeren Sicht der eigenen Gesellschaft?
- Wurden wir durch die Partnerschaftsarbeit politischer, bzw. sensibler auf unsere soziale Situation vor der eigenen Haustür? (wachsende Armut, Minderheiten, etc.)
- Ergibt sich daraus ein neues Interesse an Menschenrechtsfragen, an internationaler Sozial - Wirtschafts - und Entwicklungspolitik?
- Gibt es daher besondere Kontakte zur politischen/wirtschaftlichen Welt, bzw. zu staatlichen Organisationen (lokal und/oder überregional)?

Zusammenfassung Gesellschaft (kritischer, politischer, sensibler): Davon abgesehen, daß für ein gutes Drittel diese Frage sich nicht zu stellen scheint, liegen die Antworten weit auseinander (auch innerhalb einer Gruppe). Generell ist aber auch hier festzustellen, daß in den Gruppen, die schon von ihrer Zielsetzung her den Blick nicht nur auf karitative Hilfe und Projekte gerichtet haben, die Frage nach der Veränderung im eigenen Umfeld und Gesellschaft eine wichtige Rolle spielt. Es sind hier auch wiederum vor allem (aber nicht ausschließlich) die Gruppen, die entweder von Beginn an eine Partnerschaft anstrebten oder deren Mitglieder schon vorher Erfahrungen in der Dritte-Welt-Arbeit gesammelt haben, die am deutlichsten Stellung beziehen. Für zwei Drittel der Antworten, sind folgende Aussagen typisch: "Das Verhältnis zur eigenen Gesellschaft ist kritischer geworden. Es hat mein eigenes Leben insofern etwas verändert, daß mein Lebensstil bescheidener wird. Der Blick auf die sozialen Verhältnisse dort bewegt dazu, noch mehr abzugeben". "Zusammenfassend kann ich sagen, daß ich allgemein sensibler und noch sehr viel kritischer gegenüber der ‚3.Welt-Politik‘ geworden bin, gleichzeitig sehe ich die Verknüpfung mit den Problemen vor der eigenen Haustür". "Man schüttelt mehr denn je den Kopf über die Konsum- und Ego-Gesellschaft hierzulande". "Sicher erlebe und beurteile ich unsere Gesellschaft seit meiner Rückkehr entschieden anders, da ich die Schatten erlebte, die unsere Wohlfahrtsgesellschaft in Peru wirft. Ich wähle andere Parteien als vorher und sehe auch die Kirche anders". "Die Beschäftigung mit den Problemen der ‚Dritten Welt‘ hat unseren Blick für die Probleme unserer Gesellschaft verschärft, uns Mut gemacht die Dinge beim Namen zu nennen und aktiv zu sein".

Der Zusammenhang zwischen unserer "Überflußgesellschaft" und Armut bei den Partnern wird hier gesehen und auch thematisiert. Man möchte durchaus noch politischer werden, fühlt - eher als man es sich konkret vorstellen kann - daß sich etwas verändern müßte (auch bei sich), sieht sich aber - vor allem durch das kirchliche Umfeld - gebremst und unverstanden, als winzige Minderheit in der eigenen Kirchengemeinde. Gefühle des Unbehagens oder gar von Schuld sind zu beobachten, weil man bei sich selbst zu wenig Änderung bemerkt und auch das eigene Umfeld nicht ändern kann (noch nicht einmal die eigenen Kinder). Wenn man dann auch noch an die großen weltwirtschaftlichen Zusammenhänge denkt, überkommt einem erst recht das Gefühl von Ohnmacht. Auch von der Kirche als Institution und von der Theologie fühlt man sich im Stich gelassen oder zumindest unverstanden. Von einer Minderheit wird vor allem deswegen auch die (deutsche) Kirche kritisiert, weil sie sich aus deren Sicht um Dinge kümmert, die niemanden interessiert, mit sich und ihren Strukturen beschäftigt ist, materiell zu reich ist, spirituell aber arm und zu sehr mit dem politisch-wirtschaftlichen System verknüpft ist.

Ein Drittel stellt keine Änderung in der Bewertung der Gesellschaft fest, die Hälfte davon (neun Antworten) lehnt einen Zusammenhang zwischen Partnerschaftsarbeit und politischer Fragestellung entschieden ab. "Nein, wir holen auch deren Probleme ins eigene Land und die Sache wird für diese und für uns dadurch nicht einfacher". "Wir konzentrieren uns auf die Partnerarbeit und wollen uns nicht in Probleme einmischen, die uns nichts angehen oder wo wir doch nichts ändern können".

Bei den Fragen, ob man durch die Partnerschaftsarbeit politischer und sensibler geworden ist, sind die Antworten und Zahlenverhältnisse deckungsgleich, wie oben. Die Sensibilität für politische, soziale, wirtschaftliche Probleme wurde bei der Mehrheit ausgeprägter. "Sicherlich macht Partnerschaftsarbeit auch sensibel für soziale Situationen hier und allgemeine Menschenrechtsfragen". "Andererseits bemerkt man schneller Elend und Armut vor der Haustür. Man wird Minderheiten gegenüber offener, bisweilen steigert sich diese Haltung sogar zur Intoleranz gegenüber bisher vertrauten Menschen. Man wird ‚subjektiver‘, verliert den objektiven Standpunkt, wird streitbarer". "Der Umgang mit den Partnern zeigt uns, wie ähnlich oft die Verhältnisse hier und dort sind. Die Schere zwischen reich und arm geht auch bei uns langsam stärker auf, wenn auch auf einer anderen Ebene". Mit Verwunderung wird sechsmal festgestellt, daß man sich in seinem konkreten Engagement, z. B. eine Unterschriftenaktion gegen Rüstungsexport oder neue Asylgesetzgebung, nun plötzlich in einem großen Gegensatz zu christlichen Parteien (besonders in Süddeutschland) sieht. Das bisher fest gefügte Weltbild gerät ins Wanken.

Aus diesen Einsichten ergeben sich auch Konsequenzen. "Wie im Gruppenfragebogen angedeutet, erwachsen daraus vielfältige Engagements in der Friedensbewegung, Dritte Welt-, Ausländer-, Behindertenarbeit und punktuell an anderen sozialen Brennpunkten". "Mein Interesse an internationaler Wirtschafts- und Sozialpolitik wurde verschärft. Die Zusammenhänge lassen sich besser verstehen. Es ist leichter, bei Diskussionen eigene Standpunkte zu vertreten und zu anderen Stellung zu nehmen". "Durch Partnerschaftsarbeit entstand ein neues Interesse an Wirtschafts- und Entwicklungspolitik. Gerade damit beschäftige ich mich mehr denn je". "Ich erkenne immer stärker, wie die armen Länder überall - in Südamerika, Afrika, Asien - von den reichen Ländern ausgenutzt werden. Unsere Aufgabe ist es, in unserer Gesellschaft mehr Aufgeschlossenheit gegenüber den Problemen dort zu wecken".

Doch stellt die Mehrheit der Gruppenmitglieder bedauernd und selbstkritisch fest, daß zwar die Einsicht da ist, die entsprechende Praxis aber fehlt. "Interesse ja, persönliche Konsequenzen kaum". Das Verständnis in gewisse Zusammenhänge und auch die Bereitschaft, bei entsprechendem Anschlag (auf den man dann oft vergebens wartet) bei einer Aktion mitzumachen, ist dennoch gewachsen. Selbst das für alle als schwer zu verstehen bezeichnete Thema der Weltwirtschaft wird mehrheitlich als wichtig angesehen, um bestimmte Zusammenhänge, die das Leben in den Partnergemeinden betreffen, zu verstehen. Hervorzuheben sind hier vor allem die Fragen, was man in Deutschland unter Entwicklungspolitik versteht bzw. wem diese Hilfe bisher konkret zugute kam (Beispiel Staudamm bei Cajamarca), wie es möglich ist, daß in Cajamarca die größten Goldvorkommen in Amerika ausgebeutet werden und dort die Bevölkerung immer ärmer wird und die Fra-

ge der Auslandsverschuldung Perus, die zu immer größerer Armut in Peru führt, obwohl die Armen nichts von den Krediten sahen und die Schulden eigentlich schon längst getilgt sind. Unterstützung in diesen Fragen bekommen die Gruppen vor allem von Misereor, was sehr dankbar angenommen wird. Einzelne Gruppenmitglieder (12) sind bewußt als Christen in politischen Gruppierungen aktiv (Menschenrechtskomitees, Umweltorganisationen, Bürgerbewegungen etc.). Wenn politische Aktionen wie Unterschriftensammlungen etc. von einzelnen Gruppen beschlossen werden, stößt dies auf Widerstand in der Kirchengemeinde bzw. Kirchenrat/Pfarrgemeinderat. "Die Agenda 21 wurde im Pfarrgemeinderat eingebracht, doch obwohl Kohl unterschrieben hatte und selbst die CSU, war dies trotzdem im PGR sehr schwierig gewesen". Das Unverständnis und die entsprechenden Reibungspunkte zwischen Partnerschaftsgruppe und den demokratischen Gremien der Pfarrei sind dort am größten, wo diese Gremien aufgespalten sind in Kirchen- und Pfarrgemeinderat. Das eigentliche Entscheidungsgremium, der Kirchenrat mit der Entscheidungsbefugnis über die Finanzen, ist in keiner Gemeinde direkt mit der Partnerschaft befaßt. Der Pfarrgemeinderat mit seiner pastoralen Zuständigkeit wird eher als unverbindliche Spielwiese für Idealisten angesehen (aus der Sicht der Mitglieder). Die eigentliche Macht haben die Mitglieder des Kirchenrates, denn sie bestimmen über das Geld. Ebenfalls wird berichtet, daß im Kirchenrat gewohnheitsmäßig häufig die Honorationen christlicher Parteien, Verbände und andere wichtige Persönlichkeiten sitzen und deswegen auch die Männer, im Unterschied zu den anderen Gruppen in der Gemeinde, weit in Überzahl sind. Es kann an dieser Stelle nicht weiter der Frage nachgegangen werden, warum in deutschen Gemeinden und Diözesen (bzw. deren Gremien) die Frage nach dem Geld offenbar die entscheidende Frage ist; ebensowenig, warum eventuelle zukünftige finanzielle Einschränkungen als Bedrohung gesehen werden und die Angst vor der Zukunft sich immer mehr ausbreitet. Es ist offensichtlich so, daß dort, wo am meisten Geld ist, auch am meisten über Geld geredet wird. In den Pfarreien der Diözesen Freiburg und Rottenburg - Stuttgart (Baden-Württemberg), wo es nur den einen Kirchengemeinderat gibt, ist die Partnerschaft stets mehr in die Gemeinde integriert und wird vom Kirchengemeinderat mit getragen. Die Mitglieder und Kandidaten für den KGR lassen sich hier auch von einer eher pastoralen Motivation heraus (in Städten eher als auf dem Land) für die Mitarbeit im KGR gewinnen.

"Offizielle" Kontakte zu politischen und wirtschaftlichen Organisationen im engeren Sinne (Parteien, Unternehmen) gibt es nur in den beiden Gruppen Herzogenaurach, vor allem aus der Zeit des Staudammprojekts und in Tettang. Diese Kontakte spielen aber auch dort keine große Rolle mehr.

- Wird die Rolle (Aufgabe) der Kirche in der globalen Gesellschaft neu bewertet, anders gesehen?

Zusammenfassung Rolle der Kirche: Auch hier sieht eine Minderheit (ein Viertel) keine Änderung in der Bewertung der Rolle der Kirche innerhalb einer immer globaler werdenden Gesellschaft. Innerhalb dieser Minderheit lehnt die Hälfte jede auf die Gesellschaft bezogene Aufgabe der Kirche ab. "Ich sehe die Aufgabe der Kirche nicht zuerst in einer Gesellschaftsveränderung, sondern in der Lebensermittlung. Die Gesellschaft müssen alle gestalten". Die Mehrheit aber kommt zu einer neuen Bewertung der Rolle der Kirche. Einhellig wird ein entschiedenerer Einsatz für die Armen und Unterdrückten gefordert, sowie eine entschiedene Stellungnahme zu sozialen Verwerfungen und Parteinahme für die Opfer dieser Verwerfungen. Dabei ist unter Parteinahme stets gemeint, daß eine Analyse der Ursachen der ungleichen Verteilung von Reichtum und Armut unbedingt dazu gehört. Neben Anwalt und Stimme der Armen soll die Kirche auch aktiv für Frieden eintreten, ohne Rücksicht auf politische Kräfte. Bei einer kleinen Minderheit wurde durch die Partnerschaftsarbeit erst entdeckt, daß die Kirche in vielen Orten der einzige Anwalt der Armen ist und auch die kirchlichen Dokumente eine Orientierungshilfe sein können. Acht Gruppenmitglieder (die nun zu den aktivsten zählen) bewerten deshalb heute die Kirche positiver oder haben gar ein neues Verhältnis zu Kirche gewonnen (wobei von diesen acht Menschen die Kirche nicht zuerst als Amtskirche gesehen wird). Die Erwartungen an die Kirche sind bei fast allen Mitgliedern noch sehr hoch, d.h. man traut

der Kirche noch etwas zu, wenn sie sich nur auf ihren Ursprung besinnen würde. "Meine Erwartungen an die Orts- und Weltkirche wären sehr groß - ich kann z.Z. nicht glauben, daß sie nur teilweise erfüllt werden. Die Orts- und Weltkirche müßte ähnlich der lateinamerikanischen Kirche im Aufbruch der 60/70-er Jahre nach Vatikanum II, Medellín und Puebla nicht nur laut aufschreien, sondern solidarisch und mutig die Option für die Armen leben und für gleiche Rechte für alle kämpfen, statt mit den Mächtigen um die Macht zu buhlen". "Ich wünsche mir, daß sich die offizielle Kirche endlich total und überall auf die Seite der Unterdrückten und Benachteiligten stellt, hier und dort". Eine starke Minderheit innerhalb der Befürworter einer engagierteren Rolle der Kirche in der Gesellschaft zu Gunsten der Benachteiligten würde zwar immer noch ein entsprechendes Verhalten der Kirche wünschen, hat aber die Hoffnung auf eine Änderung der Kirche verloren. "Durch die letzten kirchenpolitischen Maßnahmen der Kirche (Ernennung von Bischöfen, Rolle der Laien) habe ich den letzten Rest der Hoffnung verloren, daß man in der Kirche je etwas begreifen wird. Wenn ich trotzdem weiter mache, dann um der Freunde in Cajamarca willen". Von einer kleinen Minderheit (anzutreffen innerhalb der starken Minderheit) wurde die Rolle der Kirche in Geschichte und Welt schon immer skeptisch beurteilt. "Die Rolle der Kirche wird ambivalent gesehen: einerseits als Mitverursacher des Übels, zumindest als Institution, die das Ganze weltanschaulich abgesichert hat, andererseits als Ventil für befreiende Nächstenliebe (Theologie der Befreiung). Mein Verständnis für Solidarität war aber noch nie auf kirchliche Einflüsse allein beschränkt, es speiste sich immer auch aus sozialdemokratischen Traditionen". Gruppenmitglieder, die Kirche grundsätzlich ablehnen, gibt es nicht (bzw. dies wurde nicht geäußert). Die eher "kritischen Geister" haben alle ein "Verhältnis" zur Kirche, haben sich mit ihr auseinander gesetzt, leiden auch unter und an der Kirche, lassen sich aber mehr von den Werten des Evangeliums leiten als von Tradition und Erziehung. Innerkirchliche Themen wie Zölibat, Priestertum für Frauen etc. spielen in der Kritik und auch in der Diskussion innerhalb der Gruppen offenbar keine bedeutende Rolle.

- Was war für mich das schönste Erlebnis (und was die größte Enttäuschung)?

Zusammenfassung schönstes Erlebnis/Enttäuschung: Das schönste Erlebnis war mit weitem Abstand der Besuch in Peru (oder auch Gegenbesuch). Nur vier Antworten nennen andere Ereignisse an erster Stelle (erfolgreicher Abschluß von Projekten). "Es gibt viele ‚schönste Erlebnisse‘, sie spielen alle in Peru. Wenn ich eines auswählen müßte: Der gemeinsame (Wort-) Gottesdienst von acht Campesino-Gemeinschaften in Callatpampa". "Bei unseren Besuchen auf dem Lande die Freude der Menschen erleben zu dürfen". Mehrheitlich sind es die Besuche auf dem Lande, die in Erinnerung bleiben. Wo es nicht zu diesen Besuchen auf dem Lande kam, wurde dies schmerzlich vermißt. Das bedeutet, daß man gerne auf das Land gegangen wäre, dies aber z.B. vom Pfarrer der Partnergemeinde nicht vorgesehen war. Die Besucher möchten das Leben der Ärmsten (nicht nur auf dem Lande) aus der Nähe kennenlernen, sie möchten deren Hütten sehen, wissen, was sie essen und wie und von was sie leben. Von diesen Armen eingeladen zu werden, ist für alle Besucher das schönste Erlebnis bzw. wäre der größte Wunsch. Man erinnert sich zuerst an die überschwengliche Gastfreundschaft, an die Freude und Begeisterung der Menschen und an die gemeinsamen (Wort-) Gottesdienste. Je ärmlicher dabei die Umgebung (z. B. abgelegene, verfallene Kapelle auf dem Land) und um so ärmer die Menschen, desto nachhaltiger ist die Erinnerung. Diese so entstandene, stark emotionale Verbindung ist es, die viele Besucher heute zum Durchhalten befähigt. Das Band der Zärtlichkeit ist das Fundament einer stabilen und echten Beziehung und es ist diese zärtliche Verbundenheit, die über alle Unterschiede hinweg trägt und so auch Rückschläge verkraften kann. Allerdings sind es genau diese Menschen, die sich auf diese Ebene der Beziehung eingelassen haben, die dann auch am meisten (mit-) leiden, wenn die Partner der Willkür von sogenannten "Autoritäten" ausgeliefert sind. Sie können dann auch ihre Betroffenheit - selbst in der eigenen Gruppe - nur sehr schwer denen vermitteln, die diese Erfahrungen nicht gemacht haben oder rein formalistisch und legalistisch z. B. von den nun mal so vorhandenen kirchlichen Strukturen sprechen. Allein theoretische (theologische, wirtschaftliche etc.) Erkenntnisse oder moralische Appelle vermögen

vielleicht Einsichten zu schaffen, geben aber allein nicht die Kraft und bewirken keine Veränderung. Verhaltensänderungen, von denen vereinzelt berichtet wird, beruhen auf dem direkten Erleben von Elend und Unterdrückung im Zusammenhang der Begegnung mit den Partnern (vor allem Campesinos). Verhaltensänderung wird hier im Sinne von Bekehrung und Umkehr verstanden. Ist man bereit, diese Begegnungen und Verhaltensänderungen als religiöse Ereignisse ersten Ranges zu sehen (auch wenn sie manchmal an "Events" erinnern), dann wird deutlich, daß es (auch im übertragenen Sinne) farbenfrohe, sinnliche und bewegende Momente sind, die den Menschen in seinem Innersten bewegen und Religion (Offenheit für das Andere) konstituieren. Eine Begegnung mit dem ‚Anderen‘ kann die Voraussetzung dafür schaffen, dem ganz ‚Anderen‘ begegnen zu können (und umgekehrt). Daß es sich dabei auch um tiefe mystische Erlebnisse handelt, damit auch um sehr spirituelle Erlebnisse, wird allerdings von den Betroffenen kaum so erfahren, da man nicht gelernt hat, in diesen Kategorien zu denken, zu sprechen und zu fühlen. Man wird überwältigt ohne zu wissen, was wirklich geschieht. Die Erschütterung, im notleidenden Nächsten das Antlitz des gekreuzigten Christus zu entdecken, ist der entscheidende Moment einer persönlichen Bekehrung und Umkehr - und um so wichtiger, als diese "transzendierenden" Glaubenserfahrungen in den eigenen Gemeinden nicht gemacht werden (können). Auch der "normale" Gemeindegottesdienst als eigentlich dichteste Form der Gemeinschaft mit Gott und den Menschen bietet keinen Raum (mehr) für solche Erfahrungen. Auffallend dagegen sind es gerade die erlebten Gottesdienste mit Campesinos, die für einige zum ersten Mal erahnen lassen, was es heißt, mit den Armen das Brot zu teilen und gerade so die Gegenwart Gottes zu spüren. Selbst etliche Männer berichten von Tränen, derer sie sich erstmals nicht schämten. In den Gruppen sind diejenigen die aktivsten, die von solchen Erlebnissen erzählen können. Sie sind mit dem Herzen dabei, weil sie sich anrühren ließen und sich geöffnet und "ausgeliefert" haben. Wo die Beziehung aber nur auf rein rationaler Basis besteht, finden sich auch bald rationale Argumente, um nicht mehr weiter zu machen.

Neben den geschilderten Erlebnissen sind es "das Erleben langerkämpfter Erfolge" in der Projektarbeit und hier innerhalb der Gruppe das Empfinden und Handeln im Geist geschwisterlicher Solidarität.

Bei den Enttäuschungen stand eindeutig die veränderte Situation, verursacht durch den Bischofswechsel, im Vordergrund. "Am schlimmsten hat mich getroffen, daß durch einen Bischofswechsel vieles, wenn nicht alles, zerstört werden kann". "Mit großer Sorge und Enttäuschung beobachten wir die Entwicklung nach der Pensionierung von Bischof Dammert". "Enttäuschend sind die Entwicklungen in der Diözese Cajamarca, wo ein neuer Bischof eine Kirchenhierarchie schuf, die weit von dem entfernt ist, was sein Vorgänger, Bischof Dammert, an Offenheit, vertrautem Umgang, Solidarität und Nächstenliebe geschaffen hat". Nur in zwei Gemeinden wird davon nicht gesprochen, einmal wird der neue Bischof ausdrücklich gelobt (ohne ihm begegnet zu sein), weil er sich im Gegensatz zum vorherigen Bischof auch um die eigenen Priester kümmert und sie aufwertet.

Daneben wird auch mehrfach bedauert und als enttäuschend bezeichnet, daß es keinen direkten Kontakt zu den dortigen Gemeindegruppen gibt oder daß diese gar nicht (mehr) existieren. Einmal heißt es gar: "Die größte Enttäuschung ist, daß es kaum einen dauerhafter Bezug zu den Einheimischen gibt". Als letztes wird die eigene Gruppe genannt, von der man sich mehr Zusammenleben oder zumindest Zusammenhalt erhofft hat. Auch der Weggang engagierter Gruppenmitglieder wegen Unstimmigkeiten in der Gruppe oder mit dem Pfarrer und auch Pfarrgemeinderat wird in vier Gemeinden von verschiedenen Gruppenmitgliedern als große Enttäuschung genannt.

- Welches Ziel (in der Partnerschaftsarbeit) steht für mich an erster Stelle?
Wie sollte es sein? Welchen Traum habe ich?

Zusammenfassung Ziele/Träume: An erster Stelle steht der Wunsch und das Ziel, den Partnern (den Armen), weiterhin bzw. besser helfen zu können. "An erster Stelle in der Partnerschaftsarbeit steht für mich meine Pflicht als Christ, mich für die Belange der Armen einzusetzen, dabei habe ich

trotz vieler Enttäuschungen den Traum von einer "gerechteren Welt" nicht aufgegeben". Neben materiellen Verbesserungen, die im Vordergrund stehen, werden Hilfe zu einem menschenwürdigen Leben, spirituelle (Gebet) und moralische Unterstützung, Hilfe zur Selbsthilfe, selbstbewußtes Handeln der Partner fördern, sie im Bestreben nach mehr Gerechtigkeit zu unterstützen, genannt. "Daß die Leute dort gleichgestellt, anerkannt und als Menschen geachtet werden". An zweiter Stelle steht der Wunsch, die Freundschaft zu vertiefen, noch mehr Begegnungen und Besuche, eine wirklich gleichberechtigte Beziehung, lernen von den Partnern und gegenseitige Bereicherung im Alltag und im Glauben. "Wichtigstes Ziel für Partnerschaftsarbeit ist die zwischenmenschliche Begegnung in den Gruppen hier und mit den Partnern in Übersee". "Ziel der Partnerschaft war für mich schon immer, eine Beziehung aufzubauen, in der beide Seiten gleichberechtigt sind. Man sollte sich gegenseitig beraten und helfen, aber auch vor konstruktiver Kritik nicht zurückschrecken". "Ich hätte den Traum, eine größere Gruppe hier für die Partnerschaft zu gewinnen und die Kontakte zu intensivieren, vielleicht einmal etwas länger in Peru zu sein und dort mitzuarbeiten".

In drei Gruppen (bzw. bei deren einzelnen Gruppenmitgliedern) steht die Veränderung hier vor Ort und im weltweiten Kontext im Vordergrund. "Das wichtigste Ziel ist für mich heute die Veränderung unseres Lebensstils und unseres Handelns im Sinne von ‚Zukunftsfähigkeit‘, damit wir alle leben können. Die Partnerschaft mit ihren persönlichen Beziehungen sehe ich dabei als treibende Kraft und Motivator zum Durchhalten im langen zähen Kampf um Veränderungen, persönliche wie gesellschaftliche. Aus diesem Grund ist es mein Bestreben, die Partnerschaft in immer mehr Herzen in unserer Gemeinde hineinzutragen, damit immer mehr Leute hier sich zur Umkehr bewegen lassen".

Vereinzelt werden noch folgende Träume genannt: Der Traum von einer solidarischen Kirche "daß die Amtskirche mehr dem Auftrag und Anspruch des Evangeliums entspricht"; die Wiederherstellung der Einheit in der Gruppe und die Einheit der dortigen Gruppen mit ihrer Gemeindeleitung. "Gedeihliche Zusammenarbeit aller Gläubigen mit der Gemeindeleitung in unserer Partnergemeinde"; daß Jugendliche den Partnerschaftsgedanken aufgreifen und weitertragen.

Aber es gibt auch Gruppenmitglieder, die gar keine Träume mehr haben. "Wir sehen zur Zeit keine Möglichkeit einen Traum für die "Dritte Welt" zu träumen und trotzdem möchten wir unsere Kräfte auch weiterhin für Menschen in Peru einsetzen". Oder: "Ich bemühe mich nicht mehr zu träumen".

- Was möchte ich noch ausdrücklich dem bisherigen hinzufügen?

Zusammenfassung: Da von den allermeisten Gruppenmitglieder die Beantwortung der Fragen als sehr anstrengend empfunden wurde ("Nach 29 Fragen absolut nichts mehr!") gibt es nur noch wenige zusätzliche Aussagen. Die folgenden beiden Aussagen mögen am Ende stehen, zeigen sie doch auch auf, um was es geht: "Hoffentlich trägt diese Studie in Deutschland wie in Peru zur Neuorientierung bei und öffnet neue Handlungsmöglichkeiten". Und: "Wie kann unsere Partnerschaft überdauern, wenn Gemeindeleitung und Pastoral sich ändern?"

C Fragebogen der Pfarrer

Vorbemerkung:

Von den 16 angeschriebenen Pfarrern (darunter drei Pfarrer, die nun nicht mehr als Pfarrer in einer Partnergemeinde tätig sind, aber für die Partnerschaft eine wichtige Rolle spielten) reagierten acht Pfarrer entweder überhaupt nicht - oder schickten in einem Fall eine Postkarte und in einem anderen Fall wurden alle Unterlagen zurückgeschickt mit der Aufforderung, ihn in Zukunft nicht mehr zu belästigen. Trotzdem gelang es mit vier dieser Pfarrer direkt telephonischen Kontakt aufzunehmen und auch die Gründe zu erfahren, warum sie sich nicht beteiligen wollen. Von den restlichen vier Pfarrern berichten die Gruppenmitglieder einhellig, daß kein Interesse an der Partnerschaft seitens

ihres Pfarrers vorhanden ist, außerdem er jetzt schon völlig überlastet sei, er die Gruppe aber gewähren ließe. Bei diesen acht Pfarrern lassen sich aufgrund eigener Aussagen und der Aussagen der Gruppen folgende Gründe für die Absage nennen: Das Gefühl völliger Überlastung, verbunden meist noch mit der Aussage, von den jeweiligen Ordinariaten mit Papieren zugedeckt und ständig mit neuen Aufgaben zugehäuft zu werden (per Verordnung von oben) und dies noch bei gesteigener und auch kritischerer Erwartungshaltung der Laien. Zwei Beispiele, von den betreffenden Pfarrern selbst im persönlichen Gespräch berichtet: Beiden Pfarrern wurden, natürlich unabhängig von einander, per Dekret und ohne persönliche Rücksprache mit ihnen, drei bzw. zwei weitere Pfarreien als Teilgemeinden zugeteilt, übrigens auch gegen den Willen der Gemeinden. Die beiden Pfarrer wollen laut eigener Aussage spätestens seit dieser Zeit nichts mehr von frommen Sprüchen wissen (gemeint sind wohlklingende Papiere über Dialog, Mitbestimmung der Laien usw.) und machen nun "Dienst nach Vorschrift", weil sie sich von ihren Oberen ausgenutzt, im Stich gelassen und menschlich sehr schlecht behandelt fühlen. Auch die anderen Pfarrer - wenn auch nicht in dieser extremen Form - berichten von ähnlichen Erfahrungen bzw. die Gruppen bestätigen dies. Zugespitzt formuliert kann man sagen, daß die Pfarrer heftiger die Kirchenpolitik (Bürokratie, Verwaltungen, Vorschriften statt Pastoral) kritisieren als dies die Laien tun. Sie sind auch stärker betroffen und sie sitzen zwischen allen Stühlen. Diese Kritik üben sie aber nicht in der Öffentlichkeit, erst recht nicht in der nichtkirchlichen Öffentlichkeit.

Acht Pfarrer bearbeiteten den Fragebogen, sechs von ihnen zeigten darüber hinaus ein großes Interesse an dieser Studie. Darunter sind auch die Pfarrer der Gemeinden, die die längsten und bis heute intensivsten partnerschaftlichen Beziehungen unterhalten (Dortmund, Ulm, Herzogenaurach, Tettang)

1. Äußere Daten

Vier Pfarrer trafen die Partnerschaft bereits an, was aber in keinem Fall zu einem Problem führte, im Gegenteil: das Bestehen einer Partnerschaft wurde dankbar angenommen. Die Partnerschaft wurde wie bisher weitergeführt. "Die Partnerschaft traf ich erfreulicherweise schon an", oder "ich habe mich sogleich auch intensiv über die Geschichte dieser Partnerschaft informiert", so der allgemeine Tenor. Bei den vier Pfarrern, die seit Entstehen der Partnerschaft dabei waren, wird die Partnerschaft als wesentlicher Bestandteil der Gemeinde und ihrer eigenen pastoralen Arbeit angesehen. "Der Anstoß zu einer konkreten Partnerschaft kam von einem Pastoraltheologen, der einige Jahre in Cajamarca tätig war. Die Idee fand verhältnismäßig schnellen Zuspruch bei einer Gruppe, die für die Mission besonders aufgeschlossen war. Wichtig war, daß der Gemeindepfarrer nicht nur seine Zustimmung gab, sondern die Idee persönlich mitgetragen hat". Zwei dieser Pfarrer sind aber heute nicht mehr in dieser Gemeinde, der Übergang auf ihre Nachfolger ging nahtlos vonstatten.

2. Verhältnis zur Gruppe

Sechs der Pfarrer sind bei den Sitzungen der Gruppe - so weit es möglich ist - immer dabei. Die beiden anderen Pfarrer fühlen sich dennoch stets auf dem laufenden, weil sie von der Gruppe gut informiert werden. "Wenn irgend möglich, bin ich bei der monatlichen Sitzung - meistens zeitweise - dabei, und das nicht nur aus Pflichtgefühl, sondern aus Interesse". Einer dieser Pfarrer nimmt trotz großer Dritte - Welt - Erfahrung nicht an den Sitzungen teil. "Auf den Treffen und Sitzungen des AK Peru war ich noch nie dabei. Ich sehe mich dazu weder verpflichtet noch gedrängt. Ich gehe dankbar davon aus, daß in diesem Kreis sehr fähige, bewußte und engagierte Leute sind". Alle Pfarrer fühlen sich von der Gruppe gut informiert, in einem Fall aber nicht verantwortlich für das, was in der Gruppe geschieht. "Ich bin über alles in der Gruppe bestens informiert. Dazu fühle ich mich verantwortlich". "Auf jeden Fall fühle ich mich von der Gruppe gut unterrichtet (auch über die Protokolle hinaus), auch über das, was in ihr läuft - und weiß mich, nicht anders als jedes Mitglied,

auch mit dafür verantwortlich". In allen Fällen kommt es über die Sitzungen hinaus zu persönlichen Gesprächen mit einzelnen Gruppenmitgliedern über Belange der Partnerschaft. Die Pfarrer vertreten die Belange der Partnerschaft auch nach außen und bekennen sich öffentlich zur Partnerschaft. "Natürlich soll und wird die Gemeinde spüren, daß ich hinter der Arbeit des AK Peru stehe und daß die Partnerschaft für mich etwas sehr wichtiges ist. Natürlich versuche ich bei allen Veranstaltungen des AK Peru in der Öffentlichkeit dabei zu sein".

Die Erwartungen an die Gruppe sind anspruchsvoll, aber in der Gewißheit, daß die Gruppe diese Erwartungen erfüllen kann und will. In zwei Fällen betont der Pfarrer seine Rolle als Lernender. "Ich habe die Erwartung, daß die Gruppe im heutigen Verständnis von Partnerschaft, das ein gegenseitiges Geben und Nehmen ist, den Gedanken dieser Partnerschaft in der Gemeinde verbreiten und vertiefen kann. Mich interessiert vor allem persönlich sehr, welche Auswirkungen die Partnerschaft auf unseren persönlichen Lebensstil und auf unser politisches Bewußtsein haben könnte. Ich habe allerdings die Auffassung, daß nicht alles in der Gemeinde priesterzentriert laufen muß und sehe in unserem AK eine Gemeindegruppe, die ohne den Pfarrer eine ausgezeichnete Arbeit macht. Ich bin deswegen auch persönlich froh, vom AK auch bewußtseinsmäßig mitgenommen zu werden. Übrigens arbeitet der Vikar im AK engagiert mit". Weiter werden als Erwartung genannt: Weggemeinschaft im Glauben und Umdenken; daß die Gruppe die Gemeinde möglichst umfassend informiert und zum entwicklungspolitischen Denken in der Gemeinde anregt; selbständiges Entscheiden und Handeln; den Gedanken der Partnerschaft in die Gemeinde tragen bzw. in ihr wachzuhalten. Und schließlich: "daß sich die Gruppe voll identifiziert mit der Option für die Armen, wie sie auch der Papst in seinen Ansprachen intendiert. Die Papiere von Medellín und Puebla sind dafür Ausgangspunkte. Für Cajamarca wünsche ich mir von der Gruppe, daß sie die Intentionen von Bischof Dammert unterstützt und Personen, vor allem Pfarrer und Katecheten, die in seinem Sinne wirken wollen, solidarisch unterstützt. Ich möchte in einem zukünftigen Cajamarca - Gottesdienst die Problematik auch der Gottesdienstgemeinde vortragen und hoffe auf Zustimmung und Unterstützung auf breiterer Basis".

In fünf Fällen ist die Beziehung des Pfarrers zur Gruppe eine besondere (im Unterschied zu anderen Gemeindegruppen). "Insofern ist die Beziehung zu dieser Gruppe eine besondere, als ich diese Partnerschaft für etwas ganz wichtiges für unsere Gemeinde halte und erfreulicherweise feststelle, daß der AK Peru große Resonanz in der Gemeinde und Stadt hat und viel – vor allem bildungs- und bewußtseinmäßig - in die Gemeinde einbringt". "Ja, in etwa, da mir die Partnerschaft besonders am Herzen liegt". "Die Beziehung zur Gruppe ist insofern anders, als ich mit einigen Mitgliedern der Gruppe die Partnerschaft mehrmals besucht habe. Die Beziehung ist freundschaftlich".

3.) Besuche/Kontakte

Von den acht Pfarrern waren inzwischen sechs zu Besuch in der Partnergemeinde. Der Pfarrer aus Dortmund war am häufigsten in Peru. "Ich war schon sechsmal in Peru zu Besuch. Es gehört für mich dazu, daß eine Partnerschaft nur leben kann, wenn man sich gegenseitig besucht". Zwei davon waren im Sommer 1998 nach der Befragung in Peru. "Ich plane einen Besuch in der Partnergemeinde - aus den Berichten derer, die schon (mehrmals) dort waren, und aus derer engagierter Sicht der Pastoral spüre ich, wie sehr ein solcher Besuch prägende Bedeutung haben kann, bzw. hat". Die beiden anderen Pfarrer ziehen einen Besuch in Erwägung. "Ich war noch nie zu Besuch in Peru. Evtl. ziehe ich einen solchen Besuch in Erwägung, vor allem wegen seiner Zeichenhaftigkeit hier und dort. Andererseits ist knapp bemessener Urlaub, dieses Jahr 2 ½ Wochen, zu kurz und zu anstrengend für eine solche Unternehmung". Als Problem wird auch gesehen, wie ein Besuch dort aufgefaßt wird, ob er als einseitige Parteinahme oder als Affront gegen den Bischof oder Pfarrer angesehen wird, falls man zuerst die Campesinos und sonstigen Gemeindegruppen besucht. "Weil ich kein ‚Pendant‘ drüben habe, tue ich mich auch mit einem Besuch dort schwer, weil ich ja dort nicht allein als Gemeindemitglied auftreten kann, sondern das Einvernehmen mit dem Pfarrer dort

brauche". Es ist für alle besuchenden Pfarrer selbstverständlich, daß unabhängig von eventuellen Schwierigkeiten mit Bischof und Pfarrern, diese über den Besuch unterrichtet werden sollten.

Der Besuch brachte für alle Pfarrer wertvolle, zum Teil gar prägende Impulse. Die Partnerschaft wurde nun als Freundschaft erlebt und zum selbstverständlichen Teil der eigenen Seelsorge. Der Besuch hat zu einem vertieften Engagement geführt. Aber nicht alle gehen so weit wie der ehemalige Pfarrer von St. Georg. "Die Begegnungen dort haben bei mir einen tiefen Eindruck hinterlassen. Es waren wichtige Stationen in meinem Leben. Sie haben mich wesentlich verändert. Ich erlebte die Armut konkret, aber auch die unterschiedliche Einstellung der Verantwortlichen in der dortigen Gemeinde. Die Option des Bischofs José Dammert Bellido war anders als die des Gemeindepfarrers. Der Bischof war für mich so etwas wie ein väterlicher Freund geworden, während der Gemeindepfarrer uns wohl eher als ‚Eindringlinge‘ betrachtet hat. Er war uns mehr Hindernis als Hilfe". Daneben werden noch die "praktischen Vorteile" eines Besuches genannt. "Die Hilfe konnte gezielter angesetzt werden. Die Werbung bei uns wurde gründlicher und die Anregungen für unsere Gemeinde zahlreicher".

Alle Pfarrer stehen in einem direkten Kontakt zu den Partnern bzw. haben den Pfarrer der Partnergemeinde wenigstens kennengelernt (bei dessen Besuch in Deutschland). Sie spielen aber in keinem Fall die Hauptrolle, sondern reihen sich in die laufenden Kontakte der Gruppe ein, unterschreiben die Briefe der Gruppe mit oder lassen sich gar von der Gruppe Briefe schreiben, darunter auch manchmal "notwendige Briefe von Pfarrer zu Pfarrer". Die Briefe "von Pfarrer zu Pfarrer" haben in einigen Fällen eine große Bedeutung, weil der Brief eines Pfarrers bei den Adressaten eine unvergleichlich andere Wirkung hat, nämlich als "offizielle" Äußerung der zuständigen Autorität. Ebenso ist es für die Partnergemeinde von großer Bedeutung zu wissen, daß hier die Gemeinde insgesamt (mit dem Pfarrer) hinter der Partnerschaft steht. Allzu leicht wird sonst die Partnerschaft, besonders von peruanischen Pfarrern (und Bischöfen), als private Marotte einiger deutscher Idealisten abgetan.

Die Pfarrer beziehen ihre Informationen über die Partnergemeinde ausschließlich (von zufälliger Lektüre einzelner Artikel und Nachrichten natürlich abgesehen) über die Gruppe und durch Informationen der Partner an die Gruppe und Gemeinde. Sie lassen sich von der Gruppe führen. "Über die Vorgänge in unserer Partnergemeinde bin ich durch die ‚Kanäle‘ der Gruppe regelmäßig informiert".

Alle acht Pfarrer haben schon mindestens einmal Besuch von den peruanischen Partnern erhalten (meist die peruanischen Pfarrer, Bischof Dammert nicht mitgerechnet). Dieser Besuch war immer in das Gemeindeleben integriert, wobei zuerst die Gottesdienste gemeint sind. In zwei Gemeinden wurde der Besuch als überaus strapaziös, trotzdem aber positiv empfunden. Die Besucher wohnten im Pfarrhaus. Über die Dauer der Besuche, weitere Aktivitäten der Besucher in der Gemeinde etc. gibt es keine Angaben.

Die Besuche trugen zur Vertiefung der Partnerschaft bei, so der meist sehr knappe Kommentar. Nur einmal wird die Auswirkung des Besuches deutlich betont. "Diese Besuche haben die Freundschaft vertieft und auch Kontakte zu Gemeindegliedern geschaffen, teilweise familiäre und freundschaftliche". Einmal wird vom Pfarrer der Besuch positiv geschildert, während die Gruppe dies anders sieht. "Natürlich hatten die Besuche Auswirkungen auf die Gemeinde. Die Gäste waren bei der Eucharistiefeier. Sie sprachen zu und mit uns über ihre Gemeinden, ihre Probleme und pastoralen Pläne. Ich bin überzeugt, daß diese Besuche das Kernstück unserer Partnerschaft waren". Vom gleichen Pfarrer wird dann auch erklärt, was mit Kernstück der Partnerschaft gemeint war: "Als wir der Gemeinde erklärten, daß der Pfarrer weite und schlechte Wege zurücklegen muß, um seine Filialen zu besuchen und daher ein Fahrzeug braucht, war das Adveniatopfer doppelt so hoch als sonst, 60.000 DM. Adveniat hatte die technische Abwicklung versprochen, während wir zahlen wollten". Die Auswirkungen der eigenen Besuche in Peru lassen sich mit den Auswirkungen der Gegenbesuche nicht vergleichen, die Diskrepanz ist zu groß. Die Besuche der peruanischen Pfarrer in deutschen Gemeinden stellen ein Problem dar, natürlich nicht grundsätzlich, aber doch in der Weise, wie sie in den beteiligten Gemeinden abgelaufen sind (dazu später mehr).

4. Verhältnis zu Pfarrer/Bischof und peruanischen Kirchengemeinden

Nur ein Pfarrer berichtet, daß er zur Zeit zu dem Pfarrer der Partnergemeinde ein herzliches Verhältnis hat. "Das Verhältnis zu P. Victorino ist herzlich, brüderlich und von Vertrauen getragen". Vier weitere Pfarrer deuten an, daß früher das Verhältnis zum jeweiligen Pfarrer der Partnergemeinde besser war, sogar bestens. Die jetzigen Pfarrer sind teilweise noch unbekannt, haben noch keinen Kontakt aufgenommen oder reagieren anders als vorher oder auch gar nicht. Ein Sonderfall stellt Dortmund dar, nicht nur weil sie dort in den letzten 36 Jahren viele Pfarrer kommen und gehen sahen. "Das Verhältnis zu den Pfarrern war bisher ausgezeichnet. Es sind seit einem Jahr zwei Pfarrer in Bambamarca, die in einem Opus Dei - Seminar ausgebildet sind und sehr stark von dem neuen, sehr konservativen Bischof abhängen und deshalb bisher wenig Kontakt zur Campesino - Gemeinde haben. Wir haben eigens, hauptsächlich ihretwegen, in diesem Jahr einen Besuch in Peru gemacht (Sommer 97), um sie kennenzulernen und um Mißtrauen wegzunehmen. Ein wenig scheint das gelungen. Das Verhältnis zum Bischof ist sehr gespannt, da er voller Mißtrauen gegenüber allen Ausländern ist und auch ein sehr gespanntes Verhältnis zu seinem Vorgänger hat. Bei den letzten beiden Besuchen dort haben wir jeweils einen Besuch bei dem Bischof erreicht, konnten aber das Eis nicht brechen".

Außer diesem Beispiel hat kein weiterer Pfarrer bisher einen persönlichen Kontakt zum aktuellen Bischof gefunden. Das Verhältnis zum aktuellen Bischof ist bestenfalls ambivalent.

Außer einem eher folkloristischen Bericht gibt es keine weiteren Aussagen darüber, wie die peruanischen Kirchengemeinden erlebt wurden. Drei Pfarrer können sich aber gut vorstellen, in der Partnergemeinde länger als Pfarrer zu wirken. "Ich möchte schon gern Pfarrer der Partnergemeinde sein. Ich werde von der Gemeinde dort auch ein bißchen so gesehen. Ich habe jedesmal dort in einem Gottesdienst predigen dürfen und regelmäßig hatte Gespräche mit allen Gruppen dort". "Ja, aber ob ich die Kraft zum teilweise anderen Verständnis von Seelsorge hätte?" Ein Pfarrer lehnt dies klar ab. "Ich möchte weder dort Pfarrer sein noch die ‚Partnergemeinde‘ als Teilgemeinde ansehen. Reizvoll wäre es, dort als Gast pastoral zu lernen". Ein weiterer: "Frage zu hoch gegriffen. Mein Alter, meine mangelnde Kenntnis der Sprache, meine Gesundheit, lassen dies als illusorisch erscheinen".

Fünf Pfarrer könnten die Partnergemeinde auch als Teilgemeinde ansehen bzw. sie tun es auch, einmal entschieden nicht. Das heißt, sie fühlen sich mit verantwortlich für das, was in der Partnergemeinde geschieht. Einmal wird mit einer Frage geantwortet. "Partnergemeinde als Teilgemeinde? "Teilen" sicher im Austausch pastoraler Konzepte und pastoral - pädagogischer Modelle (Katechese), Teilen materieller Hilfsgüter, sicher unter dem Aspekt einer Einheit in kultureller Vielfalt, ohne das Kulturell - Spezifische kopieren zu müssen oder zu sollen". Die anderen Pfarrer möchten sich zwar durchaus gerne verantwortlich fühlen für die Partnerschaft, aber sie können sich nicht verantwortlich fühlen, für das, was konkret im Moment an Änderungen etc. in der Partnergemeinde geschieht. Dies haben in der Tat die Gemeinden und die Pfarrer hier nicht zu verantworten. "Momentan kann ich mich nicht mitverantwortlich fühlen dafür, was in der Partnergemeinde passiert. Ich kann derzeit nur die Lebensfäden respektieren und mit auf sie setzen, die zwischen dem AK Peru hier und der Gemeinde dort, bzw. zwischen den Menschen, die sich schon begegnet sind, entstanden sind".

5. Theologisch - pastorale Aspekte

Der Gedanke der Partnerschaft spielt bei sechs Pfarrern eine Rolle in ihrer Pastoralarbeit. Dies zeigt sich am meisten in der Gestaltung der Gottesdienste, sei es der Einbeziehung der Partner in die Fürbitten, gelegentliche Berichte aus der Partnergemeinde in den Gottesdiensten und natürlich in den speziellen Partnerschaftsgottesdiensten. Man will auch die Partnerschaft in anderen Gruppen der Gemeinde bekannt machen und dafür werben. Ein Pfarrer begründet dies ausführlicher. "Durch die

lebendige Vermittlung von Eindrücken über die Gruppe bzw. die, die schon ‚drüben‘ waren, haben sich auch meiner Vorstellung von Pastoral wichtige Gedanken eingeprägt, die einfließen in die Gottesdienstgestaltung (Fürbitten, Mementos, Kurzberichte etc. und in die Vorstellung von Gemeindeaufbau überhaupt: Kirche als nicht hierarchisch von oben her konstruierte Größe, sondern als Volk Gottes, als ‚Bau aus lebendigen Steinen‘, als ‚Mobile‘ von Charismen. Dazu kommt der Blick darauf, daß die Ersten im Reich Gottes die Armen sind - die Armen, die uns etwas wesentliches vom Evangelium zu sagen haben. Freilich können die Erfahrungen der Partner nicht einfach verpflanzt werden - wir müssen unseren Weg unter unseren Bedingungen finden wie sie drüben auch“. Die Anstöße für die pastoralen Impulse gehen in zwei Fällen von den Pfarrern selbst aus, sonst von der Gruppe.

In der Sakramentenpastoral spielt die Partnerschaft nur vereinzelt eine Rolle. „Für unsere Kinder - und Jugendgruppen ist es selbstverständlich, für die Partnergemeinde viel zu tun, bei Gemeindefesten, Sternsingeraktionen etc.“. Außer den genannten Partnerschaftsgottesdiensten werden keine weiteren pastoralen Felder genannt (Seniorenarbeit, Kommunion- und Firmvorbereitung etc.). Einmal wird noch ein konkretes Pastoralmodell aus Lateinamerika (das aber gar nicht von dort kommt) genannt. „Bei der Sakramentenpastoral spielt das Modell der „catequesis familiar“ bei unseren Überlegungen eine Rolle, allerdings momentan nur als Anstoß auf unsere Weise mit Eltern verstärkt zu arbeiten. Ich selbst habe mich mit diesem Modell auch durch meine Freundschaft mit Albert Biesinger sehr beschäftigt“.

Auffallend auch hier, daß über Spiritualität nichts ausgesagt wird, ebensowenig wie zur bewußten Gestaltung des Kirchenjahres (nur einmal sehr vage: „Viermal im Jahr fühlen wir uns liturgisch verbunden“). Dagegen wird die Erwachsenenbildung dreimal genannt, die in der Verantwortung der Gruppe liegt. „Der AK Peru macht bei uns eine sehr qualifizierte Bildungsarbeit, die wir sehr schätzen, vor allem die Auseinandersetzung mit gesellschaftspolitischen Fragestellungen hier“. Einmal (von drei Nennungen) wird unter Erwachsenenbildung dies verstanden: „Die Erwachsenen werden nach jeder Reise intensiv informiert. Oft war Bischof Dammert zu Gast und hat die Gemeinde immer durch seine guten Predigten bereichert“.

Über die eigene Gemeindepastoral wird kaum mit den Amtsbrüdern gesprochen oder Erfahrungen ausgetauscht. Zwei Pfarrer gehen darauf ein, einmal ausführlicher. „Mit meinen (Kurs-) Kollegen spreche ich hin und wieder über die Partnerschafts - Erfahrungen. Dabei zeigt sich, daß die meisten Projektpartnerschaften kennen. Ein Kurskollege, der ebenfalls in einer Partnerschaft mit einer peruanischen Gemeinde steht, berichtet von massiven Schwierigkeiten (ähnlich den unseren) mit der offiziellen Pfarrleitung dort, die keinen Einblick in die pastoralen Schwerpunkte dort geben will“. Vier Pfarrer erwähnen, daß sie sich gerne austauschen möchten, aber nicht dazu kommen. Es wird auch erwähnt, daß das Thema Partnerschaft auf den Treffen der Pfarrer (auf verschiedenen Ebenen und Gremien) keine Rolle spielt und sie selbst dies auch nicht zur Sprache bringen.

6. Theologische Begründung der Partnerschaft

Sechs Pfarrer formulieren eine theologische Begründung der Partnerschaft. Da diese Formulierungen sehr dicht sind, seien sie hier ohne weiteren Kommentar genannt.

„Wir sind Kinder des einen Vaters im Himmel. In der großen Familie Gottes gibt es himmelschreiende Ungerechtigkeiten, historisch mit verursacht dadurch, daß Teile der Erde strukturell in Abhängigkeit und Unterdrückung geführt worden sind. Diese strukturelle Sünde darf nicht einfach von einer christlichen Gemeinde übersehen und übergangen werden. Gott verpflichtet zu Versöhnung und Befreiung und er gibt uns dazu seinen Geist, damit Geschwisterlichkeit wächst“. „Partnerschaft bedeutet für mich: Aus Fremden werden Freunde; zueinander finden und gemeinsam einen Weg gehen; einander ernst nehmen und voneinander lernen; wenigstens am Überfluß teilhaben lassen; das gemeinsame Ziel anstreben: Daß sein Reich komme!“ „Eine theologische Begründung von Partnerschaft sehe ich in der Kirche als ‚Comunio‘ von Teilgemeinden, die miteinander in regem

Austausch und in gelebter Verbindung stehen, soweit dies Entfernung, Sprache usw. ermöglichen. Zunehmend überalternde Gemeinden erschweren aber diesen Prozeß". "Dazu möchte ich nur den ersten Satz aus der Pastoralkonstitution ‚Kirche in der Welt von heute‘ nennen: ‚Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.‘ Es ist gut, daß eine Gemeinde über ihre engen Grenzen hinausschaut und nicht nur von den Medien, sondern von konkreten Personen und Orten berichten kann. So kann besser auch Mitfreude, Mitangst, aber auch Mitsorge und Hilfe entstehen". "Das Faszinierende: Trotz der Distanz in km und Kultur das gleiche Fundament und das gleiche Ziel". "Unsere Kirche ist Gott sei Dank Länder und Kontinente übergreifend. Wir sind alle Brüder und Schwestern Jesu. Die Kirche hat von daher die besten Möglichkeiten, Brücken zu bauen. Wir lernen voneinander und wir können versuchen, Ungerechtigkeiten zu mildern und auch politisch aktiv zu werden. Pastoral - dort wie hier bei uns - muß immer befreiende, auch politische Pastoral sein. Darüber spreche ich auch mit Kollegen".

7. Kirchliche Aspekte der Partnerschaft

Über pastorale, theologische und kirchlich - strukturelle Vorgänge in der Partnergemeinde und deren Diözese möchten alle Pfarrer besser informiert werden, am besten von den Partnern selbst. Doch dies geschieht selten. "Ich bin zwar sehr interessiert, aber allzu viel kommt nicht rüber". "Über die kirchlich - strukturellen Vorgänge in der Partnergemeinde habe ich mich noch kaum eingehend informiert, um mir darüber ein Urteil zu bilden". Bis 1992 war Bischof Dammert der wichtigste Informant, doch seit dessen Rücktritt gibt es keine Informationen mehr, auch nicht mehr von Bischof Dammert, der unter keinen Umständen sich über seinen Nachfolger und die heutige pastorale Situation äußern möchte. "Über ehemalige Pfarrer der Partnergemeinde und über die führenden Campesinos in unserer Partnergemeinde werden wir über pastorale, theologische und kirchlich - strukturelle Vorgänge informiert, meistens über Briefe bzw. auf unseren Besuchen". Am besten fühlt sich der Pfarrer von St. Georg unterrichtet. "Wir sind über die Vorgänge, auch über die pastorale Zielsetzung, in unserer Partnergemeinde gut unterrichtet". Für die Mehrzahl der Pfarrer spielt das Verhältnis zum "Gegenpfarrer" (und zum Bischof) eine größere Rolle als für die Laien. Deshalb scheinen die Pfarrer unter den mangelnden, teilweise widersprüchlichen Informationen, besonders aber von dem Schweigen des Bischofs (des alten und des neuen) und auch der dortigen Pfarrer zu leiden. Die - relativ wenigen - Informationen, die sich auf Bischof, Pfarrer und Pastoral beziehen, sind deswegen zur Zeit nicht erfreulich. Kein Pfarrer berichtet von einem guten Kontakt zum jetzigen Bischof und (mit einer Ausnahme) dem oder den Pfarrern der Partnergemeinde. Erfreulich ist "nur" das Verhalten der eigentlichen Partner. "Oft machen uns, besonders in den letzten Jahren, solche Informationen traurig, weil wir mit den Campesinos fühlen. Erfreut sind wir über die konsequente Haltung der leitenden Campesinas und Campesinos in der Partnergemeinde". "Entmutigend wirkt die mangelnde Einheit zwischen Kirchenvolk und Hierarchie, die Art und Weise, wie Konflikte angegangen und ausgetragen werden. Das lähmt das Engagement und die Motivation.... Erfreulich das innere Engagement der im sozialen und katechetischen Bereich tätigen Priester und Laien, die Seite an Seite mit den Campesinos kämpfen und leiden". "Gerade als Pfarrer bin ich traurig, daß durch den Wechsel des Bischofs und anderer maßgeblicher Personen in der Kirche bzw. in der Gemeinde dort und durch unsere Intervention, die als Einmischung übel genommen wurde, der Faden mit der offiziellen Leitung der Pfarrei fast ganz gerissen ist. Jetzt geht die Verbindung direkt zu den Campesinos bzw. Mütterklubs auf dem Land über einige Vertrauenspersonen - an der offiziellen Pfarrei vorbei".

Angesichts dieser Situation lehnt es nur ein Pfarrer grundsätzlich ab ("auf gar keinen Fall!"), sich in Belange der Partnergemeinde einzumischen. Drei weitere haben Bedenken, weil sie sich nicht so gut dort auskennen, deutsche Rechthaberei vermieden werden sollte und eine Einmischung deswegen unklug wäre. "Beim jetzigen Stand der Partnerschaft möchte ich mich nicht einmischen, da die

Zeit dafür nicht reif erscheint und die Kontakte zu wenig ausgebaut sind. Grundsätzlich müßte es bei einer ‚geschwisterlichen‘ Gemeinde möglich sein, aber als Deutscher möchte ich auch nicht den Anschein erwecken, daß ‚am deutschen Wesen‘ Welt und Kirche genesen soll“. Drei Pfarrer halten ein Einmischung für geboten. „Als befreundeter Pfarrer darf man sich auch in dortige Angelegenheiten einmischen. Natürlich hat das mit der nötigen Zurückhaltung zu geschehen. Wir beobachten seit geraumer Zeit eine sehr konservative Entwicklung im dortigen Bistum, beobachten aber genauso, wie sich vor allem die leitenden Frauen und Männer der Partnergemeinde damit auseinandersetzen und auch zur Wehr setzen“.

Als wichtig oder gar beispielhaft für die Zukunft auch der deutschen Kirche wird an erster Stelle die verantwortliche Mitarbeit der Laien in den Partnergemeinden genannt. „Die Eigenverantwortung der Frauen und Männer in Bambamarca, die Art und Weise, wie sie die Sorgen und Probleme ihrer Welt selbständig in die Hand nehmen, die Originalität, wie sie ohne Pfarrer in ihren kleinen Dorfgemeinden Gottesdienste vorbereiten und durchführen, beeindruckt uns und beeinflusst auch unsere vorsorgende Pastoral. Der alte Bischof hat diese Pastoral initiiert und getragen. Seine Art zu denken und Pastoral zu planen, dürfte auch der deutschen Kirche gut tun“. Ohne diese Mitarbeit der Laien, so wird von allen Pfarrern bestätigt, wäre die Arbeit in der Partnergemeinde nicht möglich. Dabei ist allen Pfarrern auch bewußt, daß die Mitarbeit der Laien in der Diözese Cajamarca weit über das hinausgeht (hinausging) - sowohl zeitlich gesehen als aber auch vor allem qualitativ - was in deutschen Gemeinden üblich ist. Wo diese Mitarbeit der Laien in den Partnergemeinden aber nicht zu sehen ist, sei es weil sie nicht (mehr) gewünscht wird oder weil es auch noch Regionen gibt, wo wenig oder gar nicht evangelisiert wurde, ist die Situation tröstlos. „Ich habe viele armselige, verlassene Gemeinden erlebt, zumal es in ihnen auch keine Katecheten gab. Das ist ein abschreckendes Beispiel für uns. Da könnten wir lernen, wie man es nicht bei uns machen soll, wenn die Priester immer weniger werden“. Dennoch ist man allgemein davon überzeugt, daß die Erfahrungen in den Partnergemeinden auch für unsere Gemeinden und die deutsche Kirche insgesamt sehr wertvoll sind und ein Anlaß sein könnten, um über die Zukunftsfähigkeit der eigenen pastoralen Praxis nachzudenken. „Pastorale Modelle aus Lateinamerika haben eine große Wirkung auf unsere Pastoral. Diese Wirkung wird um so größer, je mehr bei uns die Mittel schwinden“. Es beeindruckt vor allem, mit wie wenig Geld, Strukturen und Hauptamtlichen, die Menschen dort ihren Glauben leben und damit ihr gesellschaftliches Umfeld und auch sich selbst verändern. Eine Partnerschaft wird so als Chance gesehen, Ballast abzuwerfen und das Wesentliche wieder neu entdecken zu können. Sie ist ein Anstoß zur Besinnung und Umkehr. „Eine lebendige Partnerschaft von Gemeinde zu Gemeinde ist eine Bereicherung, sowohl persönlich als auch für die Gemeinde selbst. Sie relativiert viele Anschauungen, Vorschriften und Gewohnheiten, die sich oft hinderlich erweisen. Sie führt zum Wesentlichen und ist daher befreiend, geradezu wohltuend“.

Es geht aber nun nicht darum, pastorale Modelle zu importieren oder nachzuahmen. Die in den Partnergemeinden gemachten Erfahrungen (die selbst nicht auf Modellen beruhen) haben ihre ganz spezifische Verankerung sowohl in den äußeren Gegebenheiten als auch in der inneren Verfassung der Menschen in Cajamarca. Vielmehr geht es als erstes darum, auch bei uns sowohl diese äußeren Gegebenheiten als auch die Bedürfnisse der Menschen hier genau zu analysieren, kennenzulernen und sie in Beziehung zu setzen. Und als zweites kann uns dann ein Blick auf die Partner helfen, wie diese ihren Glauben leben und praktizieren. Die Pfarrer wollen nicht imitieren, sondern sich anregen lassen. Nur einmal wird von einem konkreten Modell gesprochen, die schon erwähnte „catechesis familiar“. Ansonsten werden konkrete Modelle nicht erwähnt, sondern es geht mehr um generelle Anregungen, Einsichten, Geisteshaltungen und sich in Frage stellen lassen. Unabhängig aber von den unterschiedlichen Lebensbedingungen wird das Verbindende gesehen - der gleiche Gott des Lebens, das gleiche Evangelium und die Eine Welt, in der wir alle leben und in der mehr denn je alles aufeinander bezogen ist. „Da der Geist Gottes überall auf der Welt der gleiche ist und die Menschen in ihren letzten Sehnsüchten auf das gleiche Ziel gerichtet sind, gibt es sicher Einsichten, die aus der Kirche Lateinamerikas nach hier übertragbar sind. Der indianische Grundsatz, daß

Grund und Boden, ähnlich wie die Luft, unteilbar sind, deckt sich ja mit dem urchristlichen Grundsatz, daß alles allen gehört – sicher ein Prinzip, das im Blick auf die Globalisierung der einen Welt auch im Abendland Schritt für Schritt Grundlage einer gesamthumanen Gesetzgebung sein könnte“. Ohne diesen verbindenden Glauben wäre auch Partnerschaft nicht möglich. “Es ist eine Kirche”, wie es ein Pfarrer sagt, deswegen ist Austausch nicht nur möglich sondern notwendig.

Um so schlimmer ist es für die Mehrzahl der Pfarrer, daß sie vor dem Dilemma stehen, einerseits an der Partnerschaft festhalten zu wollen, weil sie diese für sehr wertvoll halten, sie aber andererseits eine Gemeindepартnerschaft ohne oder gar gegen den Willen des Pfarrers der Partnergemeinde entweder für nicht möglich halten oder zumindest für sehr problematisch. “Das wird kaum zu verwirklichen sein”. “Nur unter großen Schwierigkeiten ist eine Gemeindepартnerschaft unter den neuen Bedingungen, die der Bischof schafft, möglich. Dabei wird es nicht ohne Besuche gehen”. “Ob man gegen den Pfarrer oder gegen den Bischof Aktionen durchführen soll? Da würde ich lieber nicht gegen eine Person, sondern für eine Sache, so z.B. für die von der Goldmine betroffenen Campesinos, eintreten”. Ich halte eine Gemeinde - Partnerschaft gegen bzw. ohne den dortigen Pfarrer für problematisch, aber unter bestimmten Bedingungen (Vertrauenspersonen, persönlich enge Kontakte, Besuche dort von Gemeindegliedern) durchaus möglich, wie unser Beispiel zeigt. Aber als Pfarrer kann und darf ich nicht an der dortigen Leitung vorbei agieren und dadurch zusätzlich Konflikte erzeugen“. Zwei Pfarrer sprechen sich deutlich dafür aus, daß in einer Gemeindepартnerschaft die Gemeinde zuerst zählt und man sich eine Gemeinde auch ohne Pfarrer vorstellen kann. “Eine Gemeindepартnerschaft ohne oder gegen den Willen des Bischofs ist von meinem Verständnis von ‚Kirche‘ durchaus möglich, wenn nicht sogar geboten, wenn sich Amtsträger ihren pastoralen Pflichten und ihrer Fürsorge für die ihnen Anvertrauten entziehen”. “Der Pfarrer und der Bischof ist nicht die Gemeinde, deswegen ist eine Partnerschaft auch jederzeit gegen den Willen des Bischofs und des Pfarrers möglich, wenn die Gemeinde will”.

8. Erwartungen/Hoffnungen

Von den schon erwähnten und als negativ bewerteten Vorgängen und Änderungen durch den Bischofswechsel abgesehen, werden die ursprünglichen Erwartungen (“Ich habe mir von der Partnerschaft sowohl für die Gemeinde als auch für mich selbst Anregungen und auch Korrekturen unserer eigenen pastoralen Arbeit in der Gemeinde erhofft”), die man in die Partnerschaft setzte, überwiegend positiv bestätigt oder gar übertroffen. In zwei Fällen (als Pfarrer erst seit 1995 bzw. 1996 in der Gemeinde) wurde auch die schon vorgefundene Problematik bestätigt “Die ursprüngliche Problematik hat sich bestätigt, veranlaßt mich aber vorerst noch nicht, auszusteigen, sondern weiter zu machen“. Kein Pfarrer ging mit überhöhten Erwartungen auf die Partnerschaft zu. “Ich habe weder Skepsis noch Euphorie, was die Partnerschaft angeht“. Allgemein werden auch die vielen Tiefs gesehen, doch die Hochs überwiegen. “Viele Berg- und Taleindrücke, viele Hochs, aber auch Tiefs“. Trotz der Tiefs und der jetzigen pastoralen Situation in der Diözese Cajamarca stellt kein Pfarrer die Partnerschaft zur Disposition, weder punktuell noch grundsätzlich. Vielmehr versuchen alle, mit oder auch ohne den neuen Bischof, die Partnerschaft zu vertiefen. Dies tun sie auch deswegen, weil man es für die eigene Gemeinde weiterhin für vorteilhaft hält, vor allem aber, weil man die Partner nicht im Stich lassen möchte. “Ich habe hier eine lebendige Partnerschaft und ein lebendiges Bewußtsein von Partnerschaft angetroffen, und bemühe mich, aus den schon gemachten Erfahrungen zu lernen und weiß mich ihnen verpflichtet. Freilich - das weiß auch die Gruppe - bleibt es eine kontinuierliche Aufgabe und Herausforderung, die Partnerschaft in der eigenen Gemeinde wach zu halten und vor allem (das wird ein immer größeres Problem) neue tragende Interessenten und vor allem Mitarbeiter/innen in der Gemeinde zu finden, die mitmachen“. Von der “Mutter aller Partnerschaften” mit Gemeinden aus der Diözese Cajamarca, der Gemeinde St. Martin in Dortmund, wird die besondere Unterscheidung zwischen “vor Dammert” und “nach Dammert” nochmals eigens herausgestellt. “Man muß deutlich zwei Phasen unterscheiden. Unter Bischof Dammert konnten wir

erleben, daß die großartigen Ansätze der Befreiungstheologie, wie Bischof Dammert sie verstand und sie auch in der Priesterausbildung forcierte, von den Campesinos begeistert aufgenommen, verstanden und auch umgesetzt worden sind. Natürlich gab es auch mal Fehlentwicklungen und Enttäuschungen, die aber die grundsätzlich positive Entwicklung nicht störte". Der ehemalige Pfarrer von St. Georg, Ulm hat die positiven Erfahrungen der Partnerschaft auch in seine neue Gemeinde mitgenommen, was wesentlich zum Aufbau einer guten Partnerschaft zu einer afrikanischen Gemeinde beigetragen hat. Er ist auch weiterhin an der Entwicklung in Cajamarca interessiert und ob der pastoralen Veränderungen sehr betrübt, aber nicht überrascht. "Die Erfahrungen mit der Partnerschaft St. Georg / San Pedro haben mein Leben geprägt. Es hat nicht lange gedauert, bis ich auch in der mir neu zugeteilten Gemeinde St. Maria, Friedrichshafen, eine Partnerschaft angeregt habe. Die örtlichen Gegebenheiten legten es nahe, die Fühler nach Uganda auszustrecken. Diese Partnerschaft lebt vom jährlichen Besuch unsererseits in Uganda und vom Gegenbesuch jedes zweite Jahr in Friedrichshafen. Es ist bewußt eine Partnerschaft von Gemeinde zu Gemeinde. Die Zusammenarbeit ist gut. Unsere Partnergemeinde hat das Recht zum Aufbau ihrer Gemeinde Schwerpunkte zu setzen und über die Spenden mitzubestimmen. Die Informationen werden hier wie dort breit gestreut. Bischof Wamala, Kampala, ist über die Partnerschaft informiert und unterstützt unsere Aktionen. Es ist erfreulich, daß auch geistige Impulse ausgetauscht werden. Der Gemeinde St. Maria tut es gut, aus der anonymen Missionstätigkeit ausgebrochen zu sein. Die konkreten menschlichen Beziehungen sind wie das Salz in der Suppe".

9.) Lernprozesse auf die eigene Person (als Priester) und Kirche hin

Nur einmal wird verneint, daß sich das eigene Priesterbild verändert hat. Sonst sieht man die Partnerschaft als positive Herausforderung auch an sich selbst, als Mensch und als Priester. Neben den schon weiter oben erwähnten Veränderungen werden genannt: "Natürlich hat die Partnerschaft auch mein Priesterbild herausgefordert und ein wenig geändert. ich versuche, nicht klerikal zu sein, vielmehr das Prinzip der Subsidiarität zu beachten, möglichst viel Selbständigkeit von Gemeindemitgliedern zu fördern und mit allen Verantwortlichen im Team zu arbeiten". Da in dem Fragebogen an die Pfarrer naturgemäß die Rolle der Pfarrer im Mittelpunkt steht, wird dies einmal zu Recht als sehr priesterzentriert aufgefaßt. "Ich sehe mich als Christ durch die Partnerschaft herausgefordert. Ihre Fragestellungen insinuieren eine ziemlich priesterzentrierte Gemeinde. Mein Priesterbild ist von der Gemeinde und von ihren Bedürfnissen her bestimmt".

Speziell als Gemeindeleiter sieht man sich durch die Erfahrungen in der Partnerschaft ermutigt, mehr Aufgaben zu delegieren als vorher. Mit Erstaunen (verbunden mit leichter Verunsicherung) wird registriert, daß in den viel größeren Partnergemeinden der Priester entbehrlicher zu sein scheint als in den deutschen Gemeinden. Doch statt größerer Gelassenheit und dem Bewußtsein, daß man auch einmal die eigene Gemeinde sogar für einige Wochen "im Stich lassen" könnte, ohne daß deswegen gleich alles zusammenbricht, fällt es ausgerechnet den Pfarrern, die am meisten von Delegation und Mitbestimmung sprechen am schwersten, die Gemeinde über einige Wochen hinweg "unversorgt zu lassen". Zweimal wird aber ausdrücklich und dankbar bestätigt, daß die Gemeindegruppen heute selbständiger sind und die Anwesenheit des Pfarrers in den Gruppen nicht mehr immer notwendig ist. Aber auch diese Pfarrer haben deswegen nicht mehr "Freizeit".

Aus dem veränderten Priesterbild bzw. der etwas anderen Rolle als Gemeindeleiter, mit beeinflusst durch die Partnerschaft, ergibt sich auch allgemein ein anderes Verständnis von Kirche und Gemeinde (und/oder umgekehrt). Für alle Pfarrer (auch der Pfarrer, der ein verändertes Priesterbild für sich verneint hat), hat sich das Verständnis von Gemeinde und Kirche mehr in Richtung von "Volk Gottes" entwickelt, in dem das ganze Volk als Gemeinschaft Kirche ist und trägt. "Kirche als Volk Gottes habe ich in Bambamarca konkret erlebt. Dies Bild bestimmt auch mehr und mehr mein Verständnis von Kirche". Ein Pfarrer verstand seine Rolle als Gemeindeleiter schon immer so, fühlt

sich aber nun um so mehr darin bestärkt. "Kirchenbild und Gemeindeverständnis haben sich eigentlich bei mir nicht verändert, da ich Kirche als *Comunio* seit den Tagen des Konzils zu verstehen suche und mich in diesem Sinne als Gemeindeleiter verstehe. Ich möchte, daß sich diese Auffassung auch mehr und mehr in den europäischen Kirchen durchsetzt und das herkömmliche Kirchen- und Priesterbild einer hierarchisch verfaßten Kirche, das in einer traurigen Agonie liegt, überwunden wird". (Trotz dieser Aussage fällt es diesem Pfarrer nicht leicht, sich als "normales" Mitglied der Gruppe in die Gruppe einzubringen).

In einem engen Zusammenhang mit dem Verständnis der eigenen Rolle steht auch die persönliche Art und Weise des eigenen Glaubens und der eigenen Spiritualität. Alltag und Liturgie werden nun in einem engeren Zusammenhang gesehen. Überhaupt wird durch die Erfahrung der Partnerschaft Glaube und Alltag mehr als Einheit gesehen. Um so mehr wird dies nun in deutschen Gemeinden vermißt und es wird deshalb als pastorale Herausforderung gesehen, diesen Zusammenhang in der eigenen Gemeinde wieder bewußt zu machen. Als weitere wichtige Erfahrung wird genannt, daß viel stärker als ursprünglich im eigenen Blickfeld, Glaube und Politik zusammengehören. Diese Erfahrung machte man mit den Partnerschaftsgruppen zusammen vor allem dann, wenn es um konkrete Fälle von Ungerechtigkeiten in den Partnergemeinden ging und man auch entdeckte, daß diese Ungerechtigkeiten weltweite Ursachen haben. "Glaube ist für mich immer vom Evangelium her Glaube in dieser Welt und hat viele politische Implikationen. Das ist mir in der Partnergemeinde noch deutlicher geworden". Zum Thema Spiritualität kommt kein Beitrag, außer: "Um eine Spiritualität, die den Armen gerecht wird, müssen wir uns immer bemühen. Ich selbst und viele sind noch weit davon entfernt". Die von allen Pfarrern geteilte Option für die Armen (Grundlage und Ausgangspunkt jeder christlichen Spiritualität) scheint in ihrer ganzen Dimension zwar geahnt zu werden, doch deren konkrete Umsetzung - zumal als einzelne Person - als äußerst schwer empfunden. In ihrem Bemühen, dieser Option immer mehr gerecht zu werden, sehen sich die Pfarrer in der Mehrheit allein gelassen und "von oben" (Kirchenleitung) eher entmutigt als ermutigt. Man "beneidet" den Amtsbruder in Peru wegen dessen größerer Freiheit von Bürokratie und Verwaltung (ohne allerdings dessen vielleicht andere Zwänge zu kennen), weil man sich selbst von Bürokratie, Verrechtlichung und Verwaltung vom Eigentlichen abgehalten sieht.

10. Erlebnisse/Träume

Wie bei den übrigen Gruppenmitgliedern war auch bei den Pfarrern mit einer Ausnahme die persönliche Begegnung mit Abstand das schönste Erlebnis. Dabei spielen die Begegnungen mit den Pfarrern der Partnergemeinde und mit Bischof Dammert eine besondere Rolle, wenn auch hier die Begegnungen vor allem mit den *Campesinos* am nachhaltigsten gewirkt haben. "Die schönsten Erlebnisse waren die großen Treffen von Bischof Dammert mit den *Campesinos*". Auch die entsprechenden gemeinsamen Gottesdienste sind unvergeßlich. Aus diesen Begegnungen erwuchs eine Treue, die verpflichtet. Aber auch hier gilt, daß sich ein Einlassen auf diese Beziehungen bedeutet, daß nicht nur die Freude daran sehr tief reicht, sondern auch der Schmerz, wenn diese Treue enttäuscht wird. Diese Enttäuschung bezieht sich im übrigen immer auf den "Amtsbruder", den neuen Bischof und die damit veränderte Situation in Cajamarca, nie aber auf die "einfachen Gläubigen" oder die Partnerschaft an sich. "Die größten Enttäuschungen: die Besuche bei dem neuen Bischof". Einmal wird zusätzlich noch die Enttäuschung mit der eigenen Gruppe genannt. "Die größte Enttäuschung: daß sich der hiesige Cajamarca - Kreis verhärtet hat und derzeit unfähig ist zu einem fruchtbaren Austausch. Es fehlt an einer Einheitlichkeit im Handeln, so daß trotz großer Hilfsbereitschaft keine Einigkeit zu erzielen ist, wer, wo, wann materiell oder ideell unterstützt werden soll".

Von einem Pfarrer, der noch nicht zu Besuch in Peru war, wird als positivstes Erlebnis genannt: "Ein schönes Erlebnis ist es, als Pfarrer in eine Gemeinde zu kommen und einen so aktiven Arbeitskreis anzutreffen mit so vielen engagierten Leuten, die die Dimensionen einer Partnerschaft mit einer Gemeinde in Lateinamerika erkennen und sehr selbständig und selbstbewußt auszufüllen ver-

suchen. In meinen vorigen Gemeinden mußte ich oft die Dinge selbst schleppen und die Kontakte unterhalten und konnte das oft nur oberflächlich tun”.

Über Visionen von Kirche, gerade auch im Zusammenhang mit der Partnerschaft, wurde schon weiter oben berichtet. Es soll hier noch einmal betont werden, daß alle Pfarrer durch die Partnerschaft (vor allem die persönlichen Begegnungen) angeregt wurden, sich über die Zukunft der Kirche mehr Gedanken zu machen als sie dies schon ohnehin getan haben. Dabei spielen Themen wie Gemeinschaft, gelebter Glaube, Option für die Armen, weniger Bürokratie (äußere Dinge) und Konzentration auf das Wesentliche - die Botschaft Jesu - die zentrale Rolle. “Ich wünsche mir mehr Freiheiten für die Ortskirche. Jesus Christus ist unser Fundament.” Durch das Erleben von Menschen, die konsequent diese Ziele anstreben und teilweise schon vorleben, fühlen sich die Pfarrer in ihrer Berufung ermutigt. Gerade deswegen fühlen sie sich aber auch innerhalb der vorgegebenen (deutschen, römischen) Kirchenstrukturen eher gefesselt als unterstützt oder gar befreit. “Meine Vision von Kirche ist die Gemeinde als Gemeinschaft von Gemeinschaften. Auch diese Vision stammt aus der sogenannten Dritten Welt. Wir stehen uns leider kirchenpolitisch, aber auch religiös, soziologisch und mentalitätsmäßig weitgehend noch selbst im Weg, zu dieser Vision hin die notwendigen Schritte zu tun. Auch hier denke ich, können uns die jungen Kirchen auf die Sprünge helfen”. Letztlich sehen die Pfarrer ihre Berufung darin, die Welt im Geiste Jesu zu verändern. Dadurch werden sie durch die Partnerschaften ermutigt und bestärkt. “Die Treffen mit Bischof Dammert und den verantwortlichen Campesinos haben Träume in mir angeregt, daß das Volk Gottes, vom Geiste Jesu ergriffen, die Welt verändern könnte. Davon träume ich auch in Bezug auf unsere eigenen Gemeinden”.

Hinzugefügt werden von drei Pfarrern noch die folgenden abschließenden Überlegungen:

- “ Für eine dauerhaft gelingende Partnerschaft scheint mir wichtig: Partnerschaftsgruppen als ‚Motoren‘ in beiden Gemeinden. Die Pfarrer müssen positiv dahinter stehen. Der finanzielle Aspekt darf keinerlei im Vordergrund stehen. Man muß sich auf Hochs und Tiefs einstellen. Gegenseitige Besuche sind wichtig. Es darf nie nur eine Einbahnstraße sein”.
- “Persönliche Schlußfolgerung: Ich bin überzeugt, daß unsere Partnerschaft sinnvoll und erfolgreich war. Die Verbindung nach Peru hat mich in meinem Beruf bestärkt. Die Kirche, das Evangelium Jesu Christi, das jüngste Konzil, sind Kräfte, die das Angesicht der Erde erneuern können”.
- “Hinzufügen möchte ich noch ganz persönlich, daß mich das so bewundernswerte, aus voller Überzeugung des Herzens kommende Engagement der Mitglieder unseres ‚Missionsarbeitskreises‘ sehr beeindruckt und (wie ich hoffe) auch beeinflusst hat. Im übrigen hat mich die Begegnung mit Bischof Dammert bei seinem letztem Besuch (1993) hier tief bewegt”.

Persönliche Überlegungen von Pfarrer Keller (St. Georg)

(vor seinem Besuch in der Partnergemeinde, auf einem Seminar zur Vorbereitung seines Besuches) Er wundert sich, daß nirgends (Freiburg, Misereor, Adveniat, etc.) über echte Schwierigkeiten geredet wird. Das Thema “Kirchenbild”, das in der Praxis so verschieden und ein Hauptkonfliktstoff ist, kommt als Thema nicht vor!

Seine Deutung von Partnerschaft und sich daraus ergebende Anfragen:

- Gott will uns durch andere etwas sagen, gerade durch die Armen, die “Fremden”.
- Kirche ist man nur mit diesen anderen.
- Wenn einer leidet.....
- Lernen, mit den Augen anderer sehen
- Du kannst dich auf mich verlassen...
Stimmt unsere Partnerschaft in diesem Sinne?
- Gleichwertigkeit so schnell nicht erreichbar (brauchen wir wirklich die anderen?)

- Echte Partnerschaft nur, wenn man miteinander lebt.
- Teilen wir unsere Probleme mit (auch theol., kirchliche Probleme und Fragen, Praxis bei uns, pastorale Wirklichkeit)?
- Wo mischen wir uns denn bei uns ein, d.h. wo arbeiten bei uns Gemeinden in diesem Sinne zusammen, z.B. auch in der Ökumene (außer Alibiveranstaltungen)?
- Wie weit ist in Peru selbst ein Bewußtsein der Problematik da oder lesen wir unsere Probleme nur hinein?
- Beruft man sich in Peru z.B. heute noch auf Medellín? Erneuerungspotential in Peru muß doch da sein! Und welche Rolle kann es spielen?
- Wissen wir über die religiösen Bedürfnisse unserer Partner (Campesinos etc.) wirklich Bescheid?

Pfarrer Keller nach seinem Besuch in der Partnergemeinde:

Pfarrer Keller, der über Pfingsten 1998 mit zwei Mitgliedern des KGR St. Georg die Partnergemeinde erstmals besucht hat, zieht nach seinem Besuch folgendes Resümee:

“Insgesamt hat sich der Informationsstand, den ich durch die Peru - kundigen Mitglieder des MEF hatte, bestätigt. Nun hat er für mich persönlich Farbe und Profil gewonnen.

- Besonders eindrücklich war für mich das Erleben, wie sehr für die Mütter bzw. die Campesinos der Glaube, der Gottesdienst, das Lesen der Schrift wirklich Nahrung ist, wie selbstverständlich für sie Glaube und Alltagsleben und -not ineinander übergehen.
- Besonders bewegend war für mich der aus innerer Motivation gespeiste Einsatz von Ehrenamtlichen wie Señora Olivia, den Alphabetisadoras oder der in den Mütter- und Campesino- Gemeinschaften Verantwortlichen.
- Nicht so kraß vorgestellt habe ich mir die Trennung (fast “Apartheid”) zwischen Stadtgemeinde und Pastoral der Armen, die nur wenige Brücken hat.
- Traurig stimmt die vom Bischof und seiner “Obödienz” gefahrene Linie, die vieles in der Dammert - Zeit Gewachsene abwürgen will bzw. entmutigt oder z. B. auch das Werk eines Alois Eichenlaub übergeht, wenn nicht anfeindet.
- Mein bisheriger Vorbehalt gegen unseren Weg, an den offiziellen Kirchen- und Gemeindestrukturen vorbei direkte Kontakte zu suchen (um nicht “europäische kolonisierende Einmischung” zu betreiben) ist geschwunden - aus Einsicht in die blanken Notwendigkeiten und die Erwartungen unserer direkten Partner”.

Anhang zu “Auswertung Fragebogen der Gemeinde”

Die Partnerschaft der Gemeinde St. Georg, Ulm

Vorbemerkung:

Weil die Gemeinde St. Georg seit 1993 eine Schlüsselrolle in der Koordination der Partnerschaftsgruppen einnimmt („Ulmer Treffen“), sollen einige zentrale Themen am Beispiel dieser Gemeinde ausführlicher als in den anderen Gruppen aufgezeigt werden. Es ist auch die einzige Gemeinde, die von Beginn an den Gedanken der Partnerschaft in den Mittelpunkt stellte; der Gedanke der Partnerschaft war sogar zuerst und dann erst wurde die „passende“ Gemeinde dazu gesucht. Die Gemeinde St. Georg kommt hier selbst zu Wort. Die folgenden Ausführungen sind nicht zuerst an Theologen gerichtet, es geht dabei auch nicht zuerst um Ausgewogenheit, um ein Abwägen und Bedenken aller Argumente, sondern um gelebte Praxis und reales Gemeindeleben auf der Basis einer Option mit den Armen, wie sie sich in der Zusammenarbeit mit den Partnern entwickelt und konkretisiert hat.

1. Entstehungsgeschichte

Im ersten Brief vom 18. 2. 1982 an die Gemeinde St. Georg schreibt Lorenzo Vigo, Pfarrer von San Pedro, Cajamarca (u.a.): „Die Pfarrei San Pedro wurde 1793 von Franziskanern gegründet, speziell für die Indiomission im umliegenden Land. Zwar sind seither praktisch alle Indios getauft und damit katholisch, doch vom wahren Christentum haben sie wenig erfahren. Für sie bedeutet Christentum: den weißen Herren gehorchen, hohe Steuern bezahlen, ihre eigene Kultur und Sitten vergessen, Angst haben vor dem weißen Gott. .. Die Pfarrei umfaßt heute über 40.000 Katholiken, in der Mehrzahl Indios auf dem Lande. Um diesen Menschen das wirkliche Christentum zu bringen, ein Christentum der Befreiung, der Freude, der Gerechtigkeit für alle Kinder Gottes und der Liebe, brauchen wir noch die Hilfe (materiell und geistig, als Gefühl der Solidarität) der Christen aus den reicheren Ländern. Vor allem benötige ich Mitarbeiter, Katechetten, vielleicht auch Diakone, die es auszubilden gilt. Dazu müssen viele Kurse abgehalten werden, aber auch Kurse über Hygiene, Alphabetisation, Landwirtschaft, Bewässerung usw. Aber nicht nur die materielle Hilfe, auch allein die Tatsache zu wissen, daß Christen in einem fernen Lande uns dabei helfen wollen, unser Schicksal in unsere eigenen Hände zu nehmen und uns auf den Weg der Befreiung zu machen, gibt uns Hoffnung und Mut trotz aller Widernisse anzufangen. Christus selbst wird uns beistehen, denn wo sich Christen gegenseitig helfen, da ist Christus mitten unter ihnen“.

Der Brief des Pfarrers von San Pedro wird zum „Programm“ der beginnenden Gemeindepartnerschaft zwischen St. Georg, Ulm und San Pedro, Cajamarca. Als 1979 die viele Jahre dauernde und sehr teure Renovierung der Pfarrkirche St. Georg beendet war, rief der Pfarrer die Gemeinde dazu auf, nun auch über die Grenzen der Pfarrei hinaus zu schauen und sich den Nöten und Problemen der Weltkirche zu öffnen. „Wir haben nun viel Geld in Steine investiert, nun sollten wir aber in Menschen investieren“. Ein Missionsarbeitskreis wurde gegründet. Mehr oder weniger zufällig kam man an einige Adressen in Indien, Mexiko und Argentinien heran, an die man das Geld schicken konnte. Natürlich war dies auf die Dauer nicht befriedigend.

1980 zog in die Gemeinde St. Georg ein ehemaliger „Entwicklungshelfer“, der gerade von einem vierjährigem Einsatz in Peru (Diözese Cajamarca) zurückkam. Er wurde vom Pfarrer gezielt angesprochen und zur Mitarbeit im Missionsausschuß und der Gemeinde insgesamt eingeladen. Die Berichte, Erfahrungen und noch lebendigen Kontakte des neuen Mitarbeiters nach Cajamarca bewogen den Missionsarbeitskreis, statt der bisherigen Geldüberweisungen an verschiedene Adressaten nun eine gezielte und auf Dauer angelegte Beziehung zu einer konkreten Gemeinde in Cajamarca zu wagen. Durch den bereits bestehenden persönlichen Kontakt zu dem Pfarrer von San Pedro konnten im Vorfeld der beginnenden Partnerschaft bereits einige wichtige Grundsatzfragen geklärt werden. Dazu gehörten das Bewußtsein eines gemeinsamen Verständnis von Pastoral, gemeinsame Zielset-

zungen und erste Absprachen über die Methoden, um diese Ziele zu erreichen. Das Ergebnis war der oben zitierte Brief des Pfarrers von San Pedro an die Gemeinde St. Georg. Lorenzo Vigo war damals der einzige peruanische Pfarrer in der Stadt Cajamarca, der willens und fähig war, eine neue Arbeit auf dem Land mit den Campesinos und den Armen am Stadtrand, die über das rein karitative hinaus geht, zu beginnen oder zumindest nicht zu behindern. Nicht zuletzt deswegen wurde er auch "auserwählt". Im Mai 1982 beschloß der Kirchengemeinderat (KGR) von St. Georg einstimmig, eine Gemeindeparterschaft mit San Pedro anzustreben.

Aus einem Bericht des Arbeitskreises: "Eine große Hilfe war der bereits bestehende persönliche Kontakt zu einer peruanischen Gemeinde. Dieser persönliche Kontakt erleichtert vieles, ist aber nicht Voraussetzung. Wir wollten mit einer Gemeinde in Kontakt treten, die bisher sonst noch keine Kontakte zum Ausland hatte, bisher nicht materiell unterstützt wurde und in der keine Europäer arbeiten. Außerdem ist darauf zu achten, daß keine Wohlfahrtsinseln entstehen, damit einheimische Priester nicht voller Neid auf die großen Werke ihrer Mitbrüder sehen und sich selbst als ausgeschlossen oder minderwertig fühlen, weil sie ihren Leuten nicht so viel bieten können".

Von Beginn an war nicht nur an eine enge Zusammenarbeit des Arbeitskreises mit dem KGR geplant, sondern der Kreis (in der Folge: Ausschuß MEF) verstand sich als der von der Gemeinde beauftragte und voll verantwortliche Ausschuß in Sachen Partnerschaft sowie in den nun offiziell so aufgezählten Themen "Mission, Entwicklung und Frieden". Von Anfang an stand der Pfarrer von St. Georg voll hinter der Partnerschaft, was die Entwicklung des Partnerschaftsgedankens und dessen Integration in die Gesamtgemeinde maßgeblich erleichterte. Er brauchte nicht erst mühevoll überzeugt zu werden. Nach Meinung nahezu aller befragten Partnergruppen geht in einer Gemeinde nicht viel, wenn der Pfarrer eine wichtige Initiative nicht unterstützen will oder gar dagegen ist. Erst recht ist eine Gemeinde - Partnerschaft ohne die auch nur zumindest passive Unterstützung des deutschen Pfarrers weniger tragfähig.

Umgekehrt konnte ebenfalls in San Pedro bereits im Vorfeld geklärt werden, daß eine eventuell entstehende Partnerschaft nicht allein vom Pfarrer abhängen würde und daß befähigte Mitarbeiter gewonnen werden konnten. Durch die erwähnten Kontakte konnte auch sichergestellt werden, daß auf Diözesanebene bewährte Mitarbeiter des Bischofs und der Bischof selbst "zur Not" mithelfen würden. Zumindest sollte stets der einheimische Bischof Bescheid wissen und wenn möglich positiv auf die Partnerschaft reagieren. Gibt es in der potentiellen Partnergemeinde weitere Ansprechpartner, die mit dem Gedanken der Partnerschaft bereits etwas anfangen können, dann ist das Gelingen einer Partnerschaft eher wahrscheinlich.

In St. Georg fügten sich einige wichtige äußere Umstände glücklicherweise zu einem guten Fundament für eine Partnerschaft: bereits bestehende persönliche Kontakte, Ansprechpartner außer dem Pfarrer; gleiche Zielsetzungen; Kennen der pastoralen und sozialen Problematik; eigene Gemeinde und Pfarrer ziehen an einem Strang. Nicht in allen untersuchten 15 Partnerschaften waren von Beginn an diese günstigen Voraussetzungen gegeben. Selbstverständlich kann aber eine Beziehung, die unter günstigsten Voraussetzungen entstand, in die Brüche gehen und umgekehrt kann eine Beziehung, die nahezu keine Voraussetzungen mitbrachte, sich prächtig entwickeln. Dennoch: Gerade diejenigen Gemeinden, bei denen von Anfang an viele Voraussetzungen fehlten, sind heute eher in Gefahr "auszutrocknen", um so mehr bei sich häufenden Schwierigkeiten und Veränderungen.

2. Motivation und theologische Grundlage der Partnerschaft

Antwort des Ausschusses auf die entsprechende Frage aus dem Fragebogen: "Von Beginn an stand der Gedanke der Verkündigung, Evangelisierung und Mission auf die hiesige Gemeinde hin im Vordergrund. Wir leben nicht nur in der Einen Welt, in der wachsender Reichtum und wachsendes Elend sich gegenseitig bedingen, sondern wir gehören auch zur Einen Kirche Jesu Christi, glauben mit den Campesinos an den gleichen Gott und lesen das gleiche Evangelium. Nach diesem Evange-

lium erweist sich Gott als ein Anwalt der Armen und Verstoßenen, mehr noch: die in Armut und Unterdrückung Gehaltene werden selig genannt, weil Gott auf ihrer Seite steht und ‚nun alles anders werden wird‘. Wenn wir uns nun erzählen lassen oder sogar selbst miterleben dürfen, wie verachtete Indios mit Jesus Christus in diese neue Zeit aufbrechen, dann haben auch wir als Reiche (und als reiche Ortskirche) die Chance, den Weg zu Gott und in die neue Zeit zu finden. Wenn Gott den Armen besonders nahe steht und umgekehrt (nicht weil sie moralisch besser oder frömmere wären, sondern weil sie unterdrückt werden), ist echte Partnerschaft mit diesen Armen ein Geschenk Gottes an uns, dann können auch wir Gottes Nähe erfahren. Aber so wie sich die Armen ihres Standpunkts bewußt geworden sind (als Opfer von Geschichte, Wirtschaft und Politik), so müssen auch wir wissen, wo wir stehen. Weil zudem die Armen einen direkteren Zugang zur Botschaft Jesu haben, das Evangelium so viel unmittelbarer erfahren, können wir von ihnen lernen, was das Evangelium auch für uns heute bedeuten kann. Heerscharen von Theologen, Religionslehrern und die geballte Macht kirchlicher Verkündigung von oben, scheinen dies nicht (mehr) leisten zu können“.

Aus einem Positionspapier der Gemeinde St. Georg zu Beginn der Partnerschaft (1982): „Partnerschaft heißt, sich gemeinsam auf den Weg machen, den Weg aus der Sklaverei - durch die Wüste - in das Gelobte Land, das dem Volk Gottes verheißen wurde. Während es für unsere Partner klar ist, was damit gemeint ist, bedeutet dies für uns, danach zu fragen, welche Götter uns versklaven, welche Götzen wir anbeten, was uns daran hindert aufzubrechen, dem Ruf Gottes zu folgen und alles hinter uns zu lassen. Oder meinen wir gar schon am Ziel zu sein (im Gelobten Land, in der Kirche als Heilsinstitution, die ihren Mitgliedern qua Mitgliedschaft, Kult oder Amt das Heil garantiert)? Liegt unser Problem - und das ist vielleicht gerade unser Elend - nicht darin, daß wir vielleicht gar nicht wissen, wohin und warum wir uns auf den Weg machen sollen? Und kommen wir quasi nicht als ‚Bekehrte‘ zur Welt, (als Kind bereits durch die Taufe erlöst) warum also umkehren? Die unterdrückten und verachteten Indios wissen um den Ursprung und das Ziel ihres Aufbruchs. Sich mit ihnen auf den Weg machen heißt, den Kern der Botschaft Jesu, ja Jesus als Christus und Heiland neu zu entdecken. Es heißt besonders auch lernen zu hören. Könnte es nicht sein, daß Gott heute vorrangig erfahrbar wird im Hinhören auf die, denen die Fülle des Lebens geraubt bzw. vorenthalten wird? Ist vielleicht ihr Schrei nach Brot und Gerechtigkeit das Wort Gottes an uns?“

Natürlich konnte und kann sich nicht die Gemeinde St. Georg als Ganzes mit diesen Gedanken befreunden, sie sind auch als Zielvorstellungen gedacht. Doch gerade darin zeigt sich die Schwäche vieler Gemeinden, daß man sich nicht mehr über Ziele unterhält oder wenn, dann solche Ziele als völlig weltfremd und utopisch abtut (Utopie ist negativ besetzt). Leichter verständlich - und dies ist auch als erster Schritt besser zu vermitteln - sind folgende Gründe für eine Partnerschaft (als Wunschvorstellungen), wie sie in St. Georg formuliert wurden:

- Man weiß, wohin das Geld kommt und für wen und was es bestimmt ist.
- Man kann sehen, was wirklich mit dem Geld gemacht wird (es ist kontrollierbar).
- Man kann einer überschaubaren Gruppe helfen, und Fortschritte (bei anderen) feststellen.
- Damit kann man auch mehr Gruppen in der Gemeinde aktivieren und für eine konkrete, zeitlich begrenzte Mitarbeit (Aktion) gewinnen.
- Das Gefühl, etwas sinnvolles zu tun und sich effektiv zu verhalten, wird gestärkt.
- Durch Dialog, Austausch und gegenseitiges Kennenlernen wird die Gemeinde missionarischer und lebendiger.
- Vielen wird durch eine Partnerschaft immer mehr bewußt, warum wir so reich sind und warum unsere Partner so arm sind.
- Vielen Jugendlichen, Außenstehenden, von der Kirche Enttäuschten usw. wird durch eine Gemeinde, die sich als Anwalt der Armen versteht, die einen neuen Zugang zur Kirche ermöglicht.

Es kommt auch zu Enttäuschungen, aus einem ersten Rückblick 1985: „Was hat sich in den letzten drei Jahren in St. Georg entwickelt bzw. verändert? San Pedro ist fest im Bewußtsein der Gemeinde

verankert. Viele Mitglieder der Gemeinde sind betroffen und sind sensibler geworden für die Probleme unserer Partner in San Pedro, sensibler aber auch dafür, wie wir hier als Gemeinde leben bzw. leben sollten, wo wir vielleicht auf dem Holzweg sind und was uns fehlt, um eine lebendige, prophetische und missionarische Kirche zu sein. Die Spenden haben stark zugenommen, auf etwa 30.000 DM im Jahr. Spenden sind zwar nicht das Kriterium, sagen aber doch etwas über den Zustand einer Gemeinde aus. Bemerkenswert ist, daß die Spenden für Adveniat und Misereor gleichzeitig nicht abgenommen sondern zugenommen haben. Trotz zunehmender Spenden, Informationen, Neugier und Interesse, gibt es noch folgende Hauptschwierigkeiten für unsere Arbeit:

- Immer meinen noch viele, mit einer Spende sei alles getan, d. h. mit Geld läßt sich alles regeln, sogar das eigene Heil.
- Die Verantwortung für die Partnerschaft wird noch vielfach einfach auf den Ausschuß abgeschoben, dadurch ist man selbst nicht mehr angefragt.
- Wenn man schon Geld gibt, möchte man auch möglichst rasch Erfolge sehen, etwas Sichtbares zum Photographieren.

Generell kann man sagen, daß unsere Gemeinden noch ein Missionsverständnis haben, das durch das 2. Vatikanum und erst recht durch neuere Entwicklungen völlig überholt ist”.

3. Gestalten der Partnerschaft (Kommunikation, Besuche, wer Partner mit wem)

Beim Sondieren, ob die Voraussetzungen einer Partnerschaft mit San Pedro gegeben waren, wurde in folgender Reihenfolge vorgegangen (in Bezug auf mögliche Ansprechpartner): Erste Gespräche mit dem Pfarrer über die grundsätzliche Möglichkeit einer Zusammenarbeit - Suche nach potentiellen ehren- und hauptamtlichen Mitarbeitern (Fachkräfte) - erste Kontakte zu Comunidades und zu einigen noch lebenden Landkatecheten, die in der Aufbruchphase in den 60- er Jahren Diözesankurse besucht haben, dann aber allein gelassen wurden - Möglichkeit der Einbindung in diözesane Strukturen - erneutes Gespräch mit dem Pfarrer mit der Zusage, eine Partnerschaft zu versuchen, da die Voraussetzungen gegeben sind - Information der eigenen Gemeinde mit anschließendem Beschluß zur Partnerschaft - Information des Bischofs von Cajamarca - Information der eigenen Diözese (Referat Weltkirche).

Von Beginn an war dem dortigen Pfarrer bewußt, daß er als Pfarrer nicht die Gelder verwalten wird, was er auch von sich aus nicht wollte. Ein qualifiziertes Komitee sollte die Spenden verwalten und Rechenschaft abgeben - vor allem den entstehenden Gruppen in San Pedro. Die entstehenden Gruppen sollten von Anfang an die Hauptakteure sein. Alle Gruppen und interessierte Einzelpersonen, selbstverständlich auch Pfarrer und Bischof, sollten über alle eingehenden Gelder Bescheid wissen. Mit der Zeit sollte ein Kirchengemeinderat entstehen - als offizielle Vertretung der Gemeinde auch der Ansprechpartner der Partnerschaft - in dem gewählte Vertreter aller Gruppen vertreten sind. Und so geschah es.

Nach wiederholten Einladungen entschloß man sich, für 1986 den ersten Besuch einer Gemeindeglegation vorzubereiten (einzelne Mitglieder waren vorher schon in der Partnergemeinde). Aus einer Ankündigung für die Gemeinde zu Beginn des Jahres 1986: “Um das Vertrauen zu festigen, möchte eine Delegation der Pfarrei in diesem Sommer, nachdem wir schon mehrfach eingeladen wurden, nach Peru fliegen um unsere Partnergemeinde zu besuchen. Dieser Besuch, so hoffen wir, kann zu einer großen Vertiefung der Partnerschaft führen. Durch die vielen neuen und dann persönlichen Kontakte wird die Arbeit des Ausschusses auf eine breitere Basis gestellt werden können. Durch die direkte Konfrontation mit dem Leben und Glauben der Campesinos wird die Reise zu einer echten Pastoralfahrt, ja zu einer Wallfahrt. Sinngemäß nach Leonardo Boff: Wenn wir dem lebendigen Christus begegnen wollen, genügt es nicht nach Rom zu pilgern oder die Stätten des Hl. Landes zu

besuchen, sondern dem lebendigen (!) Christus kann eher in einer peruanischen Landgemeinde begegnet werden. Als Vorbereitung für diese Reise werden wir ein halbjähriges Peruseminar durchführen, nicht nur für die Teilnehmer, sondern offen für alle Interessenten. Inhaltlich werden wir uns an den Misereormaterialien ausrichten, die dieses Jahr Peru zum Schwerpunkt haben. Gerade auch in der Fastenzeit soll die Vorbereitung auf die Begegnung mit unserer Partnergemeinde ein inhaltlicher, spiritueller Schwerpunkt sein”.

Die Reisegruppe bestand dann aus 11 Teilnehmern (KGR-Vorsitzende, Mitglieder des KGR und des Ausschusses, Pfarrer, Vikar, Gemeindereferentin,). Eine so große Gruppe wird nur dann nicht zur Belastung für die Partner, wenn der Besuch in der Partnergemeinde inhaltlich und organisatorisch bestens vorbereitet wurde, was hier der Fall war. Im Vorfeld kam es auch zur Diskussion, ob es für die Partner nicht besser wäre, die Reisekosten den Partnern zu spenden, statt selbst zu reisen. Doch ein Besuch Bischof Dammerts 1985 beseitigte die letzten Zweifel. Denn Fragen wie Gerechtigkeit, Begegnung, Austausch usw. sind nicht eine Frage des Geldes, sondern des Hörens, des Lernens und des gegenseitigen Respekts auf gleicher Ebene. Dies wurde nachträglich dann auch von den Partnern so bestätigt.

Eine lange diskutierte Frage war, welche Geschenke man den Partnern (Campesinos, Frauengruppen, Pfarrei als Institution) mitbringen sollte. Man entschied sich für die Osterkerze, einen Kelch, den der Gemeindepfarrer zu seiner Primiz erhalten hatte, einige Fotoalben mit Fotos von Pfarraktivitäten, Bilder für die einzelnen Kapellen und Versammlungsräume usw.. Abgesehen davon konnte der “Reiseleiter” vor Ort dann die Gruppe überzeugen, beim Besuch der einzelnen Campesinogemeinschaften nichts mitzunehmen, weder Geschenke noch eigene Verpflegung (trotz stundenlangen Weges in die Berge). Die Campesinos erfuhren so zum ersten Mal, daß sie den reichen Europäern etwas schenken konnten, daß diese sogar auf sie angewiesen waren, weil sie buchstäblich mit leeren Händen kamen und sich von den Campesinos beschenken ließen. Die Campesinos, die sehr symbolisch denken, werteten dies als einen Vertrauensbeweis. Aus Fremden wurden Freunde - nicht weil diese Geld schickten, sondern weil sie sich “ausgeliefert” und das “tägliche Brot” geteilt haben.

Als Grundregel gilt bis heute in St. Georg, daß generell keine individuellen Geschenke gemacht werden. Ebenso werden alle materiellen Absprachen und Verpflichtungen sowohl hier als auch dort stets gemeinsam und damit öffentlich getroffen. So kam es auch nie zu Betteleien oder unrealistischen Forderungen an die Besucher, die immer auch als Stellvertreter der Gemeinde St. Georg angesehen wurden.

4. Projekte

Aus dem ersten (nicht angeforderten) Rechenschaftsbericht über die Arbeit in der Pfarrei San Pedro, u.a. auch von Pfarrer Lorenzo Vigo unterschrieben, an die Gemeinde St. Georg 1983:

“Dank der Hilfe von St. Georg konnten wir im September 1982 zum ersten Mal einen Arbeitsplan für das nächste Jahr aufstellen, da nun erstmals auch die Mittel vorhanden sind, um schon lange gewünschte Vorhaben und Wünsche in die Tat umsetzen zu können. Von Oktober 1982 bis Juni 1983 wurde folgendes getan:

- Systematisches Kennenlernen der entfernt gelegenen Zonen, Erfassen der Realität auf dem Lande und Studium der entsprechenden Probleme.
- Dafür wurden zwei Fachkräfte angestellt, die später von noch auszubildenden Katecheten abgelöst werden sollen.
- Aufstellen eines Arbeitsplanes (kurzfristig und langfristig).
- Nach ersten intensiveren Kontaktaufnahmen mit Campesinogemeinschaften wurden die ersten zentralen Kurse in Cajamarca (Stadt) geplant.

- Dafür war es notwendig, Material für diese Kurse anzuschaffen. Vor allem mußte eine komplette Küche und ein Schlafraum mit Strohmattentzen eingerichtet werden. Die Campesinos kommen oft von sehr weit und bleiben bis zu einer Woche.
- Durchführung der Kurse: Kurse für zukünftige Katecheten, Kurse über Hygiene, Landwirtschaft, Ernährung etc. Während der Kurse müssen die Campesinos gepflegt werden.

Es wurde auch bereits mit einigen landwirtschaftlichen Selbsthilfegruppen begonnen, so z. B.: Wiederaufforstung in einigen erosionsgeschädigten Gebieten (bisher über 1.400 Bäume angepflanzt); Anlegen von Terrassen zum Schutz des Bodens und zur Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion (in Anlehnung an Inkakultur); Herstellung von Naturkompost und erstes Planen von zukünftigen Bewässerungskanälen.... Die finanzielle Hilfe ist nicht zuerst dazu bestimmt, unsere Armut ertragen zu können, sondern sie dient vielmehr dazu, unsere Armut zu überwinden. Dies wollen wir erreichen durch die Rückbesinnung auf die biblische Botschaft als ‚Gute Nachricht‘ gerade für die Armen, durch ein Anregen von christlichen Basisgemeinschaften und durch Schaffen der äußeren Rahmenbedingungen (Personal, Kurse, Räumlichkeiten etc.)”.

Aus zwei Gründen dieser längere Auszug: Er zeigt erstens beispielhaft die Prioritäten auf (allerdings fehlen noch die Frauengruppen). Er weist zweitens aber (indirekt) darauf hin, daß erst mit Entstehen der Partnerschaft eine kontinuierliche Arbeit auf dem Land und dann auch mit Frauengruppen begann. Im Jahre 1983 war Pfarrer Lorenzo Vigo bereits 25 Jahre als Pfarrer von San Pedro tätig und auch Bischof Dammert war damals seit 21 Jahren Bischof von Cajamarca.

5. Auswirkungen der Partnerschaft auf die eigene Gemeinde:

(Aufgezeigt in zwei Beispielen: Gemeindeerneuerung - Umgang mit Konflikten, Besuch)

a) Gemeindeerneuerung: Von Beginn der Partnerschaft an ging es dem Missionsausschuß darum, Impulse für eine sich stets erneuernde Gemeinde zu geben. Es ging nicht um Nachahmung peruanischer Erfahrungen, sondern um eine Rückbesinnung auf das Wesentliche, auf die Praxis Jesu, der Apostel und der ersten Christen, so wie sie uns in der Bibel von der Kirche überliefert sind (aber nicht historisierend zu verstehen). Die Erfahrungen in der Partnergemeinde können dabei helfen, ausgehend von unserer Situation unsere eigenen Erfahrungen mit der befreienden Botschaft zu machen. Denn so wie in den Campesino-Gemeinden die eigene Realität analysiert, im Lichte der Bibel gedeutet und dann die entsprechende Praxis entwickelt wurde, so sind wir auch - als Gemeinde und Einzelne - aufgefordert zu überlegen, wie die befreiende Botschaft Jesu in unserem Leben, Umwelt und Gesellschaft wirksam werden kann.

1986, nach dem ersten Gemeindebesuch bei der Partnergemeinde, war der Wunsch in vielen Gruppen der Gemeinde sehr stark, konkrete Schritte in unserer Gemeinde zu überlegen. Eine Gemeindeerneuerung wurde geplant. Zu dieser Zeit gab es auch auf Diözesanebene (Seelsorgereferat) die ersten Versuche, Gemeinden für die Idee einer Gemeindeerneuerung zu gewinnen, sie zu beraten und mit ihnen ein Modell zu erstellen. Hauptziel der diözesanen Bewegung war, Laien zu bestärken, die Bibel mehr in den Mittelpunkt zu stellen und die Gemeinde zu motivieren, den Weg von einer passiven “konsumierenden Servicegemeinde” hin zu einer aktiven mündigen Gemeinde entschiedener zu gehen. Diese Ziele stimmten auch mit dem Anliegen von St. Georg überein. Also entschloß man sich, das Angebot der Diözese anzunehmen und das sogenannte “Rottenburger Modell” der Gemeindeerneuerung auszuprobieren. Doch in der Vorbereitungsphase stellte sich bald heraus, daß die Erfahrungen der Gemeinde keine Rolle spielen durften und daß es um die Erprobung eines in Amtstuben erdachten Modells ging. Die von außen gekommenen Mitarbeiter (ein Team aus Experten und Laien, die speziell geschult waren, das sogenannte Außenteam) überzogen die mit der Vorbereitung der Gemeindeerneuerung Beauftragten, (das sogenannte Innenteam, darunter auch drei “Perubesucher”) mit ihren fertigen Konzepten, sogar die Bibelstellen waren vorgegeben, ebenso die Methode der Bibelarbeit (Bibelteilen aus Afrika, das mit dem Umgang mit der

Bibel, wie in Cajamarca üblich, nichts zu tun hatte). Das Innenteam war in der Folge zu schwach bzw. ließ sich von der pfingstlichen Begeisterung des Außenteams anstecken und überfahren. In dieser Situation verfaßte der Ausschuß MEF folgendes Papier, das in seiner ganzen Länge deswegen zitiert wird, weil es beispielhaft Schwierigkeiten und Unterschiede aufzeigt. Aus den einzelnen Punkten lassen sich auch indirekt die Schwerpunkte und die Zielrichtung einer "Gemeinderneuerung" von oben erschließen.

"Anmerkung des MEF zum Thema Gemeinderneuerung 1988 in St. Georg Ulm:

In der Gemeinde St. Georg (KGR, Pastoralteam, Ausschüsse etc.) wurde in den letzten Jahren das Bedürfnis nach einer lebendigen Gemeinde, Vertiefung des Glaubens und der Besinnung auf das Wesentliche immer stärker. Es ging und geht darum, wie in einer zunehmend ungläubigen Umgebung, Vereinzelung und Hoffnungslosigkeit neue Formen und Strukturen des gemeinsam gelebten Glaubens gefunden werden können. Neue Art des Zusammenlebens, „Kontrastgesellschaft“ und Gemeinschaftsbildung über die Kirchenmauern hinaus sind dafür einige Stichpunkte. Voraussetzung dafür sind eine Abkehr von kirchlicher Service - und Konsumhaltung, persönliches Glaubenszeugnis, prophetische Zeichen, kurz: entschiedenes Christentum. Dies ist um so wichtiger in einer Welt, in der wegen des herrschenden Götzendienstes das Elend weltweit immer größer wird. Das Ziel ist eine Gemeinde (Gemeinschaft) als Heimat für alle Suchenden, als Ort der Hoffnung, als Licht auf dem Berg, als Sauerteig innerhalb der Gesellschaft.

Um dieses angestrebte Ziel nicht aus den Augen zu verlieren (ein Ziel, das die Gruppen in unserer Gemeinde so geäußert haben, wenn auch immer in dem Bewußtsein, daß dieses Ziel immer größer sein wird als dessen mögliche Realisierung), ist folgendes zu beachten:

1. Gemeinderneuerung muß von der Gemeinde selbst ausgehen. Gemeindespezifische Anliegen müssen im Vordergrund stehen und dürfen nicht verdrängt werden. Die Erfahrungen anderer Gemeinden können hilfreich sein, auswärtige Berater können zu Rate gezogen werden.
2. Die Gemeinderneuerung selbst sollte auf dem bisherigen Stand der gemeindeinternen Diskussion aufbauen und die Gesamtgemeinde an diesem Prozeß der Glaubensvertiefung teilhaben lassen. Keinesfalls darf weit hinter den bisherigen Stand zurückgefallen werden (auch nicht hinter den Stand der Diözesansynode).
3. Alle Teilnehmer müssen ernst genommen werden (ernst nehmen heißt auch, daß man ihnen etwas zumutet). Teilnehmer und Gemeinde müssen Subjekt sein und nicht Objekte pastoraler Feldversuche. Deshalb ist auch ein allzu kindliches Niveau und eine vernebelnde Sprache zu vermeiden.
4. Die Umwelt (Gesellschaft, Wirtschaft etc.), in der die Menschen leben, darf nicht ausgeklammert werden. Es genügt nicht über Symptome zu reden (z. B. Sprachlosigkeit, Einsamkeit), sondern deren Ursachen sind aufzudecken. Es geht um eine Deutung der Welt im Lichte des Glaubens.
5. Reine Selbstbespiegelung oder "Heilung der kranken Seele" ist kein Spezifikum der christlichen Botschaft. Subjektwerdung heißt nicht zuerst religiöse Selbstbefriedigung, sondern Übernahme von Verantwortung, Zeugnis ablegen in dieser Welt, Nachfolge Jesu.
6. Eine unverbindliche und beliebige Bibelauslegung, erst recht eine sachlich falsche Bibelauslegung, führt zu einem pflegeleichten, total verbürgerlichten und angepaßten Christentum ohne wirkliche Konsequenzen (bzw. auch umgekehrt).
7. Die Bibel lehrt uns, die Welt und unser Leben mit neuen Augen zu sehen (neue Brille). Jesus lehrt uns zu sehen mit den Augen der Ohnmächtigen, der Armen, der Außenseiter. Ohne die prophetischen Dimensionen des Alten und Neuen Testaments (Anklage und Verkündigung), bleiben wir blind oder kreisen nur um uns selbst.
8. Als Wichtigstes: Die christologische Komponente darf nicht fehlen: eine Religion ohne Jesus den Christus (und ohne die, mit denen er sich identifiziert), ohne seine Praxis, sein Leben, sein Kreuzestod und seine Auferstehung, ist eben nicht christlich.
9. Die ekklesiologische Komponente darf nicht fehlen. Ein Ausklammern der Weltkirche (und damit ein Ausgrenzen der Armen) ist sektiererisch. Kirche ist Volk Gottes auf dem Weg in die Be-

freierung, auf dem Weg vom Tod zum Leben, ist Gemeinde auf der Suche nach neuen Lebensformen angesichts der Realitäten dieser Welt (Hunger durch Ungerechtigkeit, Zerstörung der Schöpfung usw.). Eine solidarische Gemeinde klagt die Ursachen de Elends an und ergreift Partei für die Opfer.

10. Eine Religion ohne Forderungen, d.h. ohne Umkehr und Verkündigung der Frohen Botschaft von der nun anbrechenden Herrschaft Gottes, ist nicht die Botschaft, die Jesus verkündet. Die Gemeinde hat die Aufgabe, lebendiges Zeichen dieser beginnenden Herrschaft Gottes in der Welt zu sein.

Zusatz: Man pflückt wie selbstverständlich die herrlichsten Früchte des Glaubens (z.B. die Eucharistie) und spricht, wenn es um die Botschaft Jesu geht, von Überforderung, von einem ersten Schritt, den man erst lernen muß. Dabei wird aber der ‚5.. 6...Schritt‘ (der Höhepunkt des Weges) selbstverständlich, automatisch, institutionell, bereits in Anspruch genommen. Konsequenz wäre demnach, wirklich einmal den ersten Schritt zu wagen, den Weg einzuschlagen - und in einigen Jahren um die Zulassung zur Taufe und Eucharistie zu bitten! Die ständige Angst ‚Schäfchen‘ zu erschrecken und/oder zu verlieren tötet den Geist. Der Geist ist mit denen, die wirklich aufbrechen.... Natürlich kann in einigen Wochen (und Jahren) der Gemeindeerneuerung dies nicht alles ‚erreicht‘ werden, aber es muß thematisiert und darf zumindest nicht aus den Augen verloren werden“.

b) Umgang mit Konflikten und Besuche: Im Mai 1992 konnte St. Georg das zehnjährige Partnerschaftsjubiläum feiern. In einer Partnerschaftswoche kam es zu vielen Veranstaltungen, Presse und Rundfunk berichteten. Bischof Kasper wurde eingeladen (Podiumsdiskussion, Ausstellung, Gottesdienst). In seiner Predigt sagte er: “Trotz des Elends, des Terrors und des Hungers in Peru, ist der Glaube der Menschen dort von einer tiefen Hoffnung und Lebensfreude geprägt. Gott hat eine Option für die Armen. Was die Menschlichkeit und die Christlichkeit der Armen angeht, sind nicht die, sind wir das Entwicklungsland.” Für seine Parteinahme für die Armen in dieser Welt klatschte die Gottesdienstgemeinde Bischof Kasper am Ende der Predigt Beifall, was sonst die seltene Ausnahme in hiesigen Gottesdiensten ist.

Im Sommer besuchte wieder eine kleine Delegation die Partnergemeinde. Sie fand noch die Situation vor, daß der Kirchengemeinderat, ein Team von Mitarbeitern mit dem Pfarrer und viele engagierte Mütter und Katecheten die Gemeinde wie gewohnt mit Leben erfüllten. Doch zum Jahreswechsel 92/93 kamen verschiedene Briefe an, die einen tiefen Wandel anzeigten. Neu ernannte Verantwortliche schrieben, daß sie nun vom Pfarrer berufen und für die weiteren Projekte und auch für die Verwaltung der Gelder verantwortlich seien. Die bisherigen Vertrauenspersonen (sowohl unsererseits als auch der Mütter und Campesinos) schrieben uns, daß sie entlassen worden seien. In einem Rundschreiben an alle Partnergemeinden (Januar 1993) schrieb gleichzeitig der neue Bischof, daß ab sofort alle Partnerschaftsgelder auf sein Konto überwiesen werden sollten, das er eigens dafür bei Adveniat eingerichtet hatte. In den nächsten Wochen wurde versucht, durch viele Telefonate mit Cajamarca, Briefe und weitere Suche nach Informationen sich ein besseres Bild zu verschaffen. Zudem kamen Briefe von verantwortlichen Katecheten an, in denen sie sich beklagten, daß sie keine Gelder mehr für die schon lange geplanten Vorhaben und Kurse bekämen. So entschloß man sich schweren Herzens, vorläufig überhaupt kein Geld mehr zu überweisen.

In einem intensiven Briefwechsel insbesondere mit Pfarrer Lorenzo Vigo versuchte man die Gründe für die Veränderungen zu verstehen und auch gleichzeitig um Verständnis zu bitten, daß bis zur Klärung einiger Fragen kein Geld mehr geschickt werden könnte, da man schließlich den Spendern und den potentiellen Empfängern (Campesinos etc.) verpflichtet sei.

Der Besuch im Sommer 1993 (erster Besuch nach dem Bischofswechsel und daraus folgende Konsequenzen): Der Besuch von Verantwortlichen der Pfarrei St. Georg in der Partnergemeinde wurde sehr gründlich vorbereitet. Es sollten alle Probleme zur Sprache kommen, Gespräche mit allen Beteiligten geführt und eine gemeinsame Basis für die weitere Zusammenarbeit gesucht werden. In einem Vorbereitungsbrief an die neue Leitung in San Pedro (20. April 1993): "Der Hauptgrund dieses Briefes ist, Ihnen unseren Wunsch nach Fortsetzung der Partnerschaft mitteilen zu wollen. Wir sollten gemeinsam in die Zukunft schauen und die vergangenen Mißverständnisse hinter uns lassen. Diese Partnerschaft war bisher mehr - und wird es auch in Zukunft sein - als die Beziehung zwischen zwei oder drei Personen. Und wegen zwei oder drei Personen wollen wir nicht die Freundschaft und Verbundenheit mit Tausenden von Mitchristen aufs Spiel setzen. Diese Partnerschaft darf nicht abhängig sein von den Launen und der Eitelkeit einiger weniger Personen, wer immer diese auch sein mögen. Die Partnerschaft ist etwa viel Tieferes: sie ist das Symbol einer wahrhaft katholischen, universellen Kirche, das Symbol der Freundschaft unter den Geschwistern Jesu, eine Kommunion, in der alle das gleiche Brot essen. Außerdem: Seit Jahrhunderten sind es immer die Campesinos gewesen, die am meisten leiden mußten. Wie oft wurden sie schon betrogen und getäuscht mit falschen Versprechungen! Und jetzt, wo sie endlich Vertrauen und Mut geschöpft haben, sollen wir sie wieder im Stich lassen? Gerade in ihrem Namen müssen wir weitermachen und hoffen auf Ihre Mitarbeit. Denn wir vertrauen darauf, daß auch Sie weiterhin an der Vision einer gerechteren Welt festhalten. Wir vertrauen darauf, daß Sie die Arbeit in einer pastoralen und sozialen Linie fortsetzen, so wie uns die Dokumente der Kirche seit dem 2. Vat. Konzil, seit Medellín, Puebla und letztlich Santo Domingo (wo unser ehemaliger Bischof wie ein Prophet gesprochen hat) den Weg gezeigt haben".

Der sechs Wochen dauernde Besuch im Sommer brachte aber trotz intensiver Bemühungen keine Wende bei den neuen Verantwortlichen. Auch in vier langen Gesprächen mit dem neuen Bischof, teils in Anwesenheit von Pfarrer Lorenzo Vigo, dem Generalvikar und anderen Pfarrern, wurde kein Fortschritt erzielt. Statt dessen mußten die Besucher mit eigenen Augen erleben oder erfuhren auch von den Müttern und Katecheten, wie diese behandelt wurden. Drei kleine Beispiele unter vielen: Auf einem Besuch auf dem Land mit dem vom Pfarrer neu ernannten Präsidenten des Kirchengemeinderates (dem ersten und einzigen Besuch, den dieser auf dem Land machte), Pfarrer Lorenzo Vigo und einem weiteren Verantwortlichen, sagte der Präsident, ein pensionierter Richter, auf dem Pferde sitzend und mit dem Zeigefinger drohend, zu den zu ihm aufsehenden Vertretern der Campesinogemeinschaften: "Wenn ihr nicht ab sofort jeden Sonntag die Hl. Messe besucht, dann bekommt ihr keine Hilfe mehr". (Um in die Stadt zum Gottesdienst zu gehen, mußten die Campesinos 4 - 6 Stunden einfache Wegstrecke zu Fuß gehen). Lorenzo Vigo, ehemals ein Freund der Campesinos, sagte u.a.: "Die Campesinos kommen nur zu den Kursen um sich satt zu essen, danach kehren sie zurück und tun nichts mehr. Warum sollen wir deren Faulheit finanzieren?" Und den Frauen der Mütterklubs wurde gar der Zutritt zur Pfarrkirche mit der Begründung verwehrt, sie seien unwürdig, als sie wie immer jeden Donnerstag zur Anbetung des Allerheiligsten zur Kirche kamen. Weil sie den Kontakt zur Partnergemeinde nicht aufgeben wollen und "unautorisiert" Briefe schreiben, werden sie Abtrünnige und Verräter genannt. Sie werden buchstäblich exkommuniziert, von den Amtsträgern ausgeschlossen; im wahren Sinne des Wortes "Kommunion" werden sie aber immer mehr zu einer lebendigen christlichen Gemeinschaft, in der alle das Brot - das, was der Mensch zum Leben braucht - untereinander teilen. Es sind die Amtsträger, die sich aus dieser Gemeinschaft verabschiedet haben.

Während des Besuches einigte man sich mit den Verantwortlichen der Comunidades und der Mütterclubs auf folgendes Vorgehen: Der Dialog mit der Pfarrleitung und dem Bischof muß gesucht und alle Möglichkeiten einer Begegnung ausgeschöpft werden. Die Einheit und Glaubwürdigkeit einer christlichen Gemeinschaft muß auch nach außen hin deutlich werden. Erst wenn alle Versuche zu keiner Annäherung führen, dürfen alternative Möglichkeiten in Betracht gezogen werden. Kompromißvorschlag der Ulmer an die Pfarrleitung von San Pedro: "Wir stehen zur Partnerschaft mit der gesamten Gemeinde San Pedro. Die verschiedenen Gruppen der Gemeinde San Pedro brin-

gen ihre "Projektvorschläge" ein und diese werden dann von der Pfarrleitung nach Ulm übermittelt. Die Gelder gehen auf das Konto der Pfarrei San Pedro und werden von dort an die Gruppen weitergegeben. Die Gemeinde St. Georg verpflichtete sich, den Kontakt sowohl zu Pfarrer und Bischof als auch zu den Gruppen aufrecht zu erhalten". Als Vertrauensbeweis wurden mit dem Einverständnis der Gruppen in San Pedro 6.000 Dollar der Pfarrleitung übergeben. Bis auf weiteres und in Erwartung der weiteren Entwicklung in San Pedro wurde dann kein Geld mehr geschickt, weder der Pfarrleitung noch den Gruppen direkt (ausgenommen die regelmäßigen Beträge für den Unterhalt zweier Kindergärten, inklusive Gehalt für die Lehrerinnen; diese Gelder gingen stets direkt an die Kindergärten). Der direkte Weg zu Gruppen wäre am einfachsten gewesen, doch die Gruppen verzichteten vorerst auf diesen Weg, um den Bruch nicht endgültig werden zu lassen.

Nach Deutschland zurückgekehrt, wurden die Probleme in der Gemeinde, zuerst im Ausschuß, intensiv besprochen und diskutiert. Grundlage waren die Berichte der Betroffenen und der Besucher, ein kürzerer Auszug aus einem solchen Bericht, der sich zuerst intern an die Partnergruppe wendet und auf diplomatische Schnörkel verzichtet, alle Aussagen sind protokolliert:

"In vielen und langen Gesprächen, festgehalten auf 280 Tagebuchseiten, mit dem Apostolischen Administrator, Pfarrern, Schwestern und noch mehr mit engagierten Repräsentanten/innen des Volkes Gottes, ergab sich, bezogen auf die gesamte Diözese, folgendes, wenn auch unfertiges Bild: Partnerschaft, wie sie von uns so gerne erträumt wird, wird vom Großteil des Klerus, inklusive Bischof, nicht gewollt. Einige sagten wörtlich: ‚zum Teufel damit‘! Das hat durchaus seine Gründe. Vorgeschieben wird das Argument der Abhängigkeit, der Fremdbestimmung, des Diktats von außen, zumal im Hinblick auf die Kolonialgeschichte. Als weiteres Argument dient die Behauptung, das einfache Volk verstehe davon eh nichts, die wollten nur Geld. Doch eigentlich geht es um etwas ganz anderes und das genaue Gegenteil ist wahr: Partnerschaft, wie wir sie verstehen und in Übereinstimmung mit unseren eigentlichen Partnern, den Ärmsten, führt zu mehr Selbstbewußtsein der Laien, zu einer "Bewegung von unten", zu einer Kirche, in der Klerus und Laien selbst Partner sind oder werden. Gerade dies aber wird von den allermeisten Pfarrern und dem Bischof nicht gewollt bzw. gezielt verhindert. Gerade von denen wird von ausländischer Bevormundung geredet, denen Demokratisierung und Selbstbestimmung der Gemeinden ein Greuel sind und die nicht willens (und fähig) sind, selbst Partner sein zu können. Analog dazu läßt sich nachweisen, daß gerade diejenigen, die immer vom Zerfall des Glaubens reden (auch bei uns), nicht in der Lage sind, den Glauben und die Fähigkeiten des eigenen Volkes ernst zu nehmen. Und ausgerechnet diejenigen, die den Armen unterstellen, nur Geld zu wollen, sie sind es, die den ‚Armen die Verantwortung für das Geld‘ abnehmen um es selbst zu kassieren. Und mit europäischer Bevormundung meinen sie auch, daß sie sich nicht dreinreden lassen wollen bei der Verwaltung der Gelder - weder von der eigenen Gemeinde und erst recht nicht von außen - denn sie sind die Pfarrer und sie allein bestimmen, was mit dem Geld geschieht".

In dem Fragebogen an die Gemeinden antwortet St. Georg auf die Frage nach der Einmischung: "Wir müssen uns einmischen, wollen wir unseren Partnern nicht untreu werden und sie nicht im Stich lassen. Dies tun wir aus Treue zu unseren gemeinsamen Prinzipien und zu unserem Glauben an die befreiende Botschaft Jesu Christi, aus Gewissensgründen und als Frage der Glaubwürdigkeit und Ernsthaftigkeit. Wir fühlen uns mitverantwortlich für unsere Partner, denn wir sind Teil der selben Kirche und lesen das selbe Evangelium. Unsere Partner wünschen dringend unsere Parteinahme, sie setzen ihre ganze Hoffnung darauf. Durch uns erfahren sie, was Kirche weiterhin sein kann und das gibt ihnen die Kraft weiterzumachen. Niemand kann und darf uns verbieten, mit unseren Partnern zu kommunizieren, das wäre die Aufkündigung der Einheit und die Verweigerung, sich mit den Armen und Ausgestoßenen an einen Tisch zu setzen (nur weil einige ‚Hohe Priester‘ dies nicht gerne sehen). Mit wem setzte sich Jesus an einen Tisch? Doch wir möchten auch den Bischof einladen und auch unsere Partner wären sehr dankbar, wenn der Bischof sich ebenfalls mit ihnen an den Tisch setzen würde. Es liegt allein an dem Bischof, mit wem er sich an den Tisch setzen will".

Ebenso erfuhr man in St. Georg bald, daß die 6.000 Dollar nicht wie versprochen an die Gruppen weitergegeben wurden. Katecheten und die verantwortlichen Frauen der Mütterklubs schrieben, daß sie ihre Anliegen, Bedürfnisse und Wünsche für die weitere Arbeit der Pfarrleitung per Post schicken mußten, weil sie persönlich nicht empfangen wurden. Ebenso versuchten Delegierte der Gruppen dreimal um ein Gespräch mit ihrem Bischof nach, dreimal ohne jede Reaktion, beim dritten Mal wurden sie gar aus dem Vorraum des Bischofshauses verjagt. Briefe von St. Georg an den Bischof und die Pfarrleitung blieben unbeantwortet, die Briefe mit den weiteren Plänen und Vorhaben der Gruppen wurden nicht weitergegeben. Gleichzeitig wurde der direkte Kontakt von Ulm aus zu den Gruppen immer intensiver. Diese machten auch ohne Geld im Rahmen ihrer Möglichkeiten weiter und sie schreiben, daß dieser enge Kontakt die Freundschaft immer mehr vertiefen werde.

In der Fastenzeit 1994 wurde die Gemeinde St. Georg in den Gottesdiensten über die Situation in der Partnergemeinde informiert (der KGR schon unmittelbar nach dem Besuch im Sommer 1993). Aus einer Information an die Gemeinde am Misereorsonntag: "Wir haben im Ausschuß und im KGR nach intensiven Beratungen beschlossen, in diesem Jahr ein Projekt in Cajamarca zu unterstützen das dort vom DAS (Sozialwerk der Diözese) auf dem Land geplant und über Misereor betreut wird. Wir kennen die Leute vom DAS persönlich - sie arbeiten ganz im Sinne von Bischof Dammert weiter und werden nicht zuletzt deshalb von Misereor unterstützt. Wir haben beschlossen, 50.000 DM zweckgebunden für dieses Projekt in Cajamarca an Misereor zu überweisen. Die Partnerschaft mit San Pedro ist damit nicht beendet, wir hoffen im Gegenteil, daß sich wieder in absehbarer Zeit engagierte Mitarbeiter finden. Wir haben weiterhin sehr guten Kontakt mit unseren eigentlichen Partnern, den Campesinos und den Müttern".

Wie insgeheim von beiden Seiten erhofft, waren im Laufe der Zeit die Verbindungen zwischen St. Georg und den Gruppen in San Pedro nicht nur enger geworden, sondern durch die Einstellung der Geldüberweisungen verloren die vom Pfarrer ernannten neuen Mitarbeiter der Pfarrei bald das Interesse an einer weiteren Mitarbeit in der Pfarrei, der "Pastoralrat" wurde aufgelöst. Die Gruppen aber blieben bestehen, weil sie durch andere als finanzielle Interessen zusammengehalten wurden. Auch in St. Georg kam es zu einer Klärung. Pfarrteam, KGR und Ausschüsse kamen nach fruchtbaren Diskussionen zu dem Ergebnis, daß sich die Partnerschaft bewährt hat, daß die Gruppen, die verantwortlichen Laien, die Katecheten und mit ihnen alle, die sich weiterhin aufgrund ihres Glaubens an Jesus Christus versammeln, Gottesdienste feiern, die Bibel lesen und gemeinsam versuchen, als Kinder Gottes in Würde zu leben, daß alle zusammen die Gemeinde San Pedro sind - wer immer auch mit ihnen oder gegen sie gerade Pfarrer oder Bischof ist. Die Gemeindepартnerschaft ist also nicht in Frage gestellt.

In einer Predigt zum Peruwochenende am 12. 11. 95 konnte der Gemeinde in St. Georg verkündet werden: "Unsere Partnerschaft mit St. Georg erlebt zur Zeit einen zweiten Frühling!" Nach einem kurzen Rückblick auf die zurückliegenden Jahre geht es in der Predigt wie folgt weiter: "Ein neuer Bischof zog ein, der fast genau das Gegenteil von dem tat, was seinem Vorgänger, Bischof Dammert, wichtig war. Er setzte z.B. alle verantwortlichen Laien ab, die Priester sollen sich auf die Verwaltung der Sakramente beschränken, was einige dann auch für viel Geld tun. Und wie uns die Campesinos schreiben, ist ihm das Schicksal der Armen egal. Er ist ein Bischof der Reichen. Langsam kamen wir zu der Überzeugung, daß unsere Partnerschaft nicht von einem einzigen Pfarrer oder vom Bischof abhängen darf. Sondern wir fragten uns: Wer sind denn eigentlich unsere Partner? Es sind die, die am meisten Hilfe und Beistand brauchen, die unzähligen Mütter und Campesinos, die nicht wissen, was sie am nächsten Tag ihren Kindern zu essen geben sollen. Sie warten unsere Partner und sie werden es bleiben! Wir schrieben nun diesen unseren Freunden, daß sie uns direkt mitteilen sollten, welche Bedürfnisse sie haben, was sie brauchen und was sie vorhaben und daß wir nun auch ohne den offiziellen Weg über die Pfarrei direkt mit ihnen die Partnerschaft vertiefen wollen. Auf diese Nachricht hin versammelten sich in San Pedro spontan die Menschen und dankten Gott. ... Es ist für unsere Partner ungeheuer wichtig die Erfahrung gemacht zu haben, daß sie auch ohne finanzielle Hilfe fast zwei Jahre lang als Gemeinschaften "überlebt" haben, daß sie

sich dadurch noch besser organisieren lernten und daß sie auch erfahren zu haben, daß sie von der Gemeinde St. Georg, als Kirche, die wir sind, nicht im Stich gelassen wurden - wo sie doch so schlechte Erfahrungen mit ihrer eigenen Kirchenleitung gemacht haben. Die Gewißheit, daß eine deutsche Gemeinde bewußt als Gemeinde, als Kirche, zu ihnen steht, stärkt sie in ihrer Gewißheit, als christliche Gemeinschaft auf dem rechten Weg zu sein". In dem darauf folgenden Gemeindebrief, der kostenlos an alle katholischen Haushalte verteilt wird, heißt es dann noch einmal zusammenfassend: "Nach langen Diskussionen kamen wir zur Einsicht, daß die Campesinogemeinschaften, Mütterclubs und alle Bedürftige in San Pedro nicht nur unsere eigentlichen Partner waren und sein werden, sondern daß sie letztlich die Gemeinde San Pedro sind. So entschlossen wir uns nun, diese unsere Partner und Basisorganisationen direkt zu unterstützen. Seither blüht das pastorale und soziale Leben in San Pedro wieder auf, viele neuen Ideen und Projekte entstehen". In dem Gemeindebrief wird zum Schluß aus einem Brief der Campesinos an St. Georg zitiert: "Wir sind sehr bekümmert über den neuen Bischof, für ihn zählen die Campesinos nicht. Weder wir noch die Mütterclubs waren bei seine Amtsübernahme vertreten. Er ist ein Bischof der Reichen, nicht der Armen. Aber wir haben begriffen: die Kirche, das sind nicht nur die Priester, sondern auch wir, die Campesinos. Es liegt aber noch viel Arbeit vor uns, um Christus als Jünger zu folgen".

6. Aktueller Stand der Partnerschaft (bis Ende 1998)

In der Folge kommt es zu jährlichen Besuchen der Ulmer in San Pedro. Zur Lage der Partnerschaft schreiben die Besucher 1998 in einem Bericht an die Gemeinde: "Allein der Partnerschaft ist es zu verdanken, daß in San Pedro in etwa einem Drittel der Gesamtgemeinde ein reges Leben herrscht. Ein harter Kern von 200 - 300 Menschen fühlt sich berufen, sich für etwa 10.000 Menschen pastoral und sozial zu engagieren. Dieses Engagement geschieht unter großen Opfern und Zeitaufwand. Alle Gruppen sind demokratisch gut organisiert und stehen untereinander in einem ständigen Austausch. Sie fühlen sich als lebendige Gemeinde und sie sind es auch. Es herrscht eine sehr tiefe Spiritualität (Kultur des Teilens, Gemeinschaftssinn, Leben aus dem Glauben an die Gegenwart Gottes etc.). Auch die Partnerschaft mit uns wird zunehmend spirituell verstanden, d.h. als einheitsstiftend und kirchenbildend. Unsere Präsenz als Kirche hilft ihnen, sich ebenfalls als Kirche zu verstehen, was ihnen Kraft und Selbstbewußtsein gibt.

Und auch umgekehrt gilt: Wo Menschen sich am Rande der Gesellschaft treffen, ihr Brot teilen, da ist Gott in besonderer Weise präsent. Wenn diese Menschen uns dann an ihren Tisch bitten, (falls wir uns darauf einlassen) dann machen sie uns ein unbezahlbares Geschenk: die Gegenwart Gottes erfahren zu dürfen. So sagte Don Cunshe, der Präsident aller 8 zusammengeschlossenen Comunidades in Catache, ein Tagesmarsch zu Fuß von Cajamarca gelegen, anlässlich einer feierlichen Einweihung von Werkstätten auf dem Lande: 'Wir freuen uns besonders, nicht nur immer zu empfangen, sondern euch auch etwas schenken zu dürfen, nämlich die Erfahrung der Nähe Gottes. Es gibt uns viel Selbstvertrauen, euch helfen zu dürfen, Hoffnung zu geben und so euren Glauben zu vertiefen'.

Man darf nicht vergessen, daß die gesamte Arbeit ohne Hauptberufliche und erst recht ohne ausländische Mitarbeiter geleistet wird. Da auch die offizielle Kirche (Pfarrer, Bischof) nicht nur nicht mit hilft, sondern diese Arbeit äußerst ungern sieht, ist das bisher Erreichte um so bemerkenswerter. Es dürfte in Deutschland wenige Partnerschaften geben, die mit so wenigen Mitteln und gegen so große Widerstände so viel bewirken - und dies nicht nur im materiellen Sinne. Wir können stolz sein, mit einer solchen Gemeinde wie San Pedro in einer lebendigen Beziehung zu stehen. Mögen auch die Frauen und Männer in San Pedro von ihren 'Guten Hirten' im Stich gelassen werden, durch ihre Beziehung zu unserer Gemeinde erfahren sie, daß sie letztlich doch nicht von der Kirche verstoßen sind. Umgekehrt dürfen wir erfahren, welche Kraft und Hoffnung von Menschen ausgehen kann, die im Vertrauen auf Gott ihren Weg gehen....."

Im November 1997 sorgte die Veröffentlichung der "Laieninstruktion" für Unruhe in der Gemeinde St. Georg. U.a. fragten sich konkret zwei Frauengruppen, ob es nicht besser wäre, die Arbeit aufzugeben, da sie ja doch als Frauen wohl offensichtlich mit ihrer relativ selbständigen Arbeit nicht gerne in der Kirche gesehen sind (bezieht sich nicht auf die Gemeinde, sondern auf Rom). Unmittelbar darauf wurde in allen Gottesdiensten in der Predigt (gehalten von einem Laien und Mitglied des Ausschusses MEF) erstmals der Bezug zu den Geschehnissen in der Partnergemeinde (Ausgrenzung der Laien etc.) und der hiesigen Situation diesbezüglich hergestellt.

Predigtauszüge: "Nun möchte ich kurz auf die Rolle von Katecheten eingehen, denn deren Rolle ist ein zentraler Konfliktpunkt in der heutigen Auseinandersetzung - denn Katecheten sind Laien, die Verantwortung übernommen haben..... Den Katecheten in der Diözese Cajamarca wurden alle Befugnisse entzogen und zwar mit einer ganz einfachen Begründung: sie seien nämlich gar nicht verheiratet, lebten demnach im Zustand einer schweren Sünde - und solche Leute sollten Katecheten sein? Der Hintergrund: Bischof Dammert hat mit Zustimmung Papst Paul VI. die traditionell geschlossene Ehe der Campesinos anerkannt und die wird so geschlossen: Wenn sich zwei junge Leute sicher sind, ihr Leben gemeinsam leben und gemeinsame Kinder haben zu wollen, bitten sie die Gemeinschaft um die Ehe. Es kommt zu einer großen Feier, die Eheleute versprechen sich vor der gesamten Gemeinschaft die Treue, gegenseitige Verantwortung usw. und der Katechet heißt dies im Namen Gottes gut. Auch rein kirchenrechtlich gesehen leben sie nun in einer sakramentalen Ehe. Doch der neue Bischof, und nicht nur der, sondern fast alle neu ernannten Bischöfe und der Nuntius, erkennen diese Ehe nicht mehr als kirchlich geschlossene Ehe an. Natürlich ist dies nur ein Vorwand, denn auf einen Schlag will man damit alles Bisherige aufheben und alle ‚alten‘ Katecheten sind auf einen Schlag ausgeschaltet. Die Folgen sind verheerend. Die gesamte Landbevölkerung und alle Menschen in den Armenviertel der Städte sind praktisch ausgeschlossen. Allein der Priester zählt und wer etwas von ihm will, der soll ihn in der Stadt aufsuchen und bezahlen. Der Priester ist der alleinige Vermittler des Heiles, alles dient nur als Vorbereitung für das ewige Leben. Die Kirche (der Klerus) allein hat diesen Schlüssel zum Himmel, schließlich ist sie ja im Besitz aller göttlichen Gnadengaben und der Laie muß dankbar sein, wenn er etwas davon gespendet bekommt. Der Priester hat die exklusive Aufgabe, die Sakramente zu spenden und ist verpflichtet zu absolutem Gehorsam seinem Bischof gegenüber. Er ist seinem Wesen nach anders als der Laie. So zählen nur noch die Sakramente: vor allem die monatliche Beichte ist Pflicht und wer dies nicht tut, dem wird die Hölle angedroht. Und das ist nun mit das Schlimmste: gerade den Campesinos mit der Hölle zu drohen, wenn sie nicht jeden Sonntag in die Stadt zum Gottesdienst gehen, da hört jeder Spaß auf. Die Campesinos sagen uns: ‚Wir werden nicht unterstützt, von keinerlei Pfarrer und keinerlei Bischof, denn es gibt keinen. - Es gibt keine Pastoralarbeit mehr, es gibt keinerlei Hilfe unseres Bischofs. - Wir haben Priester, die nur für sich selbst sorgen und für uns nichts. Unsere einzige Hoffnung heutzutage sind unsere Brüder und Schwestern aus Ulm, hoffentlich vergessen sie uns auch nicht!‘ Ein Zitat der Mütter von San Pedro: ‚Die Kirche erfüllt so nicht ihre Aufgabe und die Konsequenz wird sein, daß die Kirche verlassen sein wird. Und sie werden Christus vergessen haben, unseren Erlöser, der sich um die Armen kümmerte.‘

Das ist nun aber kein Einzelfall. Es werden in Peru und in fast ganz Lateinamerika bevorzugt solche Leute zu Bischöfen ernannt, die versprechen, diese römische Linie auch so durchzusetzen. In Deutschland ist natürlich noch alles anders, eigentlich dürfte ich ja auch nicht hier stehen. Hier stehe ich aber! Und in der Gemeinde St. Georg wird es auch weiterhin so sein, daß Laien nicht nur als Schafe alles abnicken, sondern selbst Mitverantwortung auch in der Verkündigung übernehmen. Niemand hat das Recht, uns die Taufe abzusprechen und unseren christlichen Auftrag wahrzunehmen. Wie ich selbst von peruanischen Bischöfen hörte, gilt die gesamte deutsche Kirche, einschließlich der meisten Bischöfe, als ‚protestantisch verseucht‘, d.h. man beschäftigt sich viel zu sehr selbständig mit der Bibel statt mit der römischen Lehre, die Laien machen was sie wollen, überall wollen sie mitreden - gerade auch in Fragen, von denen sie keine Ahnung haben - und selbst die Frauen werden aufmüpfig".

Nach dieser Predigt, die allgemeine Zustimmung erfuhr und sogar von Applaus unterbrochen wurde, waren auch die beiden Frauengruppen, die aufgeben wollten, überzeugt, daß es sich "lohne", weiterzumachen. Die Gemeinde, repräsentiert vom Pastoralteam und dem KGR, ist zusammen mit den anderen Gemeinden der Umgebung und der überwältigenden Mehrheit der Gemeinden in der Diözese Rottenburg der Auffassung, daß der eingeschlagene Weg einer zunehmenden verantwortlichen Mitarbeit von Laien in allen Diensten der Kirche unumkehrbar ist, nicht nur aus praktischen, sondern vor allem auch aus theologischen Gründen. Der Bischof von Rottenburg und Stuttgart, Walter Kasper, sieht das anders. Er legt - aus der Sicht der betroffenen Laien - dem Volke Gottes Steine in den Weg, weil er sich Ämtern und Institutionen mehr verpflichtet fühlt, als den Nöten und Sorgen der Menschen. So wird allmählich die Situation in der Diözese Cajamarca (Konflikt Bischof - Laien) den Menschen in der Gemeinde St. Georg immer verständlicher (weil vergleichbarer). Sie werden sich bewußt, daß es sich in beiden Fällen um die gleiche Kirche handelt, sei es auf der Ebene der Bischöfe, sei es auf der Ebene des Volkes Gottes. In diesen Zusammenhang gehört auch die Einladung seitens des Bischofs von Cajamarca an die Diözesanleitung von Rottenburg, an seiner Einsetzung ("toma de poder" - Machtübernahme) in Cajamarca teilzunehmen. Bischofsvikar Mühlbacher nahm dann als Ehrengast daran teil - ohne weiteren Kontakt mit Partnergemeinden seiner Diözese (u.a. San Pedro) zu suchen.

Den Menschen in San Pedro ist die Begleitung durch einen Priester ein großes Bedürfnis. So antworten sowohl die Campesinos als auch die Mütterclubs in einer Befragung, welchen Wunsch sie an die ("Amts-") Kirche haben: "Daß sie jemanden in unsere Gemeinschaften schickt, damit sie uns lehren, echte Katholiken zu sein. So gehört z.B. das Fest Fronleichnam (Corpus Christi) den Leuten vom Land, denn wir haben viel mehr Glauben als diejenigen, die nur aus Pflicht dahin gehen. Aber uns weisen sie zurück, wenn wir zur Kirche gehen. Wir bitten, daß dies nicht mehr geschehe. Denn Jesus war immer mit den Bedürftigsten, den Ärmsten. ... Wir würden bitten, daß es mehr Kommunikation mit den Landzonen gäbe, daß sie sich der Armen erinnern, der Alten, der verlassenen Kindern, der Kranken und derer, die das Wort Gottes in die Praxis umsetzen. .. Daß sie hinausgehen zu uns, um uns vorzubereiten, um uns klar vom Evangelium zu sprechen, daß sie uns anhören, daß sie uns betreuen". Nachdem der eigene Pfarrer (inzwischen gibt es in San Pedro drei Pfarrer) dies nicht mehr kann oder will, sind es die beiden Pfarrer der Nachbargemeinde "Nuestra Señora de Guadalupe", die sich um sie kümmern. Diese beiden Pfarrer werden wegen ihres beispielhaften Einsatzes und ihrer gelebten Armut und Demut nicht nur von den Gruppen in San Pedro, sondern in der ganzen Stadt und Umgebung sehr geschätzt. In einer Danksagung der Mütter von San Pedro: "Wir danken den Padrecitos Panchito und Segundo, daß sie uns an der Messe teilnehmen lassen und auch dafür, daß sie uns in der Pfarrei Guadalupe aufnehmen. Gott segne sie"! So kommt es als Höhepunkt der monatlichen Fortbildungs- und Katechetenkurse (jeweils Freitag bis Sonntag) regelmäßig zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst in Guadalupe, der von Campesinos und Müttern gemeinsam vorbereitet wird. Dieser Gottesdienst wird von den Beteiligten als das verbindende Element angesehen. Die beiden Pfarrer besuchen inzwischen auch - soweit es ihre Arbeit in der eigenen Gemeinde zuläßt - die Landzonen der Pfarrei San Pedro, was für die Campesinos eine ungeheure Ermutigung bedeutet. Die beiden Pfarrer werden vom Bischof in keiner Weise unterstützt. Auch der Verantwortliche für Landpastoral auf Diözesanebene besucht entgegen den Weisungen seines Bischofs verstärkt die Landzonen der Gemeinde San Pedro und anderer Gemeinden.

1998 war zum ersten Mal der Pfarrer von St. Georg zu Besuch in San Pedro (siehe seine Beobachtungen vor und nach dem Besuch). Neben den vielen Eindrücken von lebendigen Gemeinschaften, bekam er auch einen Einblick in die materielle Not der Menschen. Von den durch das Klimaphänomen "El Niño" verursachten Schäden sind besonders die Ärmsten betroffen. Caritas Deutschland (DCV) reagierte prompt. Caritas konnte aber nur dort helfen, wo konkrete Meldungen aus den Diözesen vorlagen. Aus der Diözese Cajamarca lagen keine Schadensmeldungen vor, obwohl einige abgelegene Zonen der Diözese besonders betroffen waren, darunter auch Landzonen von San Pedro.

Nach der Rückkehr aus der Partnergemeinde wird in St. Georg sofort eine zusätzliche Aktion zugunsten der Betroffenen gestartet. Da dies laut Berichten aus Cajamarca nicht ausreicht, zumal auch die Nachbargemeinden (u.a. Gemeinden mit Partnerschaften nach Deutschland) mit keiner Hilfe rechnen können, wendet sich die Gemeinde St. Georg diesmal auch an Caritas. Der Pfarrer von St. Georg schreibt an Prälat Putschmann, den Leiter von Caritas, am 24. November 1998: "Unsere Kirchengemeinde St. Georg hat seit 16 Jahren eine Partnerschaft mit einer Kirchengemeinde (San Pedro) in Cajamarca/Peru, speziell mit der zu dieser Gemeinde gehörenden Campesino - Bevölkerung und zu den Frauen bzw. Familien (Mütterklubs) in den Armenvierteln am Rande der Stadt. Wir sind froh, über verlässliche Personen am Ort ständige Verbindung zu haben - auch zwischen den Besuchen, die regelmäßig stattfinden. Ich selber war als Pfarrer mit zwei Kirchengemeinderäten im Mai dieses Jahres dort und konnte mich von der durch die Regenkatastrophe verursachten Not gerade der Campesino - Familien überzeugen - und auch von den uns Gott sei dank gegebenen Hilfsmöglichkeiten. Der Bereich Cajamarca hat von staatlichen wie kirchlichen Stellen keine Hilfe erhalten; deshalb sehen wir uns besonders in die Pflicht genommen. Zusätzlich zu unseren regelmäßigen Verpflichtungen haben wir in der Kirchengemeinde eine Kollekten - Aktion "Nothilfe gegen den drohenden Hunger" durchgeführt und fragen bei Ihnen - im Blick auf die Dringlichkeit und Härte der Not - an, ob der Caritasverband aus seinen Spendenmitteln den gleichen Betrag dazu legen kann". Caritas hat sehr schnell, unbürokratisch und positiv reagiert.

Die Partnerschaft San Pedro - St. Georg ermöglicht nicht nur eine schnelle Reaktion auf konkrete Bedürfnisse und Notwendigkeiten in San Pedro selbst, sondern sie ist aufgrund ihrer speziellen Kontakte auch für die Nachbargemeinden in Cajamarca zu einer Quelle der Hoffnung geworden, konkret: auch Comunidades und Basisgruppen, die nicht zu San Pedro gehören, suchen vermehrt Kontakt und Anschluß an die Gruppen von San Pedro. Nur dank der über die Pfarrei St. Georg hinausgehenden Unterstützungen kann auch Menschen geholfen werden (auch spirituell), die sonst nicht mehr wissen, an wen sie sich wenden könnten. Diese zusätzliche Hilfe, die auch die finanziellen Möglichkeiten der Gemeinde St. Georg übersteigt, wurde durch die unbürokratische Unterstützung durch die "Aktion Hoffnung" und der AKO der Diözese Rottenburg sowie der Unterstützung des Missionswerkes der Kinder (PMK - Sternsinger) in Aachen ermöglicht.

Aus diesem Bericht über die Not in Cajamarca lassen sich einige Schlußfolgerungen ableiten.

- a) Wenn die Diözesanleitung die Not im Land und damit auch die davon betroffenen Menschen nicht wahrnehmen kann oder will, haben in der Regel die Hilfswerke keine Möglichkeit, auch wirklich zu helfen. Die (Ver-) Mittlerrolle zwischen Hilfswerken und Betroffenen fällt aus.
- b) Ein Bischofswechsel hat so nicht nur pastorale Folgen (oder ist gar nur Anlaß um sich theologisch zu streiten), sondern hat auch einschneidende soziale und materielle Konsequenzen zu Ungunsten der Ärmsten.
- c) Auch in Partnerschaften, in denen die "offizielle" Pfarrei in dieser Hinsicht ausfällt, haben deutsche Partnergemeinden nur dann eine Chance wirklich über die Situation vor Ort unterrichtet zu werden und entsprechend reagieren zu können, wenn es direkte Kontakte zu den Betroffenen gibt. Dies ist aber in der Mehrheit der Partnergemeinden nicht der Fall.
- d) Die Gruppen von San Pedro sind sich des "Privilegs einer Partnerschaft" bewußt und versuchen über die Pfarrgrenzen hinaus den Blick auf die Not in den Nachbargemeinden zu werfen und andere Gemeinden zu sensibilisieren. St. Georg ist die einzige Gemeinde, die über die Schäden der Regenkatastrophe in Cajamarca und Umgebung umfassend informiert ist. Sie wäre aber überfordert, wenn sie allen Gemeinden in Cajamarca helfen wollte.

Ausblick

In einem Brief vom 3. Oktober 1998 der (ehrenamtlichen) Koordinatorin aller Gruppen von San Pedro an St. Georg: "Ich möchte euch bitten, in der Partnerschaft, die ihr angefangen habt, nicht müde zu werden. Ihr wißt selbst, das christliche Leben ist keine Buchführung über Vermögen, schon gar nicht über Geld. Viel entscheidender ist es, sich gemeinsam vorzubereiten auf das Kommen des Reiches Gottes, wo alle das zum Leben Unentbehrliche in Fülle haben. Ich lade euch ein, zu einer Besinnung über die Ansprüche aus dem Glauben. Unser Leben ist ja von diesen Ansprüchen berührt und mitunter möchten wir den Pflug loslassen. Ich lade euch ein, uns zu besuchen um hier den Geist Gottes zu spüren, der uns belebt, uns ermutigt und uns zum Weitergehen einlädt. Wir können uns ja nicht Christen nennen, ohne uns um die schuldlos Ausgegrenzten zu kümmern". Inzwischen (Ostern 1999) bereiten sich fünf ältere Jugendliche unter der Leitung des Vikars von St. Georg für einen Besuch in der Partnergemeinde im Sommer 1999 vor.

Die Partnerschaft der Pfarrei St. Magdalena, Herzogenaurach

Vorbemerkung: Am Beispiel der Gemeinde Herzogenaurach lassen sich exemplarisch - teilweise in überspitzter Form - nahezu alle Problemstellungen aufzeigen, mit denen es die Partnergemeinden zu tun haben, von der Entstehungsgeschichte bis zu den heutigen Schwierigkeiten. Abweichend von der Mehrheit der Partnergemeinden spielen in Herzogenaurach noch folgende besondere Faktoren eine Rolle: Ein ehemaliger Entwicklungshelfer - als Katechet und Mitarbeiter Bischof Dammerts in Cajamarca - als Initiator, Ideengeber und Leitfigur; die besondere Beziehung Bischof Dammerts zu Herzogenaurach; die intensive Verwicklung in politische Themen durch den Staudambau in Tembladera (siehe Extra - Artikel). In ausgewählten Schwerpunkten wird der Verlauf der Partnerschaft nachgezeichnet.

1. Der äußere Rahmen

Auf Vermittlung Bischof Dammerts kam im Herbst 1980 ein Kontakt zwischen dem Sachausschuß MEF der Pfarrei und dem neuen Pfarrer der Pfarrei Tembladera zustande. Bereits ein Jahr später zeichnete sich ab, daß die Gemeinde Templadera in den nächsten Jahren vom Bau eines Staudamms unter Federführung der deutschen Wirtschaft und dem BMZ stark betroffen werden würde.

1983 wurde der "Freundeskreis Cajamarca" als nicht eingetragener Verein gegründet, weil sich die Mitglieder des Ausschusses als Pfarrausschuß zu sehr eingeengt fühlten. Der Ausschuß besteht bis heute weiter, die eigentliche Arbeit geschieht aber im Freundeskreis. Beide Gruppen sind nicht klar abgegrenzt, es gibt personelle Überschneidungen. Neben der Pfarrei Tembladera gibt es, ebenfalls seit 1980, auch noch eine Beziehung zu Chetilla, eine Campesinogemeinde, die zur Pfarrei San Pedro gehört. Seit 1993 ist die "Cajamarca - Bewegung" in Herzogenaurach gespalten. 1998 wird mit dem Besuch des seit 1996 neu in Herzogenaurach tätigen Pfarrers in Cajamarca ein Ausweg gefunden und ein neuer Anfang versucht.

2. Entstehungsgeschichte

Der in Cajamarca tätige Entwicklungshelfer war bereits vor seiner Ausreise (1970) sehr heftig in der Pfarrei und der Erzdiözese Bamberg engagiert, u.a. als Diözesanjugenschaftsführer. Sein Hauptinteresse galt der Reform liturgischer Fragen (z. B. Reform der Kommunionvorbereitung) und weniger sozialen Fragen. Nach seiner Rückkehr 1973 kam es, als er sich wieder in der Pfarrei engagieren wollte, zu Auseinandersetzungen mit dem Pfarrer (seit 1972 neu in der Gemeinde) und anderen Amtsträgern. Es war ihm in Cajamarca bewußt geworden, daß man die soziale Frage nicht von der religiösen trennen konnte und umgekehrt. Er zog sich dann nach 1½ Jahren aus dem kirchlichen Leben vor Ort zurück - bis auf den Bereich MEF, in dem er bis 1995 aktiv mitarbeitete, ebenso im entsprechenden Sachausschuß der Diözese (1973 - 1990). Der Sachausschuß der Gemeinde bestand aus Mitgliedern, die teilweise schon seit den 60- er Jahren in der Dritte-Welt-Arbeit tätig und vor allem von den Gedanken der Solidaritätsarbeit beeinflußt waren (z. B. Biafra - Hilfe). Bischof Dammert besuchte bereits vor 1980 mehrere Male privat seinen ehemaligen Mitarbeiter und dessen Familie. Für den Pfarrer der Gemeinde war es unbegreiflich, daß ein Bischof privat in seiner Gemeinde ist und nicht zuerst Kontakt zu ihm als Pfarrer und zu der Gemeinde hat. Er lud den Bischof zur Eucharistiefeier ein, was dieser dann auch gerne annahm.

Bei einem Besuch des Bischofs im Herbst 1980 wurde dieser wieder einmal gefragt, was man denn konkret für seine Diözese tun könnte. Darauf zog er wie zufällig einen Brief aus seiner Tasche und überreichte ihn der Gruppe. Es war ein "Bettelbrief" des neuen Pfarrers von Tembladera, Pedro Cáceda. Bischof Dammert empfahl, den Gemeinden Tembladera und Chetilla zu helfen - ohne dies

zu vertiefen. Die Pfarrei Tembladera hatte zuvor über fünf Jahre lang keinen Priester. Vor 1980 gab es in der Pfarrei nur einen Katecheten und zwei Lehrerinnen, die Religion unterrichteten. Die Pfarrei umfaßt 45 Comunidades, die Mehrzahl nur zu Fuß zu erreichen.

Die Reaktion der Gruppe war zurückhaltend, denn man wollte nicht nur Almosen geben. "Nach einigen Diskussionen entschieden wir uns, eine Zusammenarbeit zu versuchen, obwohl beide Partner offensichtlich sehr verschiedene Vorstellungen von einer Partnerschaft zweier Pfarreien hatten. Wir wollen nicht die finanzielle Hilfe im Vordergrund sehen, so nötig sie auch sein mag, sondern wir hoffen, durch den Austausch von Erfahrungen über die kirchliche Arbeit voneinander zu lernen und durch das konkrete Beispiel das Bewußtsein für die Probleme der Pastoral in Südamerika und hier zu fördern". Man schrieb dies auch Padre Pedro. In einem Grundsatzpapier zur Begründung der Partnerschaft heißt es: "Die Botschaft Jesu impliziert ein neues Verhältnis der Menschen untereinander, das gekennzeichnet ist von Gerechtigkeit, von Liebe, von Zärtlichkeit, besonders denen gegenüber, die am Rande stehen. Jesus nennt das ‚Reich Gottes‘. Die Reich - Gottes - Botschaft gilt für alle Bereiche des menschlichen Lebens: ‚Das Reich Gottes ist nicht indifferent gegenüber den Welthandelspreisen‘. (Synodenbeschluß ‚Unsere Hoffnung‘). Deshalb haben wir uns auf den Weg gemacht, den Zusammenhang von Armut, Unterdrückung und Ungerechtigkeit nachzugehen". Doch der dann folgende erste Brief des Pfarrers aus Tembladera beseitigte nicht das unguete Gefühl: "Auf Anraten unseres Bischofs und im Wissen um Euren starken Geist für Zusammenarbeit und zu christlicher Liebe wende ich mich im Namen meiner Brüder durch diesen Brief an Euch. Gemeinsam könnten wir am Reich Gottes bauen. Um hier die pastorale Arbeit zu beginnen bräuchte ich für einige Zeit 1.000 DM monatlich". Konkrete Pläne und Vorhaben wurden aber nicht genannt. So entschließt man sich zuerst, 100 DM monatlich für den Katecheten zu bezahlen, der sonst keine Einnahmen hat. Um die Bitte Dammerts nicht abzuschlagen, andererseits aber auch froh, endlich einen konkreten Ansatzpunkt zu haben, wagt man es, sich auf dieser schmalen Basis auf eine Zusammenarbeit einzulassen.

Doch dann überstürzten sich die Ereignisse. "Bereits im Laufe des Jahres 1981 überrascht uns eine neue Situation, die zunehmend in den Mittelpunkt der Beziehungen tritt. Im Gebiet von Tembladera wird mit bundesdeutscher Unterstützung im Tal des Flusses Jequetepeque der Staudamm ‚Gallito Ciego‘ gebaut". Spätestens seit die ersten deutschen Bulldozer anrollten, um die fruchtbaren Felder der Reisbauern einzuebnen, hatte man in Herzogenaurach für die nächsten Jahre seine Aufgabe gefunden.

3. Verhältnis zur Pfarrgemeinde, Rolle des Pfarrers

Auch wenn die Kontakte nach Peru über private Kontakte zu Bischof Dammert entstanden, so wollte man dennoch von Beginn an die Einbindung der Partnerschaft in die Gemeinde, was ja auch durch den MEF - Ausschuß gewährleistet war. Um so größer die Verwunderung der Mehrheit der Gruppenmitglieder, daß der Pfarrer und wohl auch der Kirchenrat keinen Zusammenhang zwischen der Verantwortung für die Partnerschaft und der Pastoralarbeit sehen konnten. Die Partnerschaft wurde im Gottesdienst nicht zum Thema gemacht, weil sie lediglich als eine besondere Form der Entwicklungshilfe angesehen wurde. Es gab eine strikte Trennung zwischen weltlichem, sozialen, politischen Aufgabenbereichen und der eigentlichen Seelsorge, die allein in der Verantwortung des Pfarrers lag. Zwar war der Pfarrer grundsätzlich in den Sitzungen des Ausschusses dabei, weil er als Pfarrer überall gefragt und gefordert ist (letztlich auch die alleinige Verantwortung trägt), aber umgekehrt verschloß er sich dem Ansinnen der Gruppenmitglieder, Themen der Partnerschaft in die Pastoralarbeit (will heißen: Gottesdienste und Sakramentenpastoral) einzubringen. Um so heftiger war die Abwehr, wenn es auch um so politische Themen wie Friedenspolitik, Abrüstung usw. ging. So sah die überwältigende Mehrheit der Ausschußmitglieder auf dem Höhepunkt der Friedensbewegung 1983 keinen anderen Ausweg, als einen eigenen Verein, den "Freundeskreis Cajamarca" zu

gründen, um übrigens auch finanziell unabhängig zu sein. Selbst ein Film über Oscar Romero durfte nicht im Rahmen einer Gemeindeveranstaltung gezeigt werden.

Aber auch im neuen Verein war der Pfarrer als Mitglied dabei und die Auseinandersetzung erfolgte auf einer anderen Ebene. Als die Staudammgeschichte immer heißer und das Bedürfnis nach konkreten Aktionen wegen der verheerenden Folgen des Staudamms für die Menschen in Tembladera immer dringlicher wurde, schenkten Pfarrer und einflußreiche Leute der Kirchengemeinde den Berichten des "Ministers für Wirtschaftliche Zusammenarbeit" mehr Glauben als den Informationen der Betroffenen aus Tembladera, denn der Minister wolle nur das Beste für die armen Menschen in Peru. Alle anderen Informationen seien nur parteipolitische Hetze.

Ein Besuch des Pfarrers (in Begleitung eines befreundeten Pfarrers) in Tembladera und Cajamarca brachte eine entscheidende Wende im Bezug auf dessen eigenes Engagement in der Staudammgeschichte. "Wir erlebten schier Unglaubliches. Man empfing uns mit ungeahnter Herzlichkeit. Und wir sahen Schlimmes: Die Reisfelder der Campesinos waren zum Teil schon unbrauchbar durch den Lastwagenverkehr - Aufschüttung der Erdmassen für den Staudamm. Wir erfuhren, daß die Menschen ihre Felder verloren und daß Teile von Tembladera und einige kleinere Ortschaften dem Staudamm zum Opfer fallen würden. In den betroffenen Dörfern empfingen uns die Menschen in ihrer Kirche und klagten uns ihre Not". Wieder zurück in Deutschland suchte er den direkten Kontakt zum Minister. "Jetzt wollten wir den Minister Dr. Warnke direkt ansprechen, unsere Erlebnisse mitteilen, und ihm sagen: Wenn das, was eine deutsche Firma in Peru zum Bau eines Staudamms bereits tut, bei uns geschehen würde, müßte der Bau sofort eingestellt werden. Die Rechte der Campesinos sind nicht gewahrt." Von da an war der Pfarrer bereit, sich selbst an den Auseinandersetzungen mit dem BMZ aktiv zu beteiligen.

4. Der Ansprechpartner, Padre Pedro

Hinführung: Im folgenden kommt ein Thema zur Sprache, über das im allgemeinen nicht gesprochen wird - nicht in den Partnergemeinden und erst recht nicht in offiziellen Verlautbarungen. Dennoch ist es Realität, es ist in vielen Partnergemeinden sogar der entscheidende Faktor. "Man" spricht auch nicht darüber, und wer es doch tut, der beschmutzt sich selbst. Da aber die Ausblendung der Wirklichkeit keine Lösungen ermöglicht, sondern im Gegenteil, das Leiden verstärkt, dürfen in einer wissenschaftlichen Studie, die sich auf Fakten bezieht, grundlegende Probleme nicht unter den Teppich gekehrt werden - unabhängig davon, ob dies als klug oder unklug erscheinen mag.

a) Von Beginn an gab es eine Kluft zwischen dem, was der Pfarrer aus Tembladera an die "Partner" in Deutschland schrieb und dem, was wirklich vor Ort geschah. Zu keinem Zeitpunkt machte der Pfarrer den Versuch, z. B. auf dem Land kleine christliche Zellen aufzubauen und fähige Mitarbeiter zu suchen oder gar auszubilden. Zum Selbstverständnis des Pfarrers gehört es, daß er als Priester - "automatisch", aufgrund seiner besonderen Erwählung und Weihe - im Mittelpunkt steht. Konkret: wenn die Campesinos etwas vom Priester wollen, müssen sie in die Stadt zu ihm kommen. Denn der Priester hat etwas, was andere nicht haben, das sie aber für ihr Heil brauchen. Gleichzeitig weiß der Pfarrer, was die Leute in Deutschland hören wollen, nämlich wie sehr er sich für die Armen einsetzt usw. und er schreibt entsprechende Briefe. Falls nun bei den Empfängern der Briefe ein uneingeschränktes Vertrauen herrscht (weil dies ja ein Pfarrer schreibt, der für die "Sache der Armen" kämpft), oder man die Berichte nicht überprüfen kann und will, oder wie im Fall Herzogenaurach bestimmte Signale nur von wenigen wahrgenommen wurden, weil die Auseinandersetzung um den Staudamm alles überlagert hat, dann führt dies dazu, daß man eventuell jahrelang einer Projektion von Wirklichkeit erliegt, aus der es nur ein böses Erwachen geben kann (was immer noch besser ist, als tapfer die Scheinwirklichkeit verteidigen zu wollen).

Auf der "entwicklungspolitischen" Ebene hat man aber in Herzogenaurach bald gemerkt, daß der Pfarrer von Tembladera vor allem deswegen so heftig "auf die Barrikaden" ging, weil er und seine

Familie als Landbesitzer von den Enteignungen betroffen waren und dann auch entschädigt wurden, während die Interessen der Landlosen (die zwar kein Land verloren, aber ihre Hütten, ihre Arbeitsmöglichkeiten etc.) außen vor blieben. Auf "pastoraler" Ebene aber wurde in Herzogenaurach nicht über die (nicht vorhandene) Pastoralarbeit in der Partnergemeinde diskutiert.

b) Aus den Briefen peruanischer Pfarrer, auch des damaligen Pfarrers von Tembladera, wird deutlich, daß sie sich in der Zeit Bischofs Dammerts gegenüber den ausländischen Priestern stark zurückgesetzt fühlten. Vor allem Bambamarca gilt in den Augen der meisten Pfarrer als "Millionengrab" und als ein von Ausländern geschaffenes "Kunstprodukt", das dann auch noch im Ausland entsprechend "vermarktet" wurde. Währenddessen mußten sie sich selbst stets mit der Rolle der Bittsteller begnügen. Selbst Bischof Dammert werden persönlich die schlimmsten finanziellen Machenschaften vorgeworfen. Aus einem Brief von Padre Pedro 1993 an Vertraute in Herzogenaurach: "Die Diözese hat er ohne einen Pfennig hinterlassen. Die Sachen seines Zimmers, die ihm vor Jahren das Bistum kaufte, nahm er als sein Eigentum mit, als er seinen Wohnsitz nach Lima veränderte. Er bestahl also die Diözese und hinterließ dem neuen Bischof nur einen alten Tisch, den dieser weggeworfen im Lager vorfand". Bischof Dammert und seine "ausländischen Hilfstruppen" hinterließen eine "pastorale Wüste", denn "es werden nicht mehr die Heiligen verehrt und auch Maria wird nicht mehr wie früher geliebt". "Wie ganz anders wäre es gekommen, wenn die Millionen von DM, Dollars und englischen Pfund, die zu Händen von Dammert kamen, für die Katecheten, den Religionsunterricht für die Kinder usw. benutzt worden wären! - und nicht von jenen, die sich damit den Mund stopfen mit ihrer Theologie der Befreiung und der bevorzugten Option für die Armen, während sie ihre Stellung der Reichen und Mächtigen aufrecht erhielten oder auch zu Neureichen wurden". So herrschte nun bei einigen Pfarrern nach dem Bischofswechsel eine große Erleichterung. "Aber Dank sei Gott und Dank Don Paco (dem neuen Bischof), mein Leben ist heute anders geworden, ich fühle mich verwirklicht und glücklich Priester sein zu können, dem Volk von Cajamarca dienen zu können, die Sakramente zu feiern, Kranke, Kinder und Jugendliche zu besuchen - mit der großen Unterstützung von Legio Maria, eine Bewegung, die Dammert verabscheute".

Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Priesterbilder, Kirchenbilder und sonstigen religiösen Streitpunkte zu analysieren. Festzuhalten bleibt, daß die jeweiligen Partnergemeinden in Deutschland dieser Situation hilflos gegenüberstehen. Es wird im Fall Herzogenaurach auch deutlich, daß eine grundlegende und offene, konstruktive Auseinandersetzung über die eigenen Schwerpunkte zu diesem Zeitpunkt aufgrund von Spannungen innerhalb der Gruppe nicht stattfand. Die Mehrheit in der Gruppe erkannte sehr wohl das Kirchenbild von Padre Pedro, konnte sich aber gegen das offiziell befürwortete Kirchen- und Priesterbild nicht durchsetzen bzw. man hielt es für nebensächlich, da man ja hauptsächlich ein soziales Projekt förderte, das mit Pastoral angeblich nichts zu tun hatte. Gleichzeitig ist festzuhalten, daß sich in der Zeit Bischof Dammerts Probleme, Mißverständnisse und Frustrationen aufgebaut haben, die nun um so heftiger zum Ausbruch kamen, weil unter Dammert darüber zu wenig diskutiert wurde. Aber auch Bischof Dammert hätte es sich verbeten, wenn man von deutscher Seite aus versucht hätte, auf die pastorale Linie in der Partnergemeinde Einfluß zu nehmen und peruanische Priester von Deutschland aus zu kritisieren. Dennoch fühlten sich einige peruanische Pfarrer offensichtlich von ihrem Bischof vernachlässigt, minderwertig behandelt oder gar diskriminiert.

5. Besuche

1985 besuchte der damalige Pfarrer von Herzogenaurach zum ersten Mal die Partnergemeinde. Dieser Besuch führte zu neuen Einsichten beim Pfarrer, der nun von der Notwendigkeit einer Hilfe bei der Umsiedlung der Bauern im Tal von Tembladera überzeugt war. Für die Pastoralarbeit, sei es hier als auch in der Partnergemeinde, brachte der Besuch wenig. Entscheidender für die bis heute anhaltenden Konflikte in der Gruppe waren die Besuche von Padre Pedro in Herzogenaurach. Eine kleine Gruppe von Frauen entwickelte zu Padre Pedro eine geradezu "mystische" Verbindung. Sei-

ne Gottesdienste wurden als Höhepunkte bisher erlebter Religiosität empfunden. Insbesondere seine Teilnahme an einer Fronleichnamsprozession ist für eine Gruppe von Frauen in unvergeßlicher Erinnerung geblieben. "Als er unter dem Himmel einher schritt, das Allerheiligste vor sich her tragend, glich er dem leibhaftigen Christus. Auf seinem Gesicht lag ein Lächeln, so voller Demut und Güte, wie es nur ein von Gott Beseelter ausstrahlen kann".

1990 besuchte zum erstenmal eine Gruppe von sechs Mitgliedern des Freundeskreises Cajamarca (einschließlich des Pfarrers) die Partnergemeinde. Die Reise wurde inhaltlich nicht vorbereitet. Unter den Reiseteilnehmern waren zwei Frauen aus der oben genannten Gruppe. Bald stellte die andere Hälfte der Gruppe (drei Leute) fest, daß sie äußerst unerwünscht waren und eigentlich nur störten. Sie wurden während des Besuches sogar bei Einladungen und Essen übergangen. So konnten sie aber feststellen, worin die eigentliche Pastoralarbeit von Padre Pedro bestand, nämlich in sehr feierlichen Prozessionen mit viel Prunk, in vielen Andachten und Lobgesängen. Die Armen waren nicht anwesend. Nach der Rückkehr in die Heimatgemeinde kamen zwar die verschiedenen Eindrücke zur Sprache, doch es zählten nur die so überaus positiven Eindrücke der von Padre Pedro Begeisterten. Deren Erfahrungen hatten mehr Gewicht, schließlich war es der Pfarrer selbst, der sich von der Frömmigkeit seines Amtsbruders begeistern ließ. Erstmals wurde der Riß im Freundeskreis zwischen "Pedro - Anhängern" und mehr sachbezogenen Mitgliedern als unüberwindbar erfahren. Eine der Betroffenen: "Nach meiner Reise mußte ich erst einmal verkraften, daß wir auf einmal zwei Gruppen waren und die Leute zuhause lieber auf die Berichte der anderen Gruppe hörten. Ich wurde immer einsamer und unsicherer".

Weil Herzogenaurach eine bekannte Anlaufstation von Bischof Dammert bei dessen Deutschlandaufenthalten war, kamen nahezu alle Priester der Diözese Cajamarca, die irgendwann einmal die Gelegenheit bekamen, Deutschland zu besuchen, auch nach Herzogenaurach. Es war durchaus üblich, die Besucher aus Cajamarca auf "Rundreise" zu schicken, nicht nur damit sie auch etwas von Deutschland sehen, sondern damit sie auch aus Cajamarca berichten konnten. Ausgangspunkt dieser Rundreisen war übrigens meist die Pfarrei St. Martin in Dortmund. Diese Besuche trugen aber kaum zur Festigung des Partnerschaftsgedanken bei. Trauriger Höhepunkt war der Besuch zweier Pfarrer im Jahre 1993, die dann auch nach Herzogenaurach weitergereicht wurden. In Dankesbriefen an die kleine Frauengruppe (s.o.), die sich so sehr um die Priester kümmerte, wurde gleich eine neue Partnerschaft angeregt, denn beide wurden nach ihrer Rückkehr von dem neuen Bischof als Belohnung für ihre Loyalität in eine neue, attraktivere Pfarrei versetzt. "Ich habe die Arbeit in der neuen Pfarrei Baños del Inca begonnen. Pastoral gesehen ist ein völliger Neubeginn notwendig und auch der Protestantismus hat alles überflutet. Es würde mich interessieren, eine Beziehung zu euch aufzunehmen und wenn Gott es so will, eine Partnerschaft. Hier in Baños haben wir eine "Bruderschaft", die mit den Bedürftigsten arbeitet. Eure Liebe zu Gott und den Nächsten wird belohnt werden, so wie es schon im Evangelium unseres Herrn steht". Und der Brief schließt mit einer Bemerkung über eine kleine Gruppe von Leuten, die noch den vergangenen Zeiten Bischof Dammerts nachtrauern. "Das einzige, was diese tun, ist Unzufriedenheit zu stiften und Dummheit und Zwietracht zu säen." In den folgenden Jahren (bis heute, auch nach einem erneuten Pfarrerwechsel 1995) stand das für die Pastoral- und Sozialarbeit gebaute Zentrum in Baños del Inca leer.

Anmerkung: Baños del Inca war einer der ersten sozialen und pastoralen Zentren Bischof Dammerts, seit den 60er Jahren mit ausländischen Pfarrern besetzt, die einen Schwerpunkt auf die Landpastoral legten. Das Zentrum wurde ausschließlich mit deutschen Geldern aufgebaut und finanziert. Die beiden Pfarrer waren vor ihrem Besuch Pfarrer in Cajabamba und alle interessierten Leute (auch der alte und neue Bischof) wußten von deren finanziellen und moralischen Eskapaden. In ihren neuen Pfarreien lösten sie als erstes die bestehenden Gruppen auf, die Laien wurden "entmachtet" und die bisherige Pastoralarbeit wurde eingestellt. Die beiden Pfarrer sind inzwischen aus ihrem Amt ausgeschieden.

Die Besuche Bischof Dammerts in Herzogenaurach waren für den Großteil der Gruppe stets ein Ansporn zum weitermachen. Im Nachhinein und aufgrund gezielter Briefe von Padre Pedro und den beiden Priestern fühlte sich ein Teil der Gruppe (und Gemeinde, Pfarrer) in ihrem Vorbehalt gegen

Bischof Dammert bestätigt. Ihnen war es schon immer merkwürdig vorgekommen, daß ein Bischof mit einem Menschen befreundet ist, der nicht jeden Sonntag die Hl. Messe besucht, der keine Mitra im Gottesdienst trägt und der auch sonst nichts von einem Bischof ausstrahlt, sondern im Vergleich zu Padre Pedro "kalt und herzlos" erscheint.

6. Chetilla

Chetilla ist eine der 24 Comunidades, die zur Pfarrei San Pedro gehören. Im Rahmen der Partnerschaft San Pedro - St. Georg, Ulm (siehe St. Georg) kam es mit insgesamt 16 Comunidades zu einer intensiven Zusammenarbeit (Kurse, Projekte etc.), stets mit den Verantwortlichen der Comunidades. Mit Chetilla dagegen kam es nie zu einer Zusammenarbeit, denn es gab einerseits keine Ansprechpartner, andererseits gab es von Chetilla aus keine Nachfrage oder einen Schritt auf die Partnerschaft zu. Die Verantwortlichen von Chetilla suchten auch keine Zusammenarbeit mit anderen Comunidades. Die Situation in Chetilla ist zudem eine besondere. Es ist eine Enklave mit eigener Kultur und Sprache (Quetschua). Dieser Umstand machte Chetilla zu einem vielfältigen und internationalen Forschungsobjekt. Seit über 30 Jahren kamen immer wieder Ausländer und Peruaner (aus der Sicht von Chetilla alle in gleicher Weise Fremde) mit immer wieder neuen Ideen, Projekten usw. und nachdem diese dann ihr Projekt (das nie ein Projekt der Einwohner von Chetilla war, denn diese wurden nie gefragt) beendet hatten, verschwanden sie wieder.

1980 empfahl Alois Eichenlaub auf einem Deutschlandbesuch Chetilla neben Tembladera als Partnergemeinde für Herzogenaurach. Dies hatte zuerst keine Konsequenzen. Eher zufällig und über andere Kanäle wurde eine christlich engagierte Frau gefunden, die bereit war, als Katechetin über mehr als drei Jahre (1984-87) nach Chetilla zu ziehen und dort mit Frauen und Kindern zu arbeiten. Herzogenaurach finanzierte das Gehalt. Der damalige Pfarrer von Herzogenaurach über seinen Besuch 1985: "Später in Chetilla erlebten wir ein Dorf am Rande der Welt. Primitive, mit Gras gedeckte Dächer, eine halb verfallene Kirche, die offenbar kein Versammlungsort mehr ist, kein Priester mehr. Aber in dem ebenfalls überaus primitiven Pfarrhaus begrüßte uns eine junge Frau. Sie erzählte von ihrer Tätigkeit: Hilfe für die Frauen, Versammlung zum Gottesdienst u.ä. und sie servierte uns eine warme Suppe während die kleine Tochter neben uns spielte". Dieses Erlebnis bewirkte, daß der Pfarrer von nun an eine besondere und tiefe Beziehung zu Chetilla fühlte. Doch vorerst stand noch Tembladera und die Staudammgeschichte im Vordergrund. Zudem verließ 1987 die Katechetin Chetilla. Die Rahmenbedingungen in Chetilla, zudem allein (auch als Frau) auf sich gestellt, ließen es nicht zu, dort Fuß zu fassen. Weder der Pfarrer von San Pedro noch Bischof Dammert hatten der Gemeinde Herzogenaurach je mitgeteilt, daß Chetilla als Teilgemeinde von San Pedro zwar Bestandteil der Partnerschaft mit St. Georg war, daß aber St. Georg aus besserer Kenntnis der Umstände keine Möglichkeiten sah, Chetilla näher in die Partnerschaft mit einzubeziehen.

1990 kam es zu einem zweiten Besuch aus Herzogenaurach in Chetilla. Der damalige Pfarrer war von der Not, dem zerfallenen Pfarrhaus und der Armut der Menschen so bewegt, daß er sich entschloß, etwas zu tun. Zudem hatte ihm auch der Pfarrer von San Pedro ans Herz gelegt, Chetilla zu helfen. So wurde bereits die Adveniatssammlung an Weihnachten 1990 für den (Aus-) Bau des Pfarrhauses bestimmt (in Rücksprache mit Adveniat). Adveniat übernahm die Abwicklung des Projekts, Herzogenaurach die Finanzierung. Gleichzeitig wurden vom Pfarrer von San Pedro immer neue Pastoral- und Sozialprojekte mit den jeweiligen Finanzierungswünschen nach Herzogenaurach übermittelt. Als 1994 eine kleine Gruppe aus Herzogenaurach (diesmal ohne Pfarrer) Chetilla besuchte, war aber - wie vorauszusehen - von dieser Arbeit nichts zu sehen, nur das Pfarrhaus war fertig, stand leer und war auch sonst ohne Funktion. Dennoch schrieb 1994 der Pfarrer von San Pedro an den Pfarrer von Herzogenaurach, daß nun ein neuer Priester in seine Pfarrei gekommen sei und so mit ihm und noch neu einzustellenden Fachkräften die pastorale Betreuung von Chetilla garantiert sei. Doch inzwischen war man in Herzogenaurach vorsichtiger geworden. Denn nicht nur

das leerstehende, teure Pfarrhaus, sondern auch die erste (!) offizielle Kontaktaufnahme und Rücksprache mit St. Georg machte hellhörig. In St. Georg kannte man die Probleme in Chetilla, man kannte vor allem die vom Pfarrer von San Pedro vorgeschlagenen Mitarbeiter für Chetilla und auch den neuen Priester - es war einer der zwei Priester, die 1993 Herzogenaurach besucht hatten. Und die "pastoralen" Mitarbeiter waren zwei Ingenieure, die gute Verträge mit ausländischen NGO hatten und eine bequeme Unterkunft (plus zusätzlichen Gehalt) in Chetilla suchten. Allerdings war die Auskunft von St. Georg an Herzogenaurach sehr zurückhaltend, fast "verschlüsselt". Vorsichtig geworden rang die Gruppe dem eigenen Pfarrer (der weiterhin seinem Amtsbruder vertraute) ab, nur einen statt zwei Mitarbeiter zu finanzieren und dies noch unter der Bedingung, daß dies ausschließlich für die pastorale Arbeit sei.

Noch 1996 wurde dem "pastoralen Mitarbeiter" eine Extrarate von 1.000 Dollar für dessen gute Arbeit geschickt, zusätzlich 2.100 Dollar an den Pfarrer für die pastorale Arbeit in Chetilla. Um so größer die Verwunderung, als Anfang 1997 Pfarrer Vigo schreibt, daß der "pastorale Mitarbeiter" von den Campesinos von Chetilla aus dem Dorf gejagt wurde, "da er trinkt, nicht arbeitet und das Pfarrhaus für unmoralische Zwecke nutzt". Vorkommnisse dieser Art gab es schon lange vorher, besonders die Frauen aus Chetilla beklagten sich heftig über die "Ingenieure", weil sie vor deren Nachstellungen nicht sicher waren. Doch erst 1997 kam es - aus anderen Gründen - zu einem Zerwürfnis des Pfarrers Lorenzo Vigo mit seinem "pastoralen Mitarbeiter" in Chetilla und dann wurde erst der Brief nach Herzogenaurach geschrieben. Im gleichen Brief stellt Pfarrer Vigo seinen "neuen" Pfarrgemeinderat vor, bittet unter dem Hinweis, daß Chetilla vom Staat zur Armutzone erklärt wurde um 2.500 Dollar monatlich für die pastorale Arbeit und betont, daß er als Pfarrer allein verantwortlich für die Auswahl des Personals und für die Pastoralarbeit insgesamt ist. Nach einer erneuten Rückfrage an St. Georg (offiziell von Gemeindeleitung zu Gemeindeleitung unter Einschluß der Ausschüsse) stellt sich heraus, daß der neue Pfarrgemeinderat identisch ist mit der Gruppe um den Pfarrer, die seit 1993 die Geschicke der Pfarrei San Pedro bestimmen wollte (siehe St. Georg). Auch wußte man inzwischen, daß der neue Priester in San Pedro nicht das geringste Interesse hat, den mühsamen Weg nach Chetilla zu wagen. Er war nur einmal in Chetilla, nämlich 1994 bei der festlichen Einweihung des Pfarrhauses. Inzwischen mußte er sein Priesteramt aufgeben und man hat eine Arbeit in einer Bank für ihn gefunden, damit er wenigstens seine Familie weiter ernähren kann. In einem (vorläufig) letzten Brief im Herbst 1997 von Herzogenaurach an Pfarrer Vigo heißt es: "Es würde unsere Gruppe sehr interessieren, welche Projekte über den Pfarrgemeinderat laufen, wie konkret die seelsorgerlichen Aufgaben wahrgenommen werden, welche Hilfen angeboten werden. Hierbei bitten wir Sie, unsere Anfragen nicht als Kontrolle zu sehen, sondern als echtes Interesse. Denn unsere Gruppe versteht sich als Mittler zwischen den Armen und Hilfsbedürftigen dieser Welt und den Menschen hier in Deutschland. ..Mit diesem Brief schicken wir ein Papier, welches unsere grundsätzlichen Ziele und Vorstellungen genauer erklärt. Wir haben keine Probleme mit der Überlegung, wen wir unterstützen wollen: es sind die Armen, die uns am Herzen liegen. Auf keinen Fall wollen wir die Mitarbeiter der Pfarrei kontrollieren oder beleidigen. Im Gegenteil, eine vertrauensvolle und offene Zusammenarbeit scheint uns als einzige Möglichkeit sinnvoll, denn wir denken, nur so können wir voneinander lernen". Seither gibt es keine weiteren Kontakte, und da man im Moment keine Möglichkeit mehr sieht, in Chetilla etwas bewegen zu können, wird auch kein Geld mehr geschickt. Der neue Pfarrer von Herzogenaurach war auch während seines Besuches 1998 nicht in Chetilla. Es kam zwar zu einer Begegnung mit Lorenzo Vigo, aber die "Partnerschaft" mit Chetilla spielte in dem Gespräch keine Rolle. Lorenzo Vigo ist zudem schwer erkrankt.

7. Weiterer Verlauf bis heute

Obwohl die Partnerschaft mit Chetilla "ruht", besteht noch die Verbindung zu der einst in Chetilla arbeitenden Katechetin. Diese lebt und arbeitet zusammen mit ihrem Ehemann (ein Lehrer) in der Comunidad Apalín in 3.700 m Höhe. Über ihre Arbeit als Lehrerehepaar hinaus leisten die beiden

eine ansehnliche und engagierte Sozialarbeit. Bereits 1990 bekamen sie Besuch aus Herzogenaurach und zwar von dem Teil der Gruppe, der von den Pfarrern an den Rand gedrängt wurde (siehe oben). Mit dem Lehrerehepaar besteht eine gute briefliche Kommunikation. Es werden Projekte unterstützt, die meist im Zusammenhang mit der Schule stehen, wie Schulgarten, Kleintierzucht, Trinkwasserversorgung und Latrinenbau, Erweiterungsbau der Schule und Schulbücherei. Ein Kontakt zu einer Pfarrgemeinde besteht nicht. Da dieses Ehepaar der einzige Ansprechpartner ist, ist die Beziehung zu Apalín von dem Ehepaar abhängig. Außerdem besteht die Versuchung, die beiden mit so viel Geld zu überhäufen, das sie sinnvollerweise gar nicht in dem vorgegebenen Rahmen investieren können. So schickte z. B. ein Pfarrer, der mit dem damaligen Pfarrer von Herzogenaurach 1985 in Chetilla war und die Katechetin kennenlernte, Ende 1997 ohne Absprache mit der Gruppe einen größeren Betrag an das Ehepaar. Die Gruppe macht sich Sorgen, daß durch solche Aktionen das Ehepaar in eine Lage geraten könnte, die ihre weitere Arbeit in Apalín eher erschwert als erleichtert - von den sonstigen Umständen ganz abgesehen. Während des erwähnten Besuches des neuen Pfarrers von Herzogenaurach konnte er auch mangels Absprache Apalín nicht besuchen. Außerdem war es sein Ziel, in Absprache mit der Partnergruppe, die zukünftige Zusammenarbeit mit Cajamarca auf die Gemeindeparterschaft mit Tembladera zu beschränken. Dennoch hat man nach seiner Rückkehr mit Befremden reagiert, weil er Apalín nicht besucht hat.

Die nicht abgesprochenen Überweisungen an die "Partner" in Cajamarca sind insbesondere in Herzogenaurach ein Problem. Es gab drei handelnde Parteien: der ehemalige Pfarrer, der seine "privaten" Kontakte zum Teil weiterhin pflegt; der kleinere Teil des Freundeskreises, der "ihren" Pfarrer, Padre Pedro, weiterhin unterstützt; der "offizielle" Teil des Freundeskreises, der nicht überweisen darf (außer an das Ehepaar), da laut Satzung des Vereins die Beschlüsse für Geldüberweisungen einstimmig sein müssen. Kern dieses Problems liegt in der unterschiedlichen, ja inzwischen völlig konträren Stellung zu Padre Pedro, dem ehemaligen Pfarrer von Tembladera. Streitpunkt war, ob die Partnerschaft mit dem Pfarrer oder der Gemeinde von Tembladera bestand.

Anfang 1993 wurde Padre Pedro nach Cajamarca versetzt, in die zweitgrößte Pfarrei der Stadt. Im Jahr vorher konnte er noch die Einweihung des neuen Pfarrhauses in Tembladera feiern. Am 31. Mai 1992 wurde das neue Pfarrhaus mit Saal, Bibliothek und Arzttraum übergeben. Dazu erging auch eine Einladung an die Gemeinde Herzogenaurach, doch konnte niemand nach Peru reisen.

Bereits im Mai, wenige Monate nach dem Wechsel nach Cajamarca (und dem Bischofswechsel!) kamen die ersten Briefe Padre Pedros über die nun veränderte Situation nach Herzogenaurach. Über den neuen Pfarrer in Tembladera heißt es: "Dem neuen Pfarrer sendet ihr die Hilfe besser über die Diözese, denn die bisherigen Vorfälle mit ihm, veranlassen mich, ihn zu kontrollieren. Ich übergab ihm die Pfarrkasse, aber..... Ihr müßt euch also entscheiden, wem ihr in Tembladera vertraut". Es folgen Aussagen über den neuen Pfarrer die hier nicht wiedergegeben werden können. Gleichzeitig bittet er um Geld für sich selbst. Natürlich führte dies zu einer Verunsicherung der Partnerschaftsgruppe in Herzogenaurach. Von den Verleumdungen abgesehen, beunruhigten und verwirrten vor allem die verschiedenen und gegensätzlichen Berichte über die veränderte Pastoral in der Diözese.

In dieser Situation schrieb die Gruppe in Herzogenaurach im Herbst 1993 einen Brief an Bischof Simón, in dem die bisherige Partnerschaft dargestellt wird, ebenso die theoretischen Grundanliegen und Zielsetzungen der Partnerschaft, so wie man sie in Herzogenaurach versteht. Und man äußert den Wunsch, die Partnerschaft auf dieser Grundlage mit Tembladera und Chetilla weiterführen zu können - in vertrauensvoller Zusammenarbeit mit dem neuen Pfarrer in Tembladera und unter Miteinbeziehung des Bischofs. Bischof Simón antwortet im November 1993 in einem Brief an den Pfarrer von Herzogenaurach: "Dank umfangreicher Bemühungen ist es mir gelungen, eine Ordensgemeinschaft mit mexikanischen Schwestern für Tembladera zu gewinnen. Sie sollen Katecheten ausbilden und mit den Lehrern und Jugendlichen arbeiten. Deren Ansiedlung überfordert aber die finanziellen Möglichkeiten der Diözese. Aus diesem Grunde bitte ich Sie um die Überweisung von mindestens 5.000 Dollar für die Anfangsphase der Ordensansiedlung". Die 5.000 Dollar werden überwiesen, doch sie bleiben in Cajamarca hängen. Nach wiederholten Nachfragen und Drängen

seitens der Pfarrei Tembladera werden dann vom Bischof doch noch 2.500 Dollar weitergegeben, die restlichen 2.500 Dollar sind bis heute verschwunden. Als Padre Victorino, der neue Pfarrer, einen schweren Verkehrsunfall erleidet und im Krankenhaus behandelt werden muß, kann er die Kosten nicht bezahlen, der Bischof erklärt sich für nicht zuständig, Herzogenaurach springt ein. Danach werden keine Gelder mehr an den Bischof überwiesen, was dieser wiederum als unzulässige Einmischung bezeichnet ("Dollarimperialismus").

Padre Victorino, der zuvor über fünf Jahre als Pfarrer in Bambamarca Erfahrungen in der Landpastoral gesammelt und das Vertrauen der Campesinos gewonnen hatte, schreibt in einem ersten ausführlichen "Vorstellungsbrief" nach Herzogenaurach (Januar 1994): "Bei meiner Ankunft in Tembladera war ich sehr verwundert, daß ich auf all meinen Reisen in die verschiedenen Dörfer keinen einzigen Katecheten antraf, der Verantwortung für eine Kapelle oder für einen Wortgottesdienst getragen hätte. ..Als ich hier ankam, gab es auch keine Jugendgruppen. Wir beginnen jetzt, sie zu organisieren". Ebenfalls versichert er, eine Pastoralarbeit im Sinne Medellín zu beginnen (wie in Bambamarca). Daß er auch über seine eigene Pfarrei hinaus sieht und mit einer deutschen Gemeinde in einen echten Dialog eintreten will, zeigt auch folgender Ausschnitt aus dem selben Brief: "Für mich ist die brüderliche Freundschaft zwischen zwei Pfarreien noch wichtiger als die materielle Hilfe, sie ist gegenseitiger Beistand bei der Erfüllung von Gottes Willen und der Begeisterung der Nachfolge Jesu. Das nennen wir Evangelisierung: die Frohe Botschaft verkünden und sich von den Armen des Volkes und anderer Völker evangelisieren zu lassen; z. B. vom Zeugnis eines Oscar Romero, geschrieben mit seinem Leben und seinem Blut. Die Dokumente der latein-amerikanischen Kirche geben uns eine gute Orientierung. Das sage ich, weil ich es besorgniserregend finde, wenn der deutsche Theologe J. B. Metz die deutsche Glaubenswirklichkeit in einem Artikel mit der Überschrift ‚Gotteskrise‘ zusammenfaßt. Da fragen wir uns schon, wohin das führt, wenn ein für uns vorbildlich entwickeltes Land so denkt. Ist die Kirche ‚out‘? Ist das ein Ergebnis des Modernismus, der Technifizierung der Ersten Welt? Ich wüßte dazu gern ein wenig von eurer Wirklichkeit. Wohin gehen wir Menschen, unsere Schöpfung - was meint ihr dazu"?

In der Folge entstehen rege und gute Briefkontakte. Padre Victorino wird für 1995 nach Herzogenaurach eingeladen, kann dann aber erst 1996 kommen. Auf diesem Besuch lernt Padre Victorino auch den neuen Pfarrer von Herzogenaurach kennen und schätzen. Die Gruppe in Herzogenaurach bleibt aber weiterhin gespalten, auch der ehemalige Pfarrer versteht sich weiterhin als Mitglied der Gruppe, die "Padre - Pedro - Anhänger" geraten aber mehr und mehr in die Defensive. Als Problem wird diskutiert, ob man Padre Victorino ein Gehalt von 100 Dollar bezahlen soll, denn er hat keine Einkünfte und wird vom Bischof nicht unterstützt. Der Bischof weigert sich zudem, Padre Victorino zum Verantwortlichen der Schulseelsorge zu ernennen (Schuldekan). Dieser Posten stand bisher allen Pfarrern von Tembladera "automatisch" zu, so hatte auch Padre Pedro diese Ernennung, die mit einem Gehalt als Schuldekan verbunden war. Nun aber befürchtet die Gruppe in Herzogenaurach neuen Streit, falls man Padre Victorino unterstützen würde. Sowohl der Bischof als auch Padre Pedro (und dessen Anhänger) könnten dies als Provokation auffassen oder zumindest als einseitige Parteinahme. Am Ende wäre Padre Victorino der Leidtragende, da er dann eventuell vom Bischof versetzt werden könnte. Drei Personen der Gruppe entschließen sich dann zu einer privaten (d. h. nicht aus offiziellen Spendengeldern) Unterstützung von Padre Victorino. Bischof Simón, der jede Verantwortung für die Bezahlung seiner (vor allem "mißliebiger") Priester ablehnt, ist Vorsitzender der bischöflichen Kommission für den Klerus. In dieser Eigenschaft ist er beauftragt, an der Ausarbeitung von Statuten für die Finanzierung des Klerus und dessen soziale Absicherung zu arbeiten. Diese Arbeit wird von Adveniat unterstützt.

Trotz der schon erwähnten Blockade kommt die Gruppe geschlossen zur Auffassung, daß die Partnerschaft zwischen den Gemeinden Herzogenaurach und Tembladera geschlossen wurde - unabhängig vom jeweiligen Pfarrer. Der neue Pfarrer von Herzogenaurach möchte auf dieser Grundlage die Gemeindepfartnerschaft wieder neu in den Mittelpunkt stellen, die Partnerschaft soll für die gesamte Gemeinde zum Thema werden (z.B. durch Einbeziehung in die Gottesdienste), es soll offen über die unterschiedlichen pastorale Konzepte (auch Kirchen - und Gemeindebilder) diskutiert wer-

den (hier und dort) und es sollen die kirchlichen Basisdokumente (Vatikanum II, Medellín, Puebla, deutsche Synodenbeschlüsse usw.) besser studiert und zur Grundlage der zukünftigen Partnerschaft gemacht werden. Die Option für die Armen (vor allem Landpastoral) steht dabei im Zentrum. Alle Gemeindemitglieder, die sich im Rahmen dieser Orientierungen eine Mitarbeit in der Gemeinde und der Partnerschaftsidee vorstellen können, werden eingeladen sich einzubringen.

Die Rückbesinnung auf die Grundlagen der Partnerschaft und die neu formulierten Perspektiven wurden auch mit angeregt durch diese Studie. Aufgrund der Fragebogen kam es zu einer Bestandsaufnahme, zu gründlichen Gesprächen in der Gruppe und zu Einzelgesprächen, in denen auch die bestehenden Probleme zur Sprache kamen.

8. Neuorientierung in der Partnerschaftsbeziehung Tembladera - Herzogenaurach (1998)

Im Verlauf der weiter oben schon erwähnten Neuorientierung kam es 1998 zu zwei Besuchen in der Partnergemeinde Tembladera. Über Pfingsten reiste der Vorsitzende (mit Ehefrau) des Freundeskreises nach Peru. Bereits vor dem Besuch war man über die Auswirkungen der Überschwemmungen als Folge des Klimaphänomens "El Niño" informiert, die gerade auch in Tembladera stark zu spüren waren. Da sich infolge der vorausgegangenen Blockade ein größerer Geldbetrag angesammelt hatte, wurde nun dieser Betrag vollständig zur Behebung der durch die Überschwemmungen verursachten Schäden mit nach Peru genommen und übergeben. Die Besucher sprachen mit dem Pfarrer und den Schwestern über die Notwendigkeit eines Partnerschaftskomitees in Tembladera. Hintergedanke dieser Idee war, daß man an der Partnerschaft mit Tembladera auch dann festhalten möchte, wenn der Pfarrer versetzt werden sollte. Die Partnerschaft könne dann aber um so leichter weitergeführt werden, wenn ein Partnerschaftskomitee mit Vertretern der einzelnen Gruppen die Hauptverantwortung für die Partnerschaft übernommen hätte. Es wurde aber nichts konkretes vereinbart, statt dessen brachten die Besucher einen Stapel von Bittbriefen mit, die ihnen meist in der Form überreicht wurden, daß andere davon nichts erfuhren. Neben der Partnergemeinde wurde auch Apalín besucht, Chetilla dagegen nicht mehr.

Der Pfarrer von Herzogenaurach bereitete inzwischen auch seinen Besuch vor. Unter Hinweis auf die durch "El Niño" verursachten Schäden wurde eine Extra - Kollekte in der Gemeinde durchgeführt. So konnte auch der Pfarrer mit einem ansehnlichen Geldbetrag die Reise antreten, zumal er auch noch zusätzliche Verpflichtungen erfüllen mußte, die der Vorbesuch eingegangen war. Neben dem Besuch der Partnergemeinde kam es zu einem Gespräch mit Pfarrer Vigo (San Pedro), bei dem das Thema Chetilla keine Rolle mehr spielte. Ebenso wenig kam es zu einem Besuch in Apalín, da zum einen die Vorbereitung eines Besuches in Apalín nicht klappte zum anderen auch deshalb dann davon abgesehen wurde, weil das Lehrerehepaar in Apalín vermutlich eines Tages nach Cajamarca in die Stadt umziehen und es danach keine Ansprechpartner mehr in Apalín geben würde (s.o.)

Der Besuch in Tembladera war ein voller Erfolg. Die Gruppen der ganzen Gemeinde waren mit einbezogen. Da man sich im Vorfeld des Besuches bereits mit dem eventuellen neuen Schwerpunkt Landpastoral intensiv befaßt hatte, stand auch ein Besuch auf dem Land auf dem Programm. Es wurde der Eindruck bestätigt, daß in Tembladera selbst viel geschieht, daß es viele Gruppen gibt etc., daß aber auf dem Land bisher wenig möglich war, obwohl dort die Not am größten ist (auch spirituell) und die Mehrzahl der Menschen schließlich auf dem Land lebt. Es war nun noch klarer, daß in Zukunft der Schwerpunkt eindeutig auf der Landpastoral gelegt werden sollte. Dies wurde den Partnern auch so gesagt. Am letzten Abend des Besuches, ein Gemeindeabend und Abschiedsfest, wurde in Absprache mit dem Pfarrer die neue Art der Zusammenarbeit verkündet. Zuvor wurde wieder von einzelnen Gruppen und Einzelpersonen versucht, Bettelbriefe zu überreichen, die aber diesmal nicht mehr akzeptiert wurden.

Während des Besuches wurde u.a. noch registriert, daß noch über 100 Familien unter schlimmsten Bedingungen in Tembladera leben, die immer noch keine Entschädigung für ihre im Zuge des Staudammprojektes verlorenen Felder erhalten haben und daß auch in der im Rahmen der Entschädi-

gung errichteten neuen Siedlung (Ciudad de Dios) an der Küste, die Probleme sich verschärfen und die Menschen dort allein gelassen sind. Ebenso wurden die Besucher gebeten, sich bei Adveniat für die vollständige Auszahlung des ihnen von Adveniat für den Ausbau der Pfarrbibliothek zugesagten Betrages einzusetzen. Der volle Betrag wurde zwar von Adveniat dem Bischof von Cajamarca überwiesen, kam aber nicht in Tembladera an.

In Herzogenaurach wurde dann am Missionssonntag (24./25.10.) in allen Messen zum ersten Mal über die theologischen und spirituellen Grundlagen einer Gemeindeparkerschaft gepredigt und auch die neue Art der Zusammenarbeit bekanntgegeben. Zwar wurde auch schon vorher in vielen Wortgottesdiensten tiefgründig über Partnerschaft meditiert, gesprochen und gebetet, doch war die Partnerschaft nicht Thema der Gemeindegottesdienste, u.a. auch deswegen nicht, weil vorher niemand außer dem Pfarrer predigen durfte. Auszüge aus dem "praktischen" Teil der Predigt:

"Seit 1981 bestehen Kontakte zur Pfarrei in Tembladera. Mitte der 80-er Jahre wurde Herzogenaurach dadurch sogar - zumindest bei Insidern - bundesweit bekannt. In einem beispielhaften Engagement gelang es, vielen Menschen in Tembladera, die durch den Bau eines Staudamms Land, Arbeit und damit ihre gesamte Lebensgrundlage verloren haben, zu helfen, neu anzusiedeln, neue Perspektiven zu ermöglichen. Sogar die deutsche Bundesregierung konnte zum Eingreifen bewegt werden. Herzogenaurach kann stolz sein auf das, was geleistet wurde. Doch weiß man das noch heute und wie geht es weiter? Vor allem aber: war das damals nicht eher das Anliegen einer kleinen Gruppe, eher am Rande der Gemeinde? Unser heutiges Anliegen aber ist eine Einladung an die gesamte Gemeinde, eine Einladung, als Gemeinde mit einer anderen Gemeinde das Brot zu teilen, Eucharistie zu feiern, zum Brot für andere werden.

Wie Sie sicher wissen, kam es in diesem Jahr zu zwei Besuchen in Tembladera, über die bereits berichtet wurde. Es gibt dort 13 verschiedene Gruppen. Pfarrer Victorino, der vor zwei Jahren hier zu Besuch war, arbeitet mit allen Gruppen zusammen. Ihm zur Seite stehen drei mexikanische Schwestern. Die Partnerschaft ist eine feste Größe. Dennoch gab es zwei entscheidende Defizite: die Organisation der Partnerschaft und das weitgehende Fehlen einer Landpastoral. Was ist damit gemeint? In langen Gesprächen mit den Schwestern, dem Pfarrer und einigen weiteren Verantwortlichen wurde bald deutlich, daß die Partnerschaft besser organisiert werden muß. In Absprache mit allen Gruppen und der Pfarrleitung wurde ein Komitee gebildet, das für die Partnerschaft verantwortlich ist. Dieses Komitee bündelt alle Bedürfnisse, Anregungen und Vorhaben und in Absprache mit allen werden die Prioritäten für die zukünftige Pastoralarbeit gesetzt. Diese Prioritäten, wenn möglich mit zu erwarteten Kosten, werden Herzogenaurach mitgeteilt und um Mithilfe gebeten. Herzogenaurach hilft dann im Rahmen seiner Möglichkeiten und das Komitee ist der alleinige Adressat und Ansprechpartner. Es sind stets die Betroffenen vor Ort, die am besten wissen, was wichtig für sie ist. Nicht wir in Deutschland bestimmen, was die dort zu tun haben, aber wir haben ein Recht zu wissen, was getan wird und für wen. Das sind wir auch allen Spendern schuldig. Oberstes Gebot der Partnerschaft ist maximale Transparenz, auf beiden Seiten. Auch von hier aus darf nur mit einer Stimme gesprochen werden.

Das zweite Defizit ist nicht so einfach zu beheben. Tembladera gilt als Kleinstadt und die erwähnten Gruppen leben und arbeiten in der Stadt. Doch auf dem Lande leben weit mehr Menschen, die Campesinos. Das Verhältnis, grob gerechnet, beträgt etwa 1:5, d.h. etwa 6.000 in der Stadt, 30.000 auf dem Land. Auf dem Land ist das Elend noch viel größer - in jeder Hinsicht. Und wer kümmert sich um diese Menschen? Sowohl Padre Victorino als auch die Schwestern sehen das Problem. Sie haben auch den Willen, öfter aufs Land zu gehen, Konzepte zu entwickeln etc. Und mit unserer Hilfe können sie es schaffen! Es gibt hervorragende Beispiele von Landpastoral in der Diözese Cajamarca, die zeigen, was es für die Campesinos bedeutet, wenn sie die Frohe Botschaft kennenlernen und lernen, ihr Leben im Lichte der Bibel zu deuten und zu verändern.

Die Pfarrei St. Magdalena bzw. der bisherige Freundeskreis Cajamarca, hat stets betont, genau wie viele andere Partnergemeinden aus Deutschland, daß sie eine Partnerschaft mit den wirklich Bedürftigsten wollen. Das sind eindeutig die Campesinos und die Armen, die es aber auch in den Städ-

ten gibt. Sie sind die eigentlichen Partner. In Übereinstimmung mit den Partnern und deren Pfarrleitung (Komitee) möchte der Freundeskreis, hoffentlich die Gemeinde als ganzes, in Zukunft ihren Schwerpunkt auf die Förderung der Landpastoral legen. ...”

Im Gemeindebrief und auch in einer Titelgeschichte des Kirchenblattes der Erzdiözese Bamberg wurden diese Gedanken der Gemeindeparterschaft in die Öffentlichkeit getragen. Es wurde ein neuer Verein gegründet, d.h. der bisherige Verein sollte auf eine neue Basis - auch mit möglichst vielen neuen Mitgliedern - gestellt werden. Bald nach dem Missionssonntag kam es dann zur ersten konstituierenden Sitzung des Vereins, der sich nun “Partnerschaftskreis Tembladera” nennt. Es konnten auch tatsächlich neue Mitglieder gewonnen werden, die Zahl der Mitglieder ist auf 37 gestiegen. Die ehemaligen Mitglieder machen mehrheitlich weiter mit. Auf Handzetteln wurde der Gemeinde der neue Verein vorgestellt:

Partnerschaftskreis Tembladera

Ziel: Die Pflege der Partnerschaft mit Tembladera in Peru mit dem Schwerpunkt
LANDPASTORAL

Ausgehend vom II. Vatikanischen Konzil umfaßt “Landpastoral”:

- die Sorge um den ganzen Menschen und seine Befreiung von geistiger und materieller Not.
- die Wertschätzung der Kultur der Campesinos, ihrer Arbeit, ihrer Gemeinschaftsformen, ihrer Überlieferungen, ihrer Religiosität.
- den Aufbau von Basisorganisationen (Selbsthilfe), um aus eigener Kraft Hunger, Krankheit, Unterdrückung zu überwinden.

Konkret bedeutet dies: Ausbildung von Katecheten, Gesundheitshelfern, notwendigen Handwerkern, Alphabetisierung, Frauenarbeit, Jugendarbeit.

Kritische Anfragen

Die folgenden kritischen Anfragen an die Idee einer Gemeindeparterschaft zwischen einer reichen und einer armen Gemeinde stammen nicht zuerst aus den beiden Gemeinden aus Ulm und Herzogenaurach. In fast allen Gruppen kam es zu (meist positiven) Krisen, in denen dann grundsätzliche Fragen gestellt und diskutiert wurden. Dies geschah vor allem dann, wenn “irgend etwas schief ging” oder wenn es zum Streit in der Gruppe kam und einige ursprünglich aktive Mitglieder sich zurückzogen, weil sich die Partnerschaft nicht in dem von ihnen erwarteten Bahnen entwickelte bzw. sie in ihren Augen auf eine schiefe Bahn geraten ist. Einige dieser ursprünglich aktiven Mitglieder nahmen an der Befragung teil und zogen kritische Bilanz. Auch von noch aktiven Mitgliedern werden Fragen gestellt und sind Zweifel vorhanden. Ausschließlich diese Fragen und Zweifel werden hier vorgestellt. Denn ursprünglich leuchtete das Konzept einer direkten, persönlichen Partnerschaft unmittelbar ein, sonst hätte man nicht das Wagnis einer Partnerschaft auf sich genommen. Man wollte nicht nur spenden, sondern direkte Kontakte mit Gemeinden in Peru, konkret mit den Armen knüpfen und pflegen. Man wollte sich kennenlernen, voneinander lernen, jenseits einer “paternalistischen Caritasmentalität”. Ist dieses Konzept aufgegangen?

- Eine über persönliche Kontakte vermittelte Partnerschaft hängt von den jeweiligen Personen ab. Dies kann auch zu einer großen Belastung (beiderseits) für die Partnerschaft werden.
- Der Umfang der Spenden übertrifft das " Fassungsvermögen " (Aufnahmekapazität) der Empfänger. Gleichzeitig werden große Ungleichheiten in den Partnerdiözesen geschaffen, manchmal auch in den Partnergemeinden selbst. Denn einige Gemeinden und Leute werden unterstützt, andere nicht; bestimmte Leute dürfen nach Deutschland reisen, andere nicht.
- Über die Verwendung der Spendengelder kann es zu verschiedenen, sich widersprechenden Berichten aus den Partnergemeinden kommen - bis hin zu Denunziationen über den Mißbrauch von Spenden. Neid und Mißtrauen können gefördert werden.
- Gemeindepартnerschaften gleichen in vielen Aspekten und in ihrer Struktur persönlichen Partnerschaften und müssen sich so auch mit deren negativen Folgen auseinandersetzen (Paternalismus, Reduzierung objektiver Gegebenheiten auf Personen und Gefühle).
- Letztlich bestimmen wir in Deutschland, wer und was gefördert wird und wir nehmen der Kirche vor Ort die Möglichkeit der Selbstbestimmung. (" Gerade das war ein zentraler Vorwurf, den wir der staatlichen und neokolonialistischen Entwicklungspolitik sowie der traditionellen Mission gemacht haben, von denen sich doch die neue Dritte-Welt-Partnerschaft abheben wollte... ")
- Wir schaffen viele Erwartungen, die wir aber mangels entwicklungspolitischer Perspektiven nicht erfüllen können bzw. die weit über unsere Möglichkeiten und Kräfte hinausgehen.
- Kurzfristige Hilfe von außen, zumal wenn sie nicht im Kontext lokaler Möglichkeiten geschieht, bringt keine langfristige Entwicklung zustande und kann diese gerade verhindern.
- " Entwicklungspolitische Laien " können mit ihrem guten Willen viel zerstören und zeigen sich oft " beratungsresistent " - dies um so mehr, je persönlicher die partnerschaftlichen Beziehungen sind.

Unabhängig davon, ob in dieser kritischen Bestandsaufnahme einiger Gruppenmitglieder verschiedener Gruppen die eigene Partnerschaftsgeschichte und deren Problematik sachgerecht dargestellt wurden, sind darin doch fundamentale Fragen angerissen. Sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, ist Aufgabe nicht nur dieser Studie sondern aller Gruppen und Gemeinden, die partnerschaftliche Beziehungen mit wesentlich ärmeren Gemeinden anstreben oder pflegen. Deshalb werden noch einmal stichwortartig die kritischen Sachverhalte und Anfragen, die sich sowohl aus der Darstellung verschiedener Partnerschaften als auch der zitierten Bilanz ehemaliger Gruppenmitglieds ergeben, systematisch zusammengestellt. Die im folgenden aufgeführten Punkte treffen nie alle auf eine einzelne Partnerschaft (und Gemeinde) zu. Doch in allen Gemeindepартnerschaften führte zumindest einer der aufgeführten Punkte zu Schwierigkeiten (mehr oder weniger). Es handelt sich also um eine Aufzählung der am meisten genannten Schwierigkeiten und Probleme.

- 1) Der Anstoß zur Partnerschaft ist ein Bettelbrief, vom Bischof überreicht, ohne daß dieser sich weitere Gedanken um die Voraussetzungen, Bedingen und Erfolgchancen der Partnerschaft macht. Die Voraussetzungen zur Partnerschaft sind so höchst ungleich und die Interessen zu verschieden. Die Gemeinde in Cajamarca wird nicht eingebunden, nicht um ihre Zustimmung gefragt, oft nicht einmal informiert.
- 2) Konkrete Projekte überdecken vorschnell die Unterschiede innerhalb der Gruppe und erschweren ein Kennenlernen der Partner. (Man ist froh, etwas zu schaffen und die Spenden überweisen zu können). Projekte erscheinen als der leichtere Ausweg, statt sich inhaltlich (auch theologisch) mit den Grundlagen einer Partnerschaft auseinanderzusetzen.
- 3) Auf dieser (materiellen) Ebene erscheint der deutsche Partner stets als der " Überlegene ", als der Geber. Vom Empfänger wird er dann auch so eingeschätzt und vor allem auch in dieser Hinsicht so wahrgenommen. Dies erschwert ein echtes gegenseitiges Kennenlernen.

- 4) Die Kluft zwischen “Dritte - Welt - Bewegten” und politischer Solidaritätsarbeit einerseits und traditioneller Kirchengemeinde andererseits ist sehr groß. Die Kluft geht manchmal durch die eigene Gruppe und ist noch verstärkt abhängig von der Position des Pfarrers. “Zu politisch Engagierte” finden schwer eine Heimat in der Kirchengemeinde und kirchlichen Gemeindegruppen fällt es schwer, sich in die gesellschaftliche Diskussion einzumischen.
- 5) Mangels kritischer Reflexion des eigenen Kirchenbildes (Gottesbild, Gemeinde, Glaube) und mangelnder Zeit ist man Veränderungen, Entwicklungen und Herausforderungen (positiven wie negativen) in der Partnergemeinde nicht gewachsen. Für Pastoralarbeit fühlt man sich weniger oder gar nicht zuständig bzw. auch nicht befähigt. Dazu kommt oft noch das Gefühl, Außenseiter in der eigenen Kirchengemeinde zu sein.
- 6) Klappt es nicht mehr mit der Projektarbeit, tauchen dazu noch unerwartete Schwierigkeiten mit den Partnern auf, gibt man entweder schnell auf und sucht sich andere “Objekte” (wo anders herrscht schließlich vielleicht noch größere Armut). Schwierigkeiten werden schnell verdrängt oder als nicht zu änderndes Schicksal hingenommen. Die Wahrnehmung der Probleme bei den Partnern, ja der Partner selbst ist erheblich gestört.
- 7) Partnerschaft ist in den peruanischen Partnergemeinden zu sehr vom jeweiligen Pfarrer abhängig. Die wenigsten Pfarrer in den Partnergemeinden sind dieser Verantwortung gewachsen. Klerikale Strukturen (mehr in den Partnerkirchen) stehen eher zwischen den deutschen Gruppen und denen, mit denen man eigentlich eine Partnerschaft pflegen will, als daß sie als Katalysator dienen.
- 8) In der Diözese Cajamarca wurde nichts getan, um eine Plattform der Partnerschaften zu schaffen (Austausch der Erfahrungen, Beratung, etc.). Oft wurden die minimalsten Voraussetzungen einer Partnerschaft seitens des Bischofs nicht beachtet (vertrauensvoller Ansprechpartner, Transparenz der Spendengelder, Partnerschaftsgruppen) bzw. er setzte dies nicht durch.
- 9) Auch deutsche Gemeinden erfahren einerseits wenig Unterstützung und Orientierung, andererseits fällt es ihnen schwer, diese in Anspruch zu nehmen bzw. sie kennen nicht die entsprechenden Angebote. Dies hängt auch mit der eigenen Überbeanspruchung und Überlastung zusammen. Man fühlt sich nicht ausreichend informiert, nimmt aber gleichzeitig Angebote zur Information nicht ausreichend an (z.B. über Kontakte mit Misereor).
- 10) Ein Bischofswechsel hat in Peru unvergleichlich mehr Auswirkungen als in Deutschland (Abhängigkeit der Priester, rechtliche Absicherung der Laien, feudale Strukturen usw.). Dies wird als nur “peruanisches” Problem gewertet, der Gedanke der Einen Kirche wird vernachlässigt. Die Strukturfrage (welche Kirche?) wird ausgeklammert.
- 11) Ein häufiger Streitpunkt ist die Frage nach der Einmischung. Einerseits stellt bereits jede nach Peru geschickte DM eine Einmischung dar, jede Beziehung bedeutet Einmischung; andererseits wird vor allem dann von Einmischung gesprochen, wenn “innerperuanische” Gegebenheiten hinterfragt werden. Besonders deutlich wird dies, wenn z.B. die Stellung der Hierarchie (Bischof, Pfarrer) in der Partnergemeinde von Deutschland aus in Frage gestellt wird und dies auch noch mit der Frage nach den Geldüberweisungen verknüpft wird.
- 12) Zuletzt ist zu fragen, ob nicht der Gedanke der “Partnerschaft” eine deutsche Idee ist, die den “Partnern” übergestülpt wird und sie nicht zuerst deutschen “Interessen” (Bedürfnissen) dient, für die “Partner” aber eher eine Last ist.

Schlußfolgerungen

a) Ergänzende Zusammenfassung der Auswertungen und Hinweise auf die Gestaltung von Partnerschaften

Vorbemerkung

Die folgenden Beobachtungen basieren aus den Auswertungen der Fragebögen an die Partnergemeinden. Es werden einige Aspekte herausgegriffen, die für die Gestaltung der Partnerschaften zu bedenken sind und für Partnergemeinden allgemein vielleicht eine Hilfe darstellen können. Wenn es sich hier auch um Partnerschaften mit Peru handelt, sind die gemachten Beobachtungen so formuliert, daß sie auch allgemein auf Partnerschaften übertragen werden können. Die gemachten Beobachtungen beanspruchen keine Vollständigkeit und beinhalten nicht alle denkbaren Aspekte und Varianten einer Partnerschaft. Über die Auswertungen der Fragebögen hinaus fließen auch Erfahrungen peruanischer Partnergemeinden ein, die aus guter Kenntnis der dortigen Gemeinden stammen. Auch die konkrete Arbeit mit MEF - Ausschüssen (deren Anfänge und Begleitung) in vielen Gemeinden Süddeutschlands über fast 20 Jahre hinweg hinterläßt ihre Spuren.

In einigen Diözesen gibt es gute Erfahrungsberichte, Hinweise auf die Gestaltung von Partnerschaften etc. Hier sei besonders auf die Diözese Freiburg hingewiesen, die seit 1986 als Diözese eine Partnerschaft mit der peruanischen Kirche unterhält und in der Lage ist, allen Gemeinden, die mit einer peruanischen Gemeinde partnerschaftliche Beziehungen unterhalten, gutes Material zur Verfügung zu stellen. Das Referat Weltkirche der Diözese Freiburg hat eine Menge von ausgezeichnetem Material ausgearbeitet, in dem eine Fülle von Anregungen zur Ausgestaltung und Vertiefung der Partnerschaft, zur Gruppenarbeit (Reflexion), zu Aktivitäten in der Gemeinde, zur Öffentlichkeitsarbeit usw. enthalten sind. Sie stellt dieses Material auch Gemeinden außerhalb der Diözese zur Verfügung und ein Teil dieser Materialien kann von den hervorragend gestalteten Webseiten des Referates Weltkirche heruntergeladen werden. Es gibt eine Menge von Merkblättern und Schriften, angefangen von grundsätzlichen Betrachtungen zur Partnerschaft über die Gestaltung von Partnerschaftsgottesdiensten bis zu Fragen des Geldtransfers. Die Materialien, in der Regel herausgegeben vom Referat Weltkirche der Diözese und auch dort erhältlich, werden hervorragend ergänzt durch die Arbeit des "BDKJ - Perubüro Heidelberg", das u.a. über ein sehr umfangreiches Archiv verfügt und die Zeitschrift "Perunachrichten" herausgibt. Deswegen wird in diesem Artikel auf bestimmte Details, wie z.B. die mögliche Gestaltung eines Peru - Gottesdienstes u.v.m. nicht eingegangen.

1) Der äußere Rahmen

Der Name der Gruppe kann bereits etwas über das Selbstverständnis der Gruppe aussagen. Meist wird er aber nicht bewußt ausgesucht. Die häufigste Bezeichnung ist AK (Peru). Mit dem von den Referaten Weltkirche der Diözesen vorgegebenen Begriff "Ausschuß für Mission, Entwicklung und Frieden" (MEF) können die wenigsten etwas anfangen. Er ist zu lang und auch inhaltlich problematisch. Im Namen soll auch für Außenstehende sichtbar werden, um was es geht. Je nach Gemeindegemeinsituation und kommunalen Umfeld kann es ein Vorteil oder auch ein Nachteil sein, wenn im Namen die Zugehörigkeit zu einer Pfarrei (Kirche) erkennbar ist.

Regelmäßige Treffen sind für die Konstanz und den Zusammenhalt der Gruppe von großer Bedeutung. Sie stärken das Bewußtsein, zu einer festen Gruppe zu gehören. Sie erleichtern die Terminplanung, die für ein ganzes Jahr im voraus festgelegt werden kann. Bewährt hat sich ein bestimmter Tag im Monat (z.B. jeden ersten Mittwoch im Monat). Trotz einer für alle einsichtigen Terminplanung sollte es möglich sein, daß es aus bestimmten Anlässen zu außerplanmäßigen Sitzungen oder

Verschiebungen kommen kann. Eine Bekanntgabe der Termine in der Gemeinde dient nicht nur der Transparenz, sondern auch der Akzeptanz der Gruppe. Besonders effektiv ist die regelmäßige Bekanntgabe in den Gottesdiensten, wenn möglich sogar mit Nennung des anstehenden inhaltlichen Schwerpunktes. Dies führt neben weiteren ähnlichen Maßnahmen dazu, daß die Gruppe und damit der Gedanke der Partnerschaft zu einer festen und selbstverständlichen Größe in der Gemeinde werden kann. Natürlich sind die Treffen in der Regel öffentlich.

Das Verfassen eines Protokolls ist sowohl für die (interne und äußere) Transparenz als auch für eine disziplinierte Arbeitsweise der Gruppe von großer Bedeutung. Ein Protokoll setzt auch eine Tagesordnung voraus, die spätestens zu Beginn der Sitzung festgelegt werden sollte. Wenn ein meditativer Element, eine geistliche Besinnung, zum festen Bestandteil jeder Sitzung geworden ist, weist dies auf den eigentlichen Grund des Zusammentreffens und hilft sich zu besinnen, warum man zusammengekommen ist. Die Verantwortung für das Protokoll kann abwechseln, sei es von Sitzung zu Sitzung rotierend oder in bestimmten Zeiträumen. So werden alle Mitglieder der Gruppe mehr in die Verantwortung mit einbezogen. Das gilt auch für die Gesprächsleitung. Selbst für den Vorsitz ist eine Abwechslung nach drei bis fünf Jahren überlegenswert. Dies bedeutet nicht, daß das mögliche "Zugpferd" kaltgestellt werden soll, sondern ermöglicht im Gegenteil das Freisetzen neuer Kräfte und Ideen. Ein Protokoll sollte vor allem dann erstellt werden, wenn es um finanzielle oder auch grundsätzliche Entscheidungen geht. Mit der Aufbewahrung der Protokolle empfiehlt es sich dringend, ein allgemeines Archiv der Partnerschaft anzulegen und zu pflegen. Neben den Protokollen sind darin in erster Linie alle Briefe (auch die in die Partnergemeinden abgehenden Briefe als Kopien) enthalten, die bisherigen Aktivitäten in der Gemeinde und überhaupt alles, was die Partnerschaft betrifft.

Viele Mitglieder von "Dritte-Welt-Gruppen" hegen eine Abneigung gegen derartige Formalitäten, man will sich geradezu darin von anderen Gruppen (z. B. Verwaltungsausschuß) abheben. Man will schließlich inhaltlich arbeiten und meint, auch in den Partnergemeinden gehe es sehr locker zu, eben nicht typisch deutsch. Dies verkennt zum einen, daß in den demokratischen Gruppen (falls vorhanden) der Partnergemeinden oft eine strenge Ordnung und Ämterzuteilung herrscht; vor allem aber wird verkannt, daß eine gewisse Disziplin es erst ermöglicht, Freiräume für eine inhaltliche Diskussion zu schaffen. Es ist auffällig, daß man in vielen Gruppen zwar gerne thematisch - inhaltlich arbeiten möchte, aber es offenbar sehr schwer fällt, die dafür notwendigen Freiräume zu schaffen. Dies liegt zum einen daran, daß man sich im Zweifelsfalle doch lieber mit konkreten Dingen beschäftigt, zum anderen fehlt oft die nötige Disziplin, einen thematischen Schwerpunkt auch wirklich zum festen Bestandteil einer Sitzung zu machen. Der Zwiespalt zwischen dem, was man eigentlich tun möchte und den zu erledigenden Notwendigkeiten, drückt bei einigen Gruppen permanent auf die Stimmung und lähmt das Engagement. Generell ist es für die Gruppe und deren Funktionsfähigkeit sehr vorteilhaft, wenn möglichst viele Mitglieder der Gruppe aktiv beteiligt sind, indem kleinere und größere Verantwortlichkeiten möglichst gestreut werden. Allerdings ist eine Gruppe nach außen wenig überzeugend und innovativ, in denen die Verantwortlichkeiten so verteilt sind, daß die Männer für das Geld, Projekte usw. zuständig sind und die Frauen für die Zubereitung des Gemüseintopfs am Perusontag.

Im Idealfall spricht die Gruppe in Sachen Partnerschaft (und eventuell damit eingeschlossen andere Bereiche wie Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung) im Namen und im Auftrag der gesamten Gemeinde. Dies wird zwar nicht immer so sein oder sein können, doch dann wäre zu klären, woran und an wem dies liegt. Daraus ergibt sich, daß die Gruppe mindestens einmal jährlich im Kirchengemeinderat (KGR) Rechenschaft über ihre Tätigkeiten ablegt und über den Stand der Partnerschaft informiert. So widmet der KGR einmal jährlich eine Sitzung dem Thema Partnerschaft. Komplizierter wird es - und dies ist in fast allen Diözesen Deutschlands der Fall - wenn die Verantwortung für die Gemeinde aufgesplittert ist in zwei Räte (Kirchenrat und Pastoralrat), die unter Umständen auch noch wenig mit einander zu tun haben (wollen). Es kann hier eine "missionarische" Aufgabe der Gruppe sein, als einheitsstiftender Faktor in Erscheinung zu treten. Sie kann an-

hand ihrer konkreten Arbeit verdeutlichen, daß eine Trennung von finanzieller und pastoraler Verantwortung in der Partnerschaft (und auch in der Partnergemeinde) nicht zu verantworten ist. Die Mehrzahl der Partnerschaften kam durch die Initiative einer einzigen Person zustande. Zumindest gibt es in jeder Gruppe einige Mitglieder, die von Anfang an dabei waren und inzwischen entsprechende Kenntnisse erworben haben. Dies ist für die Kontinuität der Gruppe von großer Bedeutung - kann aber auch zum Problem werden. Dies wird dann zum Problem (nicht automatisch zum Nachteil), wenn der "Impulsgeber" (z.B. ein ehemaliger Entwicklungshelfer, ein Perubesucher o.ä.) zum "einzig Wissenden" und gar zum allein Handelnden wird. Die Unterschiede innerhalb der Gruppe werden auf besondere Weise durch Besuche einiger weniger oder einzelner Gruppenmitglieder in der Partnergemeinde vergrößert. In der Regel geschieht dies zum Vorteil der Gruppe, weil die rückkehrenden Besucher der Gruppe neue Impulse und neuen Halt geben (über Besuche siehe weiter unten). Dennoch erzeugt dies eine oft nicht ausdiskutierte oder gar unbewußte Spannung innerhalb der Gruppe, eine Spaltung in "Wissende" und "Unwissende" (oder von "Erleuchteten" und "Nichterleuchteten" wie es in einer Gruppe genannt wurde). Die Gruppen sollten ermutigt werden, diese und andere gruppenspezifische Prozesse zu einem Thema zu machen und eventuell einen Berater (Supervisor) von außen einzuladen. Die Referate Weltkirche der Diözesen helfen bei der Vermittlung bzw. sollten gedrängt werden, diesem gruppenspezifischen Bereich und auch dem praktischen Beistand der Gruppen größeres Gewicht beizumessen. Es ist für jede Gruppe empfehlenswert, einen "Dritte - Welt - Experten" zur Hand zu haben, sei es in ihren eigenen Reihen oder in Reichweite.

Naheliegender wäre in diesem Zusammenhang auch die Mitarbeit eines Ausländers bzw. die Suche nach einem Menschen, der aus dem Land kommt, in dem die Partnergemeinde liegt. In oder in der näheren Umgebung jeder Gemeinde gibt es diese Menschen. Sie wahrzunehmen und auch einzuladen wäre gerade die Aufgabe der Partnerschaftsgruppe, die auf diesem Wege als Teil einer weltweiten Kirche sichtbar wird, innerhalb derer es ja keine Ausländer gibt, und die stellvertretend für die ganze Gemeinde diesen Ausländern eine Heimat anbietet.

2) **Motivation - Ort in der Kirche**

Jede Gruppe hat ihre je eigene Entstehungsgeschichte. Aus dieser Geschichte heraus entwickelte sich meist das entsprechende Selbstverständnis der Gruppe, das zuerst geprägt ist von dem Wunsch, "den Armen zu helfen". Die pastoral - soziale Dimension gerade auch auf die eigene Gemeinde hin ist wenig entwickelt. Nichtkirchliche Solidaritätsgruppen dagegen haben eine Veränderung ihres gesellschaftlichen Umfeldes und des individuellen Lebensstils eher im Blick.

Die Mehrzahl der an dieser Befragung teilnehmenden Gruppen hat die durch den Fragebogen angestoßene Reflexion über die eigene Entstehungsgeschichte, Motivation, Zielsetzungen usw. nach anfänglichen Bedenken ("keine Zeit") als sehr fruchtbar erlebt. Begreift man das Engagement in einer Partnerschaftsgruppe als Chance, zu lernen, neue Erfahrungen zu machen und gar als Hilfe im Glauben und als Chance zur Umkehr, dann ist eine regelmäßige Reflexion über das "Warum" und "Wohin" dringend erforderlich. Sonst besteht die Gefahr, an der Oberfläche zu bleiben oder bestenfalls an Symptomen zu kurieren. Vor allem aus der Beantwortung der individuellen Fragebögen wird deutlich, daß dies von Vielen auch so "gefühl" und gesehen wird. Aber sie sehen oder finden keine Wege, um aus der bloßen Geschäftigkeit herauszukommen. Sie werden sowohl von der Gemeinde, den dort hauptamtlich Tätigen als auch den professionellen Verantwortlichen in den Referaten Weltkirche (o.ä.) allein gelassen. Allein die Diözese Freiburg bietet im Ansatz neue Wege und hat eine entsprechende Infrastruktur geschaffen. Doch auch hier scheint die Vermittlung der verschiedenen Ebenen eher institutionell (und von oben) als an den Bedürfnissen der Gruppen orientiert zu funktionieren. Somit bleibt ein riesiges Potential für Erneuerung und Umkehr ungenutzt, weil hochmotivierte und für die Armen sensibilisierte Menschen mitsamt ihrer pastoralen Erfahrung weder in den Gemeinden noch in der Kirche insgesamt die Anerkennung finden, die sie verdient

haben. Statt dessen sehen sie sich mit ihren Anliegen an den Rand gedrängt. Ein gemeinsames "Besinnungswochenende" der Gruppe, notfalls mit einem "Experten" von außen, könnte den Mangel an Reflexion etwas ausgleichen und wäre auch geeignet, das Selbstbewußtsein der Gruppe zu stärken. Die Gruppen stehen demnach vor der Herausforderung und der Notwendigkeit (vorausgesetzt, sie wollen mehr als ein bloßer Sammelverein sein), sich immer wieder ihrer Motivation und Zielsetzungen bewußt zu werden. Dies setzt eine große Offenheit in den Gruppen voraus, gar die Fähigkeit über seinen eigenen Glauben, sein Gottes- und Kirchenbild zu sprechen. Die Gruppen dürfen sich nicht scheuen, dabei Hilfe und Beratung von außen einzufordern. Knackpunkt ist aber, ob sich die Gruppe als kirchliche Gruppe auch im engeren Sinne begreift (in einem weiteren Sinne sind alle Gruppen, die vom Glauben her motiviert "den Armen helfen wollen" eine kirchliche Gruppe) und was sie dann unter Kirche versteht. Die "Beschäftigung" mit anderen, ganz unterschiedlichen Ortskirchen, setzt eine Definition und das Bewußtsein der eigenen Kirchlichkeit voraus. Dies erst öffnet den Weg für die Eine und universelle Kirche.

Wie schon weiter oben erwähnt, hängt der Grad der Wahrnehmung der Gruppe seitens der Gemeinde bzw. die Einbindung der Gruppe in die Gemeinde schon von der äußeren Selbstdarstellung der Gruppe mit ab. Kann die Gruppe mit gutem Recht Unterstützung von der Gemeinde erwarten, so muß sie ihrerseits auch auf die Gemeinde zugehen und bereit sein, konkrete Angebote zu machen. Am Geläufigsten sind Gottesdienste und Informationsveranstaltungen. So ist es aber noch nicht überall selbstverständlich, daß die entsprechenden Partnerschaftsgottesdienste auch von der Gruppe mit vorbereitet und mit gestaltet werden. Ist der Gottesdienst (vom sakralen und sakramentalen Wert einmal abgesehen) auch der am besten geeignete Ort (quantitativ und qualitativ), um den Gedanken der Partnerschaft in die Gemeinde zu tragen oder lebendig werden zu lassen, so ist eine Beschränkung nur auf den Gottesdienst eher hinderlich, um alle Dimensionen der Partnerschaft auszu-leuchten (es sei denn, daß der Gottesdienst viele Dimensionen enthielte und tatsächlich das wäre, was er bei den ersten Christen war).

Ein besonderes Kapitel stellt die Beziehung zum jeweiligen Gemeindepfarrer und dessen Einbeziehung in die Partnerschaftsarbeit dar. Da es höchst unterschiedliche Verhaltensweisen von Pfarrern diesbezüglich gibt, kann hier nicht auf einzelne Aspekte eingegangen werden. Grundsätzlich wirkt sich eine aktive Mitarbeit des Pfarrers in der Gruppe sehr positiv auf die Akzeptanz der Partnerschaft in der Gemeinde aus und ist daher (nicht nur deswegen) anzustreben. Dies muß aber nicht bedeuten, daß er auch in jeder Sitzung anwesend sein muß. Eine selbstbewußte Gruppe braucht nicht die ständige Anwesenheit des Pfarrers um sich und ihre Aufgabe als wertvoll zu erleben. Da es sich aber bei einer Gemeindepfarrpartnerschaft stets um die Partnerschaft von der Gemeinde insgesamt zu einer anderen Gemeinde handelt (eine Banalität, aber nicht selbstverständlich) und nicht um das "Hobby" oder die "Marotte" irgendeiner Gruppe, ist es vom grundsätzlichen Gemeindeverständnis her unerlässlich, daß die jeweilige Leitung der Gemeinde, wie immer diese auch gestaltet sein mag, in der Partnerschaft eine Rolle spielt. In der Praxis gibt es, sowohl in den Partnergemeinden als auch in den deutschen Gemeinden vereinzelte Beispiele, bei denen es für die jeweilige Gruppe und die Partnerschaft insgesamt besser ist, wenn die Gemeindeleitung sich nicht einmischet. Die jeweils als grundsätzlich bezeichneten Überlegungen haben sich daher an der Praxis messen zu lassen.

Eigentlich ebenso selbstverständlich wäre die Beziehung und Verflechtung der Gruppe (und Gemeinde) mit überpfarreilichen Gremien und Organisationsformen. Gerade im Sinne zukünftiger Pfarrstrukturen (Pfarrverbände etc.) und entsprechender Pläne in den einzelnen Diözesen, sollte es selbstverständlich sein, daß sich z.B. die Partnerschaftsgruppen eines Pfarrverbandes, des Dekanats oder unabhängig davon ähnliche Gruppen aus der näheren Umgebung, sich auf einem Erfahrungsaustausch einlassen, sich so gegenseitig unterstützen und eventuell sogar einen gemeinsamen "professionellen" Ansprechpartner haben. Die Praxis ist weit davon entfernt (dies gilt auch für alle anderen Themenbereiche). Dies läßt sich auch nicht durch noch so gut gemeinte Verordnungen von oben durchsetzen, sondern muß von unten wachsen bzw. entsprechende Prozesse können dann "von oben" begleitet evtl. sogar orientiert werden. Da die Partnerschaftsgruppen in der Regel eine große

Erfahrung in der Zusammenarbeit mit ihrer Partnergemeinde erwerben, können sie diese Erfahrungen in die zukünftige Zusammenarbeit mit Nachbargemeinden einbringen oder diese gar erst anstoßen. Die Kompetenz und Erfahrung der in einer guten Partnerschaftsarbeit stehenden Gemeinden für eine zukünftige notwendige Neugestaltung der Pfarrstrukturen und einer entsprechenden Vernetzung - aber auch die in der eigenen Praxis erfahrenen Schwierigkeiten bei der Zusammenarbeit zweier oder mehrerer Gemeinden - scheint von den Planern in den diözesanen Amtsstuben nicht allzu hoch eingeschätzt zu werden.

Nur wenige Gruppen (Gemeinden) wenden sich mit ihren Anliegen an die entsprechenden Stellen ihrer Diözese. Und wenn sie es doch tun, berichten sie überwiegend von negativen Erfahrungen. Eine kompetente (mit langer Erfahrung in konkreter Gemeindegearbeit, Partnerschaftsarbeit und pastoraler Dritte-Welt-Erfahrung) Ansprechperson in den jeweiligen Referaten, die auch bereit wäre, die Hauptzeit in den Gemeinden vor Ort zu verbringen, wäre dazu in der Lage, viel brachliegendes pastorales Potential zu wecken, Partnergemeinden in ihren Problemen beizustehen und zu orientieren, Hilfe zu leisten bei der Vernetzung und mithelfen, die immer noch erheblichen Geldströme aus den Gemeinden so zu kanalisieren, daß damit auch wirklich einheimische Ortskirchen entstehen, die auf der Grundlage des II. Vatikanum und einer Option für die Armen zu prophetischen Gemeinden werden, die inmitten einer "Kultur des Todes" ein Leben in Fülle für alle Menschen verkünden. Andererseits bedeutet das nicht, daß die Gruppen darauf warten können, bis sich "oben" was bewegt. Sie haben die Chance, neue Wege zu suchen, anzuregen, gar Druck auszuüben und so mit dazu beitragen, daß verkrustete und verbeamtete Strukturen sich auf ihre eigentliche Aufgabe besinnen, nämlich der Weiterentwicklung der Gemeinden zu dienen. Vor allem aber können die Gruppen mit anderen Gruppen Kontakte aufnehmen, die z.B. in der gleichen Region (Diözese) ebenfalls Partnergemeinden oder Projekte haben. So sind die "Ulmer Treffen" der Gemeinden, die partnerschaftliche Beziehungen zu Gemeinden der Diözese Cajamarca unterhalten, zu einer wertvollen Orientierung für die teilnehmenden Gemeinden geworden und haben nachweislich zur Stärkung von bestehenden Partnerschaften beigetragen.

Theoretisch (und wohl auch praktisch) haben die bekannten Hilfswerke die größte Erfahrung in der Projektarbeit, aber auch in Fragen der Partnerschaft, weil sie immer wieder mit Gemeindepartnerschaften zu tun haben und selbst auch Projektpartnerschaften anbieten. Inwieweit sie sich auch ihrer pastoralen Verantwortung für deutsche Gemeinden bewußt sind bzw. ob dies zu ihrem Selbstverständnis gehört, sei dahingestellt. Auf Dauer führt eine Vernachlässigung dieses Aspektes zur Vergrößerung des Ungleichgewichtes zwischen deutschen (reichen) Gemeinden und Gemeinden aus den arm gemachten Ländern des Südens: deutsche Gemeinden (und Hilfswerke) versuchen mit immer größeren Anstrengungen ihren finanziellen "Verpflichtungen" (Spenden) nachzukommen, während die dafür notwendige pastorale und gemeindliche Basis immer brüchiger wird. Und umgekehrt entwickeln sich Partnergemeinden aufgrund ihrer Bedürftigkeit (u. a. auch Priestermangel) zu lebendigen Keimzellen einer zukünftigen Kirche (falls sie dabei nicht allzu radikal behindert werden), die in ihren zukünftigen Strukturen und in ihrer Praxis den ersten christlichen Gemeinden wieder ähnlicher sein wird als dies in den vergangenen 1.500 Jahren der Fall war.

Beauftragte der Hilfswerke in den einzelnen Diözesen mit entsprechender Kompetenz, evtl. auch ehrenamtliche Mitarbeiter (viele erfahrene "Dritte-Welt-Arbeiter" wären froh, wenn sie gefragt würden) könnten als Ansprechpartner und in enger Zusammenarbeit mit dem Referat Weltkirche den Gemeinden zu einer großen Hilfe werden. Es gibt zwar Missio - Beauftragte in den einzelnen Diözesen, doch aus verschiedenen Gemeinden wird berichtet (über den Kreis der in dieser Umfrage befragten Gemeinden hinausgehend), daß auf eine entsprechende Anfrage und Einladung hin ein solch Beauftragter kommt, einige schöne Dias aus dem afrikanischen Busch zeigt und wieder geht. (Diese Feststellung soll das Engagement, die Kompetenz und den guten Willen der dafür Beauftragten nicht in Frage stellen, vielmehr handelt es sich hier um eine strukturelle Frage). Aber auch die Gemeinden tragen ihren Anteil, weil sie oft nicht einmal wissen, was sie wirklich wollen und sich mit einem schönen Diavortrag bei Kaffee und Kuchen zufrieden geben. Wenn eine Gemeinde wirk-

lich zu Informationen kommen will, bekommt sie diese auch. Und bei entsprechender Hartnäckigkeit findet sie auch Menschen, die ihnen weiterhelfen können. Dabei gilt es auch eine den meisten kirchlichen Partnergruppen innewohnende Scheu zu überwinden, mit außerkirchlichen Solidaritätsgruppen zusammenzuarbeiten, die in der Regel über einen sehr hohen Informationsstand verfügen und viele Erfahrungen gesammelt haben.

Nur am Rande, aber für die Zukunft immer wichtiger, sei darauf hingewiesen, daß teilweise schon heute über jede beliebige Region der Welt, über unzählige Entwicklungsprogramme, Projekte usw. Informationen aus dem Internet abzurufen sind. Auf die hervorragenden Internetseiten der Diözese Freiburg wurde schon hingewiesen. Es könnte ein lohnende Aufgabe z.B. der Hilfswerke sein, alle deutschen kirchlichen (und evtl. nichtkirchlichen) Initiativen mit ihren Inhalten, Zielsetzungen und Projekten aufzuführen, zu bündeln und gar nach Regionen (hier und dort) getrennt den nach Informationen und Orientierung Suchenden anzubieten. Auch könnten einzelne Partnergemeinden beraten und ermutigt werden, ihre Partnerschaft auf diesem Wege öffentlich zu machen und Beziehungen zu knüpfen. Warum sollte ausgerechnet die Kirche (laut eigenem Selbstverständnis die erste und authentischste globale Gemeinschaft) nicht das tun, was aus rein wirtschaftlichen partikularen Interessen heraus für andere "Globalplayer" bereits selbstverständlich ist?

3) Gestalten der Partnerschaft (Kommunikation, Besuche, inhaltlicher Austausch)

a) Kommunikation

Wenn im folgenden von Kommunikation gesprochen wird, sind zwei Ebenen zu unterscheiden: die materielle und die inhaltliche bzw. hermeneutische Ebene.

Naturgemäß bildet die Sprache das formal größte Hindernis für die einer Partnerschaft angemessenen und adäquaten Verständigung, gleichzeitig ist sie das A und O jeder Verständigung. So ist es kaum vorstellbar, daß eine Partnerschaft über längere Zeit dauern kann, ohne daß zumindest ein Mitglied in der Gruppe die Sprache des Partners auch versteht. Die Bereitschaft der Gruppenmitglieder, die Sprache der Partner (in diesem Fall spanisch) zu erlernen, ist sehr groß. Die "Gefahr" für denjenigen, der spanisch versteht, liegt freilich darin, daß auf ihn dann die gesamte Arbeit der Übersetzung und der Korrespondenz zukommt. In einigen Gruppen führt dies daher dazu, daß Briefe manchmal monatelang unübersetzt bleiben. Auch hier kommt der Arbeitsweise und Aufgabenverteilung innerhalb der Gruppe entscheidende Bedeutung zu. Je mehr Spanischsprechende desto besser. Nun reicht aber das z.B. auf einer Volkshochschule gelernte spanisch oft nicht aus, erst recht nicht, wenn es darum geht, den Partnern komplizierte oder auch heikle Sachverhalte mitzuteilen. Die (zeitweise) Mithilfe eines (nahezu) perfekt spanisch sprechenden Menschen ist somit notwendig. Nahe liegend ist die Mitarbeit von Menschen, deren Muttersprache spanisch ist und die oft in der näheren Umgebung oder gar in der eigenen Gemeinde zu finden sind. Aber auch hier zeigt die Erfahrung, daß selbst diese Menschen oft große Schwierigkeiten haben, z.B. einen von Campesinos geschriebenen Brief korrekt zu übersetzen oder es fehlen oft elementare Kenntnisse der (kirchlichen) Fachsprache. Dies trifft auch für Deutsche zu, die nahezu perfekt spanisch sprechen, aber ohne genauere Kenntnis des jeweiligen Kontextes und der Mentalität nicht das übersetzen können, was die Schreiber eigentlich ausdrücken wollen. Dies gilt auch umgekehrt: unsere Art Briefe zu schreiben und z. B. bestimmte Dinge beim Namen zu nennen oder direkt ein Problem anzusprechen, kann für erhebliche Verwirrung bei den Adressaten führen, die bis zum Abbruch der Kommunikation führen kann. Spätestens an diesem Punkt beginnen sich die zwei eingangs genannten Ebenen zu durchdringen. Auswege aus diesem Dilemma (das nur dann nicht als solches empfunden wird, wenn die entsprechende Sensibilität nicht entwickelt ist) sind schwer aufzuzeigen. Nicht für jede Gruppe ist jemand erreichbar, der in beiden Welten zuhause ist und einen entsprechenden Transfer leisten kann. Zumindest muß sich jede Gruppe dieses Problems bewußt sein. Positiv formuliert: es kann eine wertvolle Erkenntnis bedeuten, daß nicht alles immer erklärbar ist, manches

auch gar nicht vermittelbar, daß etwas Fremdes als Fremdes auch akzeptiert und stehen gelassen werden kann und daß gerade dadurch der gegenseitige Respekt wachsen kann.

Eine Sonderrolle spielen die nichteuropäischen Sprachen, die in den Partnergemeinden gesprochen werden. Da in Cajamarca diese Sprachen (Quetschua) in den Partnergemeinden keine Rolle spielen, kann hier mangels Erfahrung keine Aussage getroffen werden.

Die Transparenz der Kommunikation, hier vor allem der Empfang und der Versand von Briefen, ist von entscheidender Bedeutung. Nicht nur sollten stets alle Mitglieder über alle ein- und ausgehenden Briefe informiert sein, sondern der Inhalt der Briefe sollte auch gemeinsam besprochen werden. Briefe im Namen der Partnerschaft bzw. der Gruppe und Gemeinde können nur von der gesamten Gruppe "verabschiedet" werden. Dies darf aber niemanden darin hindern, auch private Briefe schreiben zu dürfen, sei es an Einzelpersonen, Gruppen oder der Partnergemeinde insgesamt. Nur muß der Stellenwert dieser Briefe allen Beteiligten klar sein. Bei den Briefen aus den Partnergemeinden ist zu beachten von wem bzw. in wessen Auftrag sie geschrieben wurden und ob sie eventuell nur partikuläre Interessen beinhalten. Die Annahme, daß z. B. der Pfarrer der Partnergemeinde die gesamte Gemeinde repräsentiert und deren Bedürfnisse auch sachgerecht vermittelt, trifft zwar oft zu, ist aber keineswegs garantiert. So wünschen sich alle deutschen Gruppen auch Briefe von den direkt Betroffenen, was aber oft nicht realisierbar ist. Dennoch haben die Gruppen das Recht, diesen Wunsch der Partnergemeinde mitzuteilen (ohne daß daraus ein Mißtrauen gegenüber den Verantwortlichen herausgelesen werden kann) und sich um Direktkontakte zu bemühen.

Die Briefe aus der Partnergemeinde sind die primäre Quelle von authentischen Informationen und nehmen einen entsprechenden Rang in der Partnerschaft ein. Deshalb haben diese Briefe auch ihren Platz im Gottesdienst (nicht immer und unter allen Umständen) und sind auch Angelegenheit der ganzen Gemeinde. Sie sind daher in ansprechender Form der Gemeinde bekannt zu machen, sei es im Pfarrbrief, Aushängen, Gemeindeveranstaltungen, Gottesdiensten usw.

Bei der Frage der "technischen" Abwicklung der Kommunikation werden die modernen Kommunikationsmittel gerade auch in den armen Ländern eine immer größere Rolle spielen. Es gibt in fast jeder kleineren Stadt in Lateinamerika bereits jetzt Internetscafés (o.ä.), in denen für wenig Geld per e-mail wichtige Nachrichten übermittelt werden können. So läuft bereits der Direktkontakt mit einer Basisgruppe bei Cajamarca über das Internet. Die Leiter der Basisgruppe kommen nach Cajamarca, gehen in ein entsprechendes Internetbüro, schreiben und senden die Nachricht (für umgerechnet eine DM) und richten eine persönliche Mailbox ein (gratis), an die dann die deutsche Partnergruppe ihre Antwort schicken kann. Die Kommunikation per Fax kommt dagegen nicht recht voran. Obwohl einige hiesige Gruppen ihren Partnergemeinden ein modernes Faxgerät gekauft haben (mit automatischer Faxweiche etc.) funktionieren diese Faxgeräte aus nicht immer nachvollziehbaren Gründen nur sehr eingeschränkt.

Die Tatsache, daß viele Gruppen bereit sind, in die technischen Voraussetzungen der Kommunikation zu investieren, verweist letztlich auf ein tiefer liegendes Problem, das auch nicht mit noch so modernen Kommunikationsmitteln zu lösen ist. Der Schlüssel für jede Partnerschaft ist nun einmal die Kommunikation. Dies ist aber nicht so sehr ein technisches oder sprachliches Problem. Allen Gruppen ist auch bekannt, daß Lateinamerikaner (oder Afrikaner etc.) nicht so häufig schreiben, sei es weil einige selbstverständliche Voraussetzungen dafür fehlen, vor allem aber aufgrund einer anderen Kultur und Mentalität. Den meisten Gruppen ist auch der Begriff der sogenannten "erzählenden Kultur" bekannt. Dennoch sagen alle Gruppen mit Recht, daß bei einer besseren Kommunikation seitens der Partner die Partnerschaft viel lebendiger wäre. Wie also (und ob überhaupt) auf die Partner einwirken? Dafür gibt es keine Rezepte. Der Weg dürfte in einem Mittelweg liegen, der es sowohl vermeidet, den Partnern indirekt zu drohen (die Partner können offene Worte, erst recht wenn sie im Zusammenspiel von Projekten, Geld und der Klage nach mangelnder Kommunikation geäußert werden, leicht als Konditionierung auffassen, obwohl es gar nicht so gemeint war) als auch darin, die Situation einfach wortlos hinzunehmen und selbst wortlos zu werden. Dies führt auch zu

der erwähnten zweiten Ebene der Kommunikation, der hermeneutischen. Hier ist aber nicht der Ort, um in wenigen Worten darauf eingehen zu können. Allgemein läßt sich nur so viel sagen: je besser die Kenntnis des kulturellen, religiösen, geschichtlichen, sozialen Umfeldes, desto eher die Wahrscheinlichkeit, auch wirklich bestimmte Lebensweisen und Manifestationen der Partner ansatzweise zu verstehen. Alles verstehen zu können ist unmöglich, verstehen wir doch noch nicht einmal je ganz den Partner oder auch die eigenen Kinder oder Eltern, mit denen wir so eng und so lange zusammenleben.

Einen Ausweg bilden um so häufigere Besuche bei den Partnern.

b) Besuche

Eine Begegnung von Angesicht zu Angesicht ("cara a cara") ist die dichteste Form der Kommunikation. Sie kann viele Mängel der schriftlichen Kommunikation kompensieren, ist allerdings kein Allheilmittel und schon gar nicht ein Selbstläufer. Es bedarf einer sehr sorgfältigen Planung und Vorbereitung des Besuches in der Partnergemeinde. Die Notwendigkeit eines Besuches und eine eventuelle Diskussion, ob es nicht besser wäre, das Geld für die Reise zu sparen und den armen Menschen in der Partnergemeinde zu schicken, wird hier nicht mehr erörtert. Zu offensichtlich ist die in die Tiefe gehende Bedeutung eines Besuches. Ein solches Argument wäre den Partnern auch nicht zu vermitteln (die wissen oder ahnen auch so, daß die Deutschen überall auf der Welt herumreisen und dann sollten sie ausgerechnet nicht die Partnergemeinde besuchen?) Die Vorbereitung des Besuches beginnt mit der Überlegung, wer und mit wem auf Reise geht. Nicht jeder, der gerne mal nach Peru möchte, ist auch notwendigerweise ein geeigneter Botschafter der Partnerschaft. Auch die Zusammenstellung der Reisegruppe ist von Bedeutung. Es gibt genügend Besuchergruppen, wo die Spannungen innerhalb der Gruppe den Erfolg des Besuches gefährdet haben. Bei der Zusammenstellung der Reisegruppe ist zu überlegen, ob auch Mitglieder anderer Gruppen in der Gemeinde (vor allem KGR) und ein hauptberuflicher Mitarbeiter zu einem Besuch bereit sind. Bei wiederholten Besuchen ist es sinnvoll, wenn auch Gemeindemitglieder mit eingeladen werden, die bisher nicht in Peru waren, um dadurch vielleicht eine breitere Basis von aktiven Mitarbeitern zu gewinnen. Wenn jemand nicht zur Gemeinde gehört (nicht territorial gemeint), ist zwar eine Mitnahme nicht ausgeschlossen. Doch auch hier gibt es zu viele Fälle, wo irgendwelche Touristen aus der gleichen Stadt oder Umgebung vielleicht von einer bestehenden Partnerschaft gehört haben, dies aber ausnutzen, um entweder billig unterzukommen oder auch um das "unverfälschte und echte" Peru haut- und basisnah zu erleben. Ein weiteres "Auswahlkriterium" ist, ob die Besucher nach ihrer Rückkehr in der Gemeinde bereit sind, ihre Erfahrungen einzubringen. Sämtliche Kosten der Reise werden in der Regel von den Teilnehmern selbst getragen, ausgenommen Geschenke im Namen der Gemeinde. Um nicht nur begüterten Mitchristen die Chance für einen Besuch zu geben, ist die Eröffnung eines sogenannten Begegnungskonto eine gute und bewährte Lösung. Für das Begegnungskonto wird gezielt um Spenden gebeten um in ganz konkreten Fällen aushelfen zu können. Von diesem Konto können dann auch mögliche Besuche aus der peruanischen Partnergemeinde finanziert werden. Denkbar ist auch eine Finanzierung aus dem Haushaltsetat der Gemeinde für Besuche aus (!) Peru. Die üblichen Spenden sollten hingegen tabu bleiben.

Für die Vorbereitungstreffen der Reisegruppe werden in Zusammenarbeit mit der Partnerschaftsgruppe Lernziele und Themenfelder formuliert. Die inhaltliche Vorbereitung kann auch in der Form eines offenen Seminars für die Gemeinde angeboten werden, eventuell gar mit Sprachunterricht. In dem Themenkatalog (Kultur, Landeskunde usw.) sollte auch die theologische Auseinandersetzung (zumindest Kenntnisnahme) mit den verschiedenen Tendenzen innerhalb der Kirche in Peru und weltweit nicht fehlen. Nicht alle Gruppen brauchen selbstverständlich die gleiche ausführliche Vorbereitung. Der Anlaß einer Perureise ist eine große Chance und bietet eine ausgezeichnete Gelegenheit, gezielt über die Partner und deren Lebensumstände (sich) zu informieren und sich damit auch

auseinanderzusetzen. Dies gilt in gleicher Weise für die Phase der Vorbereitung und der Nachbereitung.

Zur Vorbereitung gehört auch die Planung der Reiseroute, hier vor allem die Frage, in welchem Verhältnis der eher touristische Teil zu dem eigentlichen Besuch bei den Partnern steht. Wenn man vielleicht einmal im Leben nach Peru fliegt, dann ist es nur zu verständlich und auch ratsam, die kulturellen Höhepunkte des Landes zu besuchen. Diese Eindrücke können die bei dem Besuch der Partner gewonnenen Eindrücke sehr gut abrunden und zum Verstehen erheblich beitragen. Die Menschen in den Partnergemeinden, auch die Ärmsten, haben dafür Verständnis. Wenig Verständnis aber werden sie haben, wenn sie den Eindruck haben, daß die Besuchergruppe bei ihnen nur "en passant" vorbei kommt um vielleicht "Guten Tag" zu sagen und ein paar Fotos zu schießen. Sie müssen schon das Gefühl haben, daß man wegen Ihnen die Reise nach Peru unternommen hat. Mit anderen Worten: die Partnerschaft muß Vorrang haben und dies muß auch so vermittelt werden. Wenn der Schwerpunkt der Reise auf dem Besuch bei den Partnern liegt, muß das nicht bedeuten, daß man sich auch z.B. zwei Wochen ständig in der Partnergemeinde aufhält. Oft wäre dies auch gar nicht möglich oder gar zuzumuten. Vielmehr gibt es in der näheren Umgebung immer auch lohnende Ziele (touristisch, pastoral, entwicklungspolitisch etc.) und es gibt vor allem Menschen mit weitergehenden Erfahrungen, die als Gesprächspartner eine wertvolle Hilfe sind. Wichtig ist nur, daß die Menschen in der Partnergemeinde erfahren, daß man wegen ihnen gekommen ist und auch ihr Umfeld kennen lernen will. Ein Aufenthalt von 10 - 14 Tagen in der Diözese Cajamarca ist somit das Minimum.

Ein intensiver Besuch auf dem Lande, in einer Comunidad, vielleicht sogar über Nacht oder mehrere Tage, wäre wünschenswert, ist aber je nach Verhältnissen, Stand und Grad der Partnerschaft sowie weiteren Umständen, nicht immer zu realisieren. Eine Einladung dazu sollte aber immer akzeptiert werden. Solche und ähnliche nicht unwichtige Details sind mit den Ansprechpartnern im Vorfeld des Besuches zu klären. Auch die Partner wollen sich auf den Besuch vorbereiten und deswegen müssen bereits vor der Reise gewisse Absprachen mit den Partnern getroffen werden. Die Gefahr ist nicht, daß die Partner zu wenig vorbereiten (immer eine "gesunde" Partnerschaft vorausgesetzt), sondern zu viel und daß man für jede Stunde seines Besuches "verplant" ist. Zur Vorbereitung seitens der Partner gehört auch die Organisation von Festen. Hier haben Besucher oft Skrupel, wenn man ihnen als Besucher so viel aufischt, wo doch gleichzeitig so viele Menschen in der Partnergemeinde nichts zu essen haben. Eine diesbezügliche Enthaltensamkeit würde aber von den Partnern, ob arme Campesinos oder reiche Bürgerfamilien, überhaupt nicht verstanden werden, sondern würde vielmehr Befremden hervorrufen. Hier, wie während des gesamten Besuches, ist eine Tugend gefragt und kann auch gleich hervorragend eingeübt werden, nämlich die Tugend sich beschenken lassen zu können, demütig und mit leeren Händen sich von armen Menschen einladen und aufischen zu lassen. Die Gastfreundschaft darf auch nicht korrumpiert werden durch große Geschenke oder gar durch "Ersetzen der Unkosten". Es ist für die Armen ein wichtiges, ja spirituelles Erlebnis, ihren Besuchern aus Deutschland, die nur wegen ihnen von so weit hergekommen sind, ihre Dankbarkeit und Freude zeigen zu dürfen. Sie gewinnen mehr an Würde und Selbstbewußtsein, wenn sie auch etwas geben dürfen statt immer nur zu empfangen.

Bereits in der Vorbereitung ist zu überlegen, welche Geschenke mitgebracht werden sollen. Es bieten sich eher symbolische bzw. kleine Geschenke an, wie z.B. eine geweihte Osterkerze, Schulhefte für eine Schule etc. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Eine große Versuchung ist, "spontan" vor Ort und angesichts der Not, den Geldbeutel zu zücken oder größere Geschenke zu machen. Noch problematischer ist die häufig zu beobachtende Tendenz, als Einzelperson andere Einzelpersonen zu beschenken (kleinste "Mitbringsel" wie Kugelschreiber, Luftballons u.v.m. sind hier nicht gemeint). Es ist zwar verständlich, denn es ist ein unheimlich gutes Gefühl, sich als Wohltäter zu erweisen und in leuchtenden schwarzen Kinderaugen eine tiefe Dankbarkeit registrieren zu dürfen. Doch dadurch besteht die große Gefahr (von entwicklungspolitischen Erkenntnissen einmal abgesehen), daß die Partnerschaft von vornherein auf eine schiefe Ebene gerät. Es mag etwas anderes sein,

wie man sich außerhalb der Partnergemeinde z.B. bettelnden Kindern gegenüber verhält. Aber innerhalb der Partnergemeinde darf es nicht zu einem individualistischen Wettlauf und Konkurrenzkampf um die Gunst der Besucher kommen. Sinnvolle Geschenke sind übrigens auch Fotos. Die Partner lassen sich in der Regel sehr gerne fotografieren, sie sind stolz darauf und freuen sich riesig, wenn sie die Fotos dann auch zu sehen bekommen. Ansonsten ist es eine Gruppe bzw. Gemeinschaft, die als Gemeinschaft beschenkt wird. Wenn man Trikots aus Deutschland mitbringt und sie der Fußballmannschaft der Comunidad schenkt, dann ist die ganze Comunidad stolz darauf (allerdings muß man dann aufpassen, wenn es in der Partnergemeinde viele Comunidades gibt; dann bekommt die Comunidad die Trikots, die in einem Fußballwettbewerb zu Ehren der Besucher gewonnen hat).

Für die Nachbereitung (Aufarbeitung, Information, evtl. Presseberichte etc.) des Besuches gelten ähnliche Kriterien wie für die Vorbereitung. Eine breite Information für ganze Gemeinde ist ein Muß. Dies geschieht auch in allen Gemeinden. Über das Wie der Nachbereitung, der damit verbundenen Aktivitäten etc. gibt es wie für alle anderen praktischen Aspekte der Partnerschaftsgestaltung viele Anregungen, die im Referat Weltkirche der Diözese Freiburg erhältlich sind.

Wechselseitige Besuche der Partner wären eigentlich selbstverständlich, sie sind es aber nicht. Der Grund liegt in der schon erwähnten Ungleichheit der Partnergemeinden. Diese beginnt bereits beim Geld und damit der Finanzierung der Reise. Eine Einladung an die peruanischen Partner ist immer auch mit der Zusage verbunden, alle Kosten zu übernehmen. Keine deutsche Gemeinde erwartet auch, daß die Besucher als Vorbereitung deutsch lernen oder sich überhaupt auf die Reise vorbereiten (außer Paß, Visa etc.). Problematisch ist es, einen oder einige bestimmte Menschen gezielt einzuladen, weil dies in der Partnergemeinde zu Unfrieden und Unverständnis kommen kann. Davon ausgenommen ist die Einladung an den Pfarrer. Er selbst sieht es als selbstverständlich an, daß er es ist, der zuerst eingeladen wird. Auch manche peruanischen und deutschen Gemeinden sehen dies als selbstverständlich an. Aufgrund der bisher gemachten Erfahrungen sollte dies aber nicht selbstverständlich sein. So haben die Besuche der Pfarrer aus den peruanischen Partnergemeinden in deren eigenen Gemeinden nachweislich wenig zur Belebung der Partnerschaft beigetragen - was auch meist gar nicht beabsichtigt war. Vielmehr sehen die Gemeindemitglieder den Besuch ihres Pfarrers in Deutschland als dessen natürliches Privileg an. Die Wirkung eines solchen Besuches in der deutschen Gemeinde ist positiver. Durch den Besuch des Pfarrers aus der Partnergemeinde wird die Partnerschaft in der deutschen Gemeinde in der Regel gestärkt. Doch auch dazu bedarf es einer sehr sorgfältigen Vorbereitung und einer Integration des Besuchers in alle Bereiche des Gemeindelebens. Auch hier gilt, daß der Besuch zuerst um der Partnerschaft willen stattfindet, was ein überschaubares touristische Programm (z.B. eine Reise nach Rom) nicht ausschließt. Nicht verschwiegen werden darf, daß der Besuch des peruanischen Pfarrers auch Risiken beinhaltet und in einigen Fällen zu berechtigtem Befremden bei den Gastgebern geführt hat. Deshalb sollte man wissen, wen man einlädt und warum.

Die Einladung an andere Mitglieder der Partnergemeinde ist ebenfalls problematisch, d.h. daß eventuell damit verbundene Probleme im Vorfeld gut überlegt sein wollen. Man sollte es der Partnergemeinde selbst überlassen, wer die Reise nach Deutschland antreten könnte. Dies setzt allerdings eine demokratisch und transparent organisierte Partnergemeinde voraus. Kommen Besucher aus der bürgerlichen Mittelschicht mit entsprechender Vorbildung, sind ein fruchtbarer Austausch und gegenseitigen Lernerfolge wahrscheinlicher. Allerdings besteht die Gefahr, daß dadurch die (sozialen) Unterschiede in der Partnergemeinde eher zementiert werden. Will man Vertreter von Basisgruppen, die "Betroffenen" hier haben, ist dies nur zu verantworten, wenn eine sehr gute Vorbereitung vor Ort gewährleistet ist, damit der Kulturschock zu verkraften ist. Auch die Einladenden müssen sich gut vorbereiten. Es reicht nicht, die Besucher einfach auf Familien zu verteilen, die dann z.B. im Umgang mit Campesinos sehr hilflos sind. Es gibt nur sehr wenige Beispiele, wo ein Besuch von Armen aus der Partnergemeinde als positiv gewertet werden kann. Die Schwierigkeit im Umgang mit einer Einladung "an die Basis" und die damit verbundene Unsicherheit ist ein Stachel im

Fleisch der Partnerschaft (als Idee von gleichwertigem Austausch unter Brüdern und Schwestern). Die meisten Gruppen sind sich auch dessen bewußt.

c) Inhaltlicher Austausch

Wesentlicher Bestandteil von Partnerschaft ist der Austausch von Erfahrungen (im Glauben, pastorale Anregungen und Praxis), von Lebenswirklichkeiten, gegenseitiges Kennenlernen und so auch gegenseitige Bereicherung. Trotz der schon näher besprochenen Probleme in der Kommunikation ist ein solcher Austausch grundsätzlich möglich. Er ist aber nicht häufig anzutreffen. Am ehesten geläufig ist das sich gegenseitige Vorstellen der Gruppe mit Bildern, Kurzgeschichten, Lebensbeschreibungen der einzelnen Mitglieder und der Rolle, den Aufgaben und den Tätigkeiten der Gruppe. Auch für die Partner ist das ein willkommener Einstieg in eine tiefere Kommunikation und insbesondere die Idee, sich in Fotos vorzustellen, findet meist ein großes Echo bei den Partnern. Die Partner bekommen ein Gesicht, man weiß, mit wem man es zu tun hat bzw. man kann sich wenigstens eine Vorstellung machen. Dies dient der gegenseitigen Vertrauensbildung. Falls auch Kindergruppen (Kindergarten, Schulen, Pfarrgruppen) in der Partnerschaft einen festen Platz haben, kann es gerade auf dieser Ebene mit Hilfe von Bildern etc. zu einem lebhaften Austausch kommen.

Seltener kommt es zu einem Austausch über inhaltliche Schwerpunkte der jeweiligen Gemeinden. Doch gerade dies ist als ein weiterer Schritt auf eine lebendige Partnerschaft hin von großer Bedeutung. Vor allem im Rahmen von Projektbeschreibungen wird von den peruanischen Partnern hin und wieder über pastorale Schwerpunkte und das eigene kirchliche Selbstverständnis gesprochen (z.B. die Option für die Armen und deren konkrete Umsetzung). Deutschen Gemeinden scheint dies schwerer zu fallen. Es ist gar zu vermuten, daß die einzelnen deutschen Gemeinden gar keine pastoralen Schwerpunkte haben oder bewußt setzen. Es ist wohl nicht üblich, einen Pastoralplan mit bestimmten Akzenten für das kommende Jahr aufzustellen und diesen dann danach zu evaluieren. Also kann man dies auch nicht den Partnern mitteilen. Dabei dürften auch belastete Begriffe wie "Fünfjahresplan" o.ä. ebenso eine Rolle spielen wie die verständliche Skepsis gegenüber von praxisfernen Experten aufgestellten und immer wieder revidierten Pastoralplänen, mit denen die Gemeinden (so deren subjektives Gefühl) überhäuft werden. Hier wäre ein Ansatzpunkt für einen fruchtbaren Austausch mit den peruanischen Partnergemeinden. Denn weil den Partnergemeinden kein Apparat mit gut bezahlten pastoralen Profis zur Verfügung steht, machen sie sich selbst an die Arbeit. Auch hier kann die Partnerschaft helfen, den Blick in eine Zukunft der Kirche zu werfen (und sich entsprechend vorzubereiten), wie sie auch hierzulande kommen wird. Wird gar noch registriert, daß die Partnergemeinden ohne großen Apparat und Hauptamtliche - sei es auf Pfarr- als auch auf Diözesanebene - eine beachtliche Kreativität und Lebendigkeit entwickeln, dann sollte dies der Gemeinde und vor allem den Verantwortlichen die Angst nehmen, was passieren könnte, wenn die Kirche eines nicht allzu fernen Tages diesen Apparat nicht mehr finanzieren könnte.

Dagegen ist es sicher leichter und machbar, nicht nur die Gruppe, sondern die Gemeinde insgesamt vorzustellen (natürlich nicht mit Hunderten von Fotos). In den Partnergemeinden macht man sich nur schwerlich Vorstellungen von der Organisation und Struktur unserer Gemeinden und der Kirche in Deutschland. Angefangen von der Kirchensteuer über die einzelnen Gremien wie KGR, sonstige demokratische Strukturen, den damit verbundenen Möglichkeiten, den vorhanden anderen Gruppen in der Gemeinde und den Ausschüssen, der Verwaltung und Offenlegen der Haushaltsgelder bis zur Ökumene, gibt es eine Fülle von interessanten Details zu berichten. Dazu gehören auch Berichte über Pfarrfeste, Sitten und Gebräuche der Region wie Fronleichnam u.v.m. Wo diese Informationen vereinzelt schon den Partnern geschrieben wurden, war die Resonanz darauf sehr positiv. Dies erleichtert den Partnern, uns besser zu verstehen und manches sehen sie nun in einem anderen Licht und mit mehr Verständnis. Denn auch die Partner können von uns lernen. So ist es bei uns, um nur ein Beispiel zu nennen, die Regel, daß alle Gelder und Haushaltspläne, sowohl der einzelnen Gruppen als auch der Gesamtgemeinde und darüber hinaus, öffentlich sind und daß darüber demokratisch entschieden wird. In der Mehrzahl der Partnergemeinden gibt es keinen KGR und auch andere

demokratische Gremien sind nicht so strukturell und institutionell verankert wie in Deutschland - und damit der Willkür eher ausgeliefert.

Von Interesse für die Partner sind auch Informationen allgemeiner Art über die soziale und politische Situation in Deutschland. So kann ein Hinweis auf die hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland helfen, die Illusion vom "Gelobten Land" etwas zurechtzurücken und weniger von einer Ausreise zu träumen (Campesinos träumen nicht von einer heilen Welt im reichen Ausland, es sind vielmehr städtische junge Leute, die angesichts mangelnder Perspektiven in ihrer Heimat die Lösung ihrer Probleme von einer "Flucht" in das Ausland erwarten; auch dies ist bei einer Einladung an die Partner zu bedenken). Parteipolitische oder ähnliche innenpolitische Grabenkämpfe innerhalb der deutschen Gesellschaft interessieren dagegen kaum, sondern tragen eher zur Verwirrung bei. Ebenso wenig hilfreich ist, die Partner mit den hierzulande so beherrschenden innerkirchlichen Themen wie Priesteramt für Frauen, Ehe gleichgeschlechtlicher Paare etc. zu malträtieren (es sei denn im Rahmen eines Berichtes über den Zustand der deutschen Kirche, damit sich die Partner ein Bild machen können, was sie zu erwarten haben).

Unverzichtbar ist eine Verständigung darüber, was die gemeinsamen Grundlagen der Partnerschaft sein könnten. Auch die entsprechenden gegenseitigen Zielvorstellungen sollten bekannt sein. Dies ist auch als Hilfe für die eigene Gruppe anzusehen, die dadurch gezwungen wird, eventuelle vage Vorstellungen (z.B. "den Armen helfen", Mitverantwortung der Laien) schriftlich zu formulieren, zu begründen und innerhalb der Gruppe zu diskutieren. Ein identisches Kirchenbild der Partner ist nicht zu erwarten (das gibt es auch in keiner Gruppe), aber eine Verständigung darüber, was Kirche und Gemeinde für uns bedeutet, wie wir Kirche leben und sind, ist für eine lebendige Partnerschaft unerlässlich. Weil gerade dieser Bereich in vielen bestehenden Partnerschaften ausgeklammert wurde, kam es zu großen Irritationen aufgrund von Veränderungen kirchlicher Strukturen und Zielsetzungen in der Diözese der Partnergemeinden. Eine Partnerschaft zwischen Gemeinden mit sehr unterschiedlichen Zielvorstellungen ist denkbar, gerade darin kann sich eine Partnerschaft bewähren. Voraussetzung ist aber der gegenseitige Respekt, der sich z.B. darin zeigt, daß der (deutschen) Partnergemeinde zugestanden wird, ihre Vorstellungen von Kirche und Partnerschaft gleichberechtigt einbringen zu dürfen ohne daß dies als koloniale Bevormundung diffamiert wird. Schwer vereinbar mit einer Partnerschaft sind hingegen Versuche, Vertrauenspersonen und bisherige Stützen der Partnerschaft aus dem Weg zu drängen oder Bedingungen zu stellen wie: "Ihr dürft uns zwar euer Geld schicken, aber sonst habt ihr nichts zu sagen".

Letztlich stellt sich die Frage, wer denn eigentlich unsere Partner sind, bzw. wer ist Gemeinde, wer und was ist Kirche. Ohne darauf näher theologisch einzugehen, sei darauf verwiesen, daß alle befragten Gemeinden als Adressaten ihrer Partnerschaft die Armen (und das ist die große Mehrheit) in den Partnergemeinden meint. Pfarrer, Bischof und sonstige kirchliche Strukturen sind lediglich die Vermittler (oder Mittler) der Partnerschaft und nicht Selbstzweck. Damit stehen die deutschen Gemeinden fest auf dem Boden des II. Vatikanum. Konstituierende Größe für die Kirche ist das Volk Gottes (auf dem Weg aus der Sklaverei in das Gelobte Land). Das Volk Gottes, hier die jeweilige Gemeinde, ist die Konstante, während Pfarrer und Bischöfe kommen und gehen. Strukturen und Ämter haben eine dem Volke dienende Funktion, der sie mehr oder weniger gerecht werden können und sollen. Werden sie dieser Funktion nicht gerecht, ist es für die Partnergemeinden um so dringlicher, sich als jeweilige Teil - Kirchen um so enger beizustehen. Das Kriterium ist aber nicht die theologische Rechthaberei, sondern ob bestimmte Verhaltensweisen, Konzepte und Lehren die Mehrzahl der Menschen, speziell die Armen, eher ausgrenzen oder nicht. Es ist das Verhalten Jesu (dem Christus) den Menschen seiner Zeit gegenüber, das als entscheidendes (christliches) Kriterium bleibt und trägt.

Die eigentlichen Partner sind also die Armen und Ausgegrenzten im Sinne Jesu. Es sind die Menschen, die Jesus zum Mahl einlädt und mit denen er sich an einen Tisch setzt. Kennzeichen einer (christlichen) Partnerschaft ist, auch wirklichen Kontakt mit den Armen zu haben oder zumindest mit deren authentischen Repräsentanten (kann auch der Pfarrer sein und der Bischof, wenn er die

Einladung annimmt). Hauptsächliches Bestreben einer deutschen Partnergemeinde ist es daher, diese Kontakte zu suchen und zu vertiefen. Ein Kontakt zu den Armen (den Partnern) braucht auch seine Kanäle. Eine Partnerschaftsgruppe in der peruanischen Partnergemeinde, die von der Mehrheit der Gemeinemitglieder als solche beauftragt ist, sollte daher in jeder Partnergemeinde vorhanden sein. Deutsche Gemeinden haben das Recht, dies auch anzumahnen.

4) Geld und Projekte

Es ist für die peruanischen Partnergemeinde eine große Hilfe zu erfahren, wie sehr die deutschen Partnergemeinden darum kämpfen müssen, Spenden zu erhalten. Dies können sich nämlich die meisten Menschen in Peru nicht vorstellen bzw. sie haben falsche Vorstellungen. Berichte und Informationen über die verschiedenen Aktivitäten der hiesigen Gruppen, um Spenden für die Partnerschaft zu erhalten, zeigen den Partnern auch die Ernsthaftigkeit und das Engagement, das hinter dieser Partnerschaft steht. Es ist auch immer wieder zu betonen, daß die Spendengelder nicht uneingeschränkt für jeden beliebigen Zweck zur Verfügung stehen und es sich auch nicht um beliebige Gelder handelt. Die Partnerschaftsgruppe verwaltet treuhänderisch die Gelder und ist den Spendern gegenüber Rechenschaft schuldig. Deswegen kann es uns auch nicht egal sein, was in Peru mit den Geldern geschieht. Erst recht müssen die Spender darauf vertrauen können, daß kein Mißbrauch geschieht. Ebenso ist es ratsam, die Partner darauf aufmerksam zu machen, daß hier die Spenden und deren Verwendungszweck öffentlich und demokratisch verwaltet werden. In den meisten peruanischen Partnergemeinden ist dies aber nicht der Fall. Ob von hier aus in der jeweiligen Partnergemeinde entsprechend transparente Strukturen zur Bedingung für die weitere Unterstützung gemacht werden können, ist problematisch. Auf jeden Fall muß immer wieder begründet daran erinnert werden, wie es bei uns abläuft. Man darf bitten sich zu überlegen, ob es nicht auch in Peru sinnvoll wäre, wenn die Bedürftigen mitbestimmen dürften und ob dies nicht viele Vorteile auch für die Partner hätte (vor allem zum Schutz der Pfarrer oder anderer für das Geld verantwortliche Menschen vor Verleumdung und Anklage). Falls der jeweilige peruanische Ortsbischof sich ebenfalls für transparente Strukturen einsetzt, gibt es keinen Grund, daß dies in der Partnergemeinde nicht geschehen sollte. Wenn alles nichts hilft, müssen im Interesse der Spender und der eigenen Glaubwürdigkeit an die weitere finanzielle Unterstützung die erwähnten Bedingungen (Transparenz, demokratische Kontrolle und Abrechnungen) geknüpft werden. Dies hat nichts mit Bevormundung zu tun. Es ist auch etwas völlig anderes, inhaltliche Bedingungen zu stellen und den Partner auf bestimmte Inhalte festlegen zu wollen oder organisatorische Abläufe so zu gestalten, daß Schaden vermieden wird. Misereor stellt - mit Recht - noch viel härtere Bedingungen zum Ablauf der Projekte und dessen Finanzierung - ohne inhaltliche Vorgaben zu machen. Partnergemeinden wollen sich von ihrem Selbstverständnis von Hilfswerken abheben und Vertrauen spielt in einer Partnerschaft die zentrale Rolle. Doch es sind immer die Bedürftigsten, die unter allzu viel Vertrauen den falschen Personen gegenüber letztlich am meisten zu leiden haben. So ist es auch selbstverständlich, daß man über den Verlauf und vor allem den Abschluß der Projekte informiert wird. Ein Mindestmaß an abschließenden Abrechnungen darf verlangt werden.

In den einzelnen Gruppen wird öfters darüber diskutiert, ob wir durch unsere Unterstützung nicht nur immer größere Abhängigkeiten schaffen. Der Spruch von der "Hilfe zur Selbsthilfe" geht heute allen mit der Materie befaßten Menschen wie selbstverständlich von den Lippen. Wenn alle diesen Spruch zu ihrem Motto machen, dann besteht der Verdacht, daß damit alles Mögliche kaschiert wird und das Nachdenken eher verhindert. Tatsächlich ist diese Problematik mit den Partnern zu diskutieren und dabei es ist entscheidend, was die Betroffenen selbst dazu meinen. Es ist nicht sinnvoll, den Partnern Abhängigkeiten einreden zu wollen, wenn diese das nicht so empfinden oder es als selbstverständliche oder geschichtlich bedingte Gegebenheit ansehen, weil es nun mal in der Tat arme und reiche Länder mit ihren gewaltigen (gewalttätigen) Unterschieden gibt. Diese (ideologisch - moralische) Frage ist eher eine Frage für die deutschen Gruppen, die sich ihrerseits fragen müssen,

ob sie sich nicht (vielleicht unbewußt) durch ihre Aktivitäten unentbehrlich machen wollen, ob sie damit vielleicht ein besseres Gewissen haben wollen oder welche Gründe jeder Einzelne sonst noch haben könnte. Für die Partner ist es dagegen eine praktische Frage, denn auch sie müssen sich darauf einstellen, daß eines Tages fremde Hilfe ausbleibt. Es liegt an ihnen, entsprechende Wege und Strategien zu suchen, um auch ohne Hilfe von außen den Weg weitergehen zu können. Wir können ihnen bei dieser Suche helfen, wenn wir darum gebeten werden.

Die Projektförderung steht für alle Gruppen im Zentrum ihrer Arbeit. Projekte wirken wie ein Gravitationszentrum, das alle Kräfte zusammenführt. Um so erstaunlicher ist es, daß nur ganz vereinzelt auf das Fachwissen der Hilfswerke (Misereor) zurückgegriffen wird. Eine Beratung durch Misereor ist dann dringend, wenn das Projekt eine bestimmte Größenordnung überschreitet (wenn die Kosten höher liegen, als die Gruppe durchschnittlich in einem Jahr an Spenden aufbringen kann). Doch nicht nur quantitativ kann ein Projekt sehr schnell eine einzelne Gemeinde überfordern, sondern auch qualitativ. Nur ein Beispiel: wenn aus der Partnergemeinde der Wunsch nach einem kleinen Radiosender (Kosten etwa 5.000 Dollar) für die Pfarrei geäußert wird, so scheint das leicht machbar und ist auch einsichtig. Dennoch gehört ein beträchtliches Hintergrundwissen dazu, um die Realisierbarkeit des Projekts beurteilen zu können. Misereor verfügt über Erfahrungen mit solchen Projekten, kann raten, auf was zu achten ist, wo eventuelle Schwierigkeiten auftauchen können, welche Infrastruktur in der Gemeinde vorhanden sein muß usw. Denn in den Projektanträgen der Partner steht nicht immer das, was die Gruppen hier wissen wollen und wissen müßten. Vor allem wenn die Projekte nicht abgestimmt sind mit der Mehrheit der unmittelbar Betroffenen, ist der Rat von Experten um so notwendiger. Auch hier zeigt sich, wie wichtig es ist, daß in der Partnergemeinde transparente Strukturen vorhanden sind. In mindestens der Hälfte der befragten 15 Gemeinden wurde ein größeres Projekt (ab 10.000 DM) in den Sand gesetzt. Ein Problem ist, daß gezieltes Nachfragen schon im Vorfeld des Projektes auf Mißtrauen stoßen kann. Dies ist dann um so wahrscheinlicher, wenn der jeweilige Pfarrer allein verantwortlich für das Projekt ist und ist nie der Fall in den Partnergemeinden, in denen die Verantwortung für die Projekte unter Mitwirkung der Betroffenen auf mehreren Schultern verteilt ist. Weil es in letzteren Gemeinden bereits vor der Antragstellung innerhalb der Gruppen, Komitees etc. zu Diskussionen kam, ist es für die Antragsteller selbstverständlich, daß auch die Geldgeber, erst recht wenn sie als vertraute Partner erlebt wurden, ihre Meinung zu den vorgeschlagenen Projekten äußern dürfen.

Da die Mehrzahl der hiesigen Gruppen, wie schon erwähnt, eine gewisse Scheu besitzt, mit entwicklungspolitisch gut orientierten, außerkirchlichen Gruppen punktuell zusammenzuarbeiten, fehlt oft das entwicklungspolitische Know-how, um Projekte in den Partnergemeinden besser einordnen zu können. Entwicklungspolitische Konzepte spielen in den meisten kirchlichen Partnergruppen keine große Rolle. Dabei wäre schon die regelmäßige Lektüre z.B. der Missio - Hefte eine gute Orientierung und die vielfältigen Misereormaterialien werden nur in einzelnen Gruppen für die Arbeit herangezogen. Um so wichtiger ist die Rolle der Referate Weltkirche und der Hilfswerke, die gutes Material produzieren, das aber in den Gruppen wenig "vermittelt" wird. Den Gruppen ist nur zu raten, immer wieder auf diese Organisationen zuzugehen, sich auch selbst nach "Experten" in der Nähe umzusehen und diese auch einzuladen. Allzu viele Gruppen verharren in ihrem eigenen Saft und laufen Gefahr, den größeren Kontext aus den Augen zu verlieren und nicht nur biologisch sondern auch "inhaltlich" zu vergreisen.

Durch die Zusammenarbeit und den Erfahrungsaustausch mit benachbarten Kirchengemeinden, auf Dekanats- oder Diözesanebene, die ebenfalls Erfahrungen in der Partnerschaftsarbeit haben, können neue Anregungen und Anstöße in die Gruppe kommen. Eine weitere Anregung wäre, wenn Gruppen, die mit Gemeinden der gleichen Diözese in Peru oder anderswo, nicht - wie schon erwähnt - nur zu einem Partnerschaftstreffen zusammenkommen würden, sondern auch gemeindeüberschreitende Projekte ins Auge fassen könnten. Bei manchen Ereignissen, wie z.B. einer Überschwemmungskatastrophe wie 1998 in weiten Teilen Perus, wäre dies gar dringend erforderlich gewesen. Doch können sich weder in Deutschland noch in Peru die Gemeinden auf gemeinsame Projekte

verständlich. Sowohl der Kontakt auf lokaler Ebene, gar nur zur Nachbargemeinde, als auch die genannte Projektzusammenarbeit scheint für Gemeinden ein unüberwindliches Hindernis darzustellen. Jede Gemeinde ist ein Kosmos für sich und möchte dies auch bleiben. Die Erfordernisse der Partnerschaft könnten Gemeinden dazu bringen, ihren Autismus aufzubrechen und auch offener gegenüber ihren eigenen Nachbargemeinden zu werden (den Partnergemeinden gegenüber sind sie ja auf dem Weg...). Ganz düster sieht es diesbezüglich in der Ökumene aus. So kommt es nicht selten vor, daß in der gleichen Stadt evangelische und katholische Gemeinden partnerschaftliche Beziehungen in die gleiche Region haben und niemand weiß etwas davon, noch schlimmer: niemand interessiert es.

Selbst in den besten Partnerschaften kann es vorkommen, daß von den Partnern mit der Bitte um Unterstützung Projekte vorgeschlagen werden, die bei bestem Willen nicht zu finanzieren sind oder deren Sinn nicht einzusehen ist. Ist den Partnern bekannt, wie hier die Spenden zusammenkommen und mit wieviel man höchstens rechnen kann, dann ist auch den Partnern der finanzielle Rahmen leicht einsichtig zu machen. Handelt es sich um sehr dringende Projekte, die zudem eine über die Gemeinde hinausgehende Bedeutung haben, aber die finanziellen Möglichkeiten der Gemeinde übersteigen, dann kann sich die deutsche Gemeinde an die Hilfswerke wenden oder sich nach alternativen Möglichkeiten der Finanzierung umsehen. Wie schon erwähnt sind unabhängig davon die Hilfswerke eine kompetente Auskunftsstelle für alle Fragen, die mit Projekten zusammenhängen. Da die Hilfswerke von dem Geld der Gemeinden "leben", werden sie auch gerne den Gemeinden helfen (auch die Gelder der Hilfswerke kommen aus den Gemeinden und sind nur "geliehen").

Bei größeren Projekten ist den peruanischen Partnern zuzumuten, über den Verlauf der Projekte zu informieren und nach Beendigung des Projekts Rechenschaft abzuleben. Die betrifft nicht nur die finanzielle Abwicklung, sondern auch die Evaluierung des Projekts (ob das Projekt auch seine vorgesehene Aufgabe erfüllt). Deutsche Partnergemeinden wollen vor allem wissen, ob das Projekt auch wirklich den Armen hilft. Können diese direkt befragt werden, ist es am besten. Doch selbst dann ist eine offene Antwort nicht selbstverständlich (vor allem schriftlich), weil man den Spendern natürlich nur Positives berichten und sie nicht mit Problemen belästigen möchte. Hier nun schlägt die Stunde - und für viele Besucher ist dies der schönste Moment in der Partnerschaftsarbeit - wo es gilt, die Fertigstellung des Projektes selbst in Augenschein zu nehmen, zu fotografieren und dann daheim das Werk zu präsentieren. Die beste Werbung für die Partnerschaft ist in der Tat ein gelungenes Projekt und der Hinweis darauf, daß ohne unsere Hilfe noch alles viel schlimmer wäre. Ist ein Besuch sicher die effektivste "Ergebniskontrolle", so darf es aber nicht beim Fotografieren bleiben. Die Auswirkungen der Projekte auf die Betroffenen sind zu hinterfragen und können nur in intensivem und vertrauensvollem Kontakt mit den Betroffenen wirklich erfahren werden. Besucher sollten nicht den Eindruck erwecken, als sei es ihr eigenes Geld, mit dem das Projekt finanziert wurde. Sie sind stets nur "in Stellvertretung" in der Partnergemeinde und tragen eine hohe Verantwortung.

5. Weiterbildung - Öffentlichkeit

Eine Grundlage für eine verantwortliche Partnerschaftsarbeit ist das Bemühen, der Materie mit allen seinen Facetten möglichst gerecht zu werden. Partnerschaftsarbeit hat immer auch mit Entwicklungspolitik zu tun, mit fremden Kulturen, Geschichte, Weltwirtschaft und selbstverständlich mit Theologie. Eine "Aufgabenverteilung" innerhalb der Gruppe erleichtert die Arbeit. Und wenn dann auch noch die einzelnen Mitglieder es als ihre Aufgabe ansehen, den Rest der Gruppe rundum jeweils in einem kleinen Beitrag aus ihrem "Spezialgebiet" zu informieren, wird jede Sitzung zu einem Gewinn für alle. Das größte Hindernis für eine Weiterbildung (individuell oder als Gruppe) ist die fehlende Zeit. So kommt die Gruppe, wie schon erwähnt, bereits innerhalb der routinemäßigen Sitzungen vor lauter anstehenden Aufgaben und allgemeiner Geschäftigkeit selten zu inhaltlichen Auseinandersetzungen z. B. mit allgemein entwicklungspolitischen Themen, mit pastoralen Grundsatzfragen, mit dem weiteren wirtschaftlichen, kirchlichen Kontext der Partnergemeinde usw.

Noch schwieriger ist es, eine entsprechende Veranstaltung oder gar ein Wochenende zu organisieren oder an einem anderen Ort daran teilzunehmen. Sehr problematisch ist es, wenn in der Mehrzahl der Gruppen die Teilnahme an entsprechenden Veranstaltungen stark abgenommen hat. Allgemein kann hier nur festgestellt werden, daß vor allem dann das Interesse zunimmt, mehr über die Lebensumstände der Partner, die Ursachen der Armut usw. zu erfahren, wenn eine persönliche Betroffenheit vorhanden ist. Diese persönliche Betroffenheit kann aber nicht "geplant" werden, sie ist nicht machbar. Sie ist ein Geschenk, das dem Betreffenden die Chance gibt, sich dem "Anderen und Fremden" zu öffnen, die Zeichen der Zeit zu deuten und so die Stimme zu hören, die zum Aufbruch ruft. Eine Partnerschaft bietet über das persönliche Erschüttert - Sein die Chance, in der Begegnung mit den Armen sein eigenes Leben und seinen Glauben neu zu ordnen und Gott zu begegnen. Dies ist eine Gnade. Jeder Mensch ist grundsätzlich offen für diese Gnade.

Planbar ist aber eine gute Öffentlichkeitsarbeit, sei es auf die eigene Gemeinde hin, sei es allgemein. Gibt es in der eigenen Gemeinde einen Ausschuß für Öffentlichkeitsarbeit (z. B: für die Erstellung eines Gemeindebriefes), ist dies eine große Hilfe für die Partnerschaftsgruppe (und alle anderen Gruppen der Gemeinde). Auch lokale Medien wie Presse und Rundfunk zeigen in der Regel ein großes Interesse, wenn sie in geeigneter Weise auf das Thema Partnerschaft angesprochen werden. Zu den Grundanliegen jeder Partnerschaftsgruppe gehört es, das Anliegen der Partnerschaft zu einem Anliegen der ganzen Gemeinde werden zu lassen und den Gedanken der Partnerschaft auch über die Gemeinde hinaus zu tragen. Auch deshalb ist jede Partnerschaftsgruppe eine pastorale Gruppe. Sie leistet, ob sie sich dessen bewußt wird oder nicht, eine eminent wichtige pastorale Arbeit. Sie ist im besten Sinne missionarisch und sie hat auch eine missionarische Aufgabe (auf die eigene Gemeinde und das nähere Umfeld hin). Doch selbst Verantwortlichen in den Referaten Weltkirche oder den Bischöflichen Ordinariaten allgemein fällt es schwer, in der Arbeit der Partnerschaftsgruppen einen pastoralen Auftrag für die Kirche hier vor Ort herauszulesen - geschweige daß dieses Bewußtsein gefördert wird. Auch hier ist es die Diözese Freiburg, die aufgrund ihrer Erfahrungen mit intensiven Partnerschaften anderen Diözesen ein Vorbild sein könnte. Zur Gestaltung der Öffentlichkeitsarbeit und zur Verbreiterung des Gedankens der Partnerschaft als "pastorale Bewegung" stellt die Diözese Freiburg eine breite Auswahl von gutem Material zur Verfügung.

Hier sei nur noch ein Aspekt erwähnt, der für die Akzeptanz der Gruppe und die Vertiefung und Verbreiterung der Partnerschaftsidee wichtig ist, aber eher wenig bedacht wird. Wie sonst in kaum einer anderen Gruppe ist in einer Partnerschaftsgruppe der Umgang der Mitglieder untereinander und mit anderen Gruppen entscheidend für das "Image" der Gruppe und damit der Akzeptanz der Partnerschaft. Von außen werden an die Gruppe (zu Unrecht) hohe Anforderungen gestellt, sei es im partnerschaftlichen Umgang, sei es in Fragen von Reichtum und Armut und der damit verbundenen Glaubwürdigkeit ("wenn man schon immer davon redet, mit den Armen zu teilen, dann sollte man bei sich anfangen"). Mag auch hinter solchen Aussagen und Auffassungen viel Scheinheiligkeit stehen, so kann man der Pflege des Gruppenlebens doch mehr Aufmerksamkeit widmen. Die Gruppe wird oft auch noch als "Vorreiter" einer neuen Art kirchlichen Zusammenlebens gesehen (die Gruppen schwärmen in der Regel davon, wie toll dies in der Partnergemeinde sei!). Ist auch diese Erwartung von außen an die Gruppe eher zu Unrecht gestellt, so ist es doch verwunderlich, daß keine der befragten Gruppen sich als eine "Art von Basisgemeinschaft" sieht bzw. dies sein will. Es gibt nur vereinzelte Ansätze, die Gruppe nicht nur als reine Arbeitsgruppe zu wollen, sondern bewußt als Freundeskreis, als lebendige Gemeinschaft oder gar im kirchlichen Sinne als "Communio", Teilgemeinde, Basisgemeinde. Es ist sogar zu beobachten, daß je "progressiver" die Idee von Basisgemeinden, wie sie in der Partnergemeinde angeblich gelebt wird, propagiert oder gar als Vorbild genommen wird, es desto schwerer fällt, dies in der eigenen Gemeinde zu beginnen. Selbstverständlich hat auch das Selbstverständnis der Gruppe und der Umgang in der Gruppe eine Bedeutung für die Möglichkeit, neue Mitglieder zu gewinnen. Da es einer der größten Probleme der Gruppen ist, neue Mitglieder, gar junge Mitglieder zu gewinnen, muß dem Aspekt des Zusammenlebens in der Gruppe erhöhte Bedeutung beigemessen werden.

Wie auch das Interesse an der Teilnahme an thematischen Weiterbildungen, ist das Interesse an der Mitarbeit in der Gruppe nicht zuerst durch rationale oder moralische Appelle zu erreichen, sondern auf dem Wege des sich Betreffen lassen und gelebter Glaubwürdigkeit.

6. Umgang mit Problemen und Konflikten

In diesem abschließenden Punkt geht es nicht darum, konkrete Hinweise auf den Umgang mit Konflikten zu geben. Die Art möglicher Konflikte ist von Fall zu Fall so verschieden, daß jede Gruppe selbst ihre je eigenen und spezifischen Lösungen finden muß. Vielmehr geht es hier darum, auf die Existenz möglicher Konflikte hinzuweisen. Denn nach den Aussagen der betroffenen Gruppen werden Konflikte mehrheitlich verdrängt oder auch bewußt nicht wahrgenommen. Dies bezieht sich sowohl auf die eigene Gruppe als auch auf den Umgang mit der Partnergemeinde und den dort auftretenden Konflikten. Als Leitbild scheint die idealistische Vorstellung durch, daß man in der Kirche nicht streiten darf. Wer es dennoch tut, zerstört die Einheit. Dabei wird eine inhaltliche Auseinandersetzung mit persönlich diffamierenden und von Interessen geleiteten Streit verwechselt. Die verschiedenen Aussageebenen geraten durcheinander. Wird z.B. eine Aussage der Sache wegen in Frage gestellt, fühlt sich der Betreffende oft selbst in Frage gestellt oder gar abgelehnt. Diese Erscheinung betrifft zwar nicht nur spezifisch kirchliche Gruppen, doch in diesen Gruppen bekommt sie ein besonderes Gewicht, weil hier existentielle Fragen, verknüpft mit tiefer wurzelnden Vorstellungen "von Gott und Welt" eine besondere Rolle spielen. Für einen gläubigen Menschen kann es eine Katastrophe sein, wenn er subjektiv meint, man wolle ihm - im Namen des Glaubens - den Glauben absprechen.

In einigen Gruppen wird deswegen nicht mehr über gegensätzliche oder alternative Zielvorstellungen, Inhalte der Partnerschaft etc. diskutiert, weil die "Unruhestifter" ausgezogen sind bzw. resigniert haben. Aus den individuellen Fragebögen wird deutlich, daß die engagiertesten, sensibelsten Mitglieder der Gruppe inhaltliche Auseinandersetzungen vermissen oder sie auch spüren, daß sie mit ihren Anliegen nicht "zu Worte kommen". Wenn die Gruppen nicht (mehr) in der Lage sind, sich in konstruktiver Auseinandersetzung über gemeinsame Zielvorstellungen, Gemeindeverständnis und Kirchenbild zu verständigen, steht eine wichtige Voraussetzung für jede Partnerschaft auf einem sehr brüchigen Fundament. Dies ist aber nicht den Gruppen zum Vorwurf zu machen, sondern ist im Kontext des pastoralen und kirchlichen Selbstverständnisses deutscher Gemeinden insgesamt zu sehen. Es müßte hellhörig werden lassen, wenn trotz "optimaler" äußerer Voraussetzungen (Milliardenaufwendungen für Religionsunterricht, unzählige Bildungshäuser, permanent tagende Gremien, Tausende von professionellen Experten in einer Diözese usw.) die Kerngruppen der Gemeinden sich nicht in der Lage sehen, sich den pastoralen Herausforderungen der Zeit zu stellen, vielleicht gar keinen pastoralen (missionarischen) Auftrag verspüren und/oder in dem Bemühen darum sich allein gelassen fühlen. Im Gegensatz dazu wird in (einigen demokratisch organisierten) peruanischen Partnergemeinden und Basisgruppen über die Grundlagen des Glaubens, dessen praktische Anwendung, über "Kirchenpolitik", pastoral - sozialen Auftrag usw. lebhaft "gestritten". Ein langjähriger Katechet (oder Präsidentin eines Mütterclubs einer Pfarrei) kennt in der Regel viel besser die grundsätzlichen Aussagen des II. Vatikanum und weiterer kirchlicher Dokumente als vergleichbare Verantwortliche deutscher Gemeinden; er weiß besser, was z.B. eine bestimmte Finanz- und Wirtschaftspolitik mit dem Glauben zu tun hat und kann auch seinen Glauben und sein damit zusammenhängendes Engagement glaubwürdiger begründen. Das Argument der (fehlenden) Zeit oder einer in beliebige Sektoren aufgesplitterten Gesellschaft ist im Grunde eine Frage nach den selbst gesetzten oder gewählten Prioritäten, es ist eine Frage nach dem Stellenwert Gottes und dem Ersten Gebot. Eine Partnerschaft mit einer "armen" Gemeinde bietet ein ideales Feld, um solche Herausforderungen anzunehmen, zu diskutieren und auszuprobieren.

Angesichts dieser Herausforderungen ist es verständlich, wenn die reine Projektarbeit für die Gruppen als unproblematischer angesehen wird. Sie erfahren in der Projektarbeit auch eine Form der notwendigen Anerkennung, die ihnen sonst versagt bleibt. Diese Projektarbeit ist schließlich für die

Partner von großer Bedeutung. Für die Partner ist es zuerst einmal eine zweitrangige Frage, aus welchem Motiv heraus die deutsche Gruppe ein Projekt unterstützt. Vielmehr ist entscheidend, ob das Projekt, über das Materielle hinaus und im Rahmen ihres gelebten Umfeldes, ihnen selbst neue Perspektiven eröffnet. Durch kirchenpolitische Veränderungen und Veränderungen in der pastoralen Zielsetzung seitens der Diözesanleitung, die von oben den Partnergemeinden aufgezwungen werden, kann auch die reine Projektarbeit gefährdet werden. Nicht nur wegen der Frage der Finanzhoheit, sondern vor allem durch das Setzen anderer Prioritäten (statt zugunsten der Armen und deren Promotion) geraten Projekte in Gefahr bzw. werden einer anderen Bestimmung zugeführt. Spätestens hier werden die deutschen Gemeinden mit kirchenpolitischen und "pastoralen" Konzepten und Herausforderungen konfrontiert, mit denen sie eigentlich nichts zu tun haben wollten. Wie soll man sich verhalten, wenn z.B. ein von Deutschland finanziertes Ausbildungszentrum für Landkatecheten in ein Einkehrhaus für dem Opus - Dei nahe stehende Gruppen umfunktioniert wird? Unabhängig von der rechtlichen Frage nach der Zweckbestimmung haben deutsche Gemeinden nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ihre Auffassung von Kirche (in Übereinstimmung mit dem Konzil, allen kirchlichen Dokumenten und neuzeitlichen theologischen Positionen) kundzutun. Dies sind sie auch den eigentlichen Partnern, den Spendern und letztlich auch sich selbst schuldig. Es ist (noch) keine Schande, sich auf die Bibel, die Dokumente der Kirche und die Bedürfnisse der Armen zu berufen. Wer dies tut, spaltet nicht die Kirche, sondern leistet einen unverzichtbaren Dienst an der Kirche, d.h. an der Gemeinschaft und Einheit aller, für die Jesus als Christus der Maßstab ist. Um dies aber tun zu können, müssen die einzelnen Gruppen sich ihres Kirchenbildes auch bewußt sein und den Mut haben, dies offensiv zu vertreten. Es stellt sich nicht nur für die Partnergemeinden, sondern auch für die deutschen Gemeinden immer dringlicher die Frage, welche Kirche (Gemeinden) wir denn eigentlich wollen.

So wird eine Partnerschaftsgruppe im Fall des Ausbildungszentrums (und es gibt viele ähnliche Beispiele in Cajamarca) den Ortsbischof auf die eigentliche Zweckbestimmung hinweisen dürfen, einschließlich theologischer Begründung. Auch wenn dies keinen Erfolg verspricht, so erfahren die Partner (die Armen) dennoch, daß sie nun nicht auch noch von der deutschen Kirche im Stich gelassen werden. Dies stellt eine Bestärkung der Partner in ihrem Glauben und ihrem Engagement dar, die wir nicht hoch genug einschätzen können. Wenn dagegen Adveniat zuläßt, daß z.B. der Ortsbischof ein Priesterseminar, das von Adveniat mit nahezu einer Million DM finanziert wurde, unmittelbar nach dessen Fertigstellung schließt und nun dort vier Karmeliterinnen leben, so führt das eher zu Resignation und Abkehr von der Kirche; erst recht, wenn dies damit begründet wird, daß der jeweilige Bischof von Cajamarca (und dies gilt grundsätzlich) schließlich die Kirche von Cajamarca sei und alle Versuche, auch ohne den Bischof direkte Kontakte zu den Partnergemeinden zu unterhalten, als Anschlag auf die Einheit der Kirche zu werten seien.

(Der Bau der Priesterseminars wurde von einem deutschen Architekten geleitet, der von Misereor bezahlt wurde. Das Priesterseminar wurde in ökologischer Bauweise, mit altbewährten Materialien der Zone wie z.B. Lehmziegeln hergestellt. Auf nationaler Ebene erfuhr dies von peruanischen Zeitungen sehr positive Würdigungen. Bischof Simón ließ einen Teil davon abreisen und mit "modernen" Materialien - "material noble" - wie Zement etc. ersetzen, weil "primitive" Materialien für ein Bischöfliches Palais nicht angemessen sind. Zudem ließ er hochwertiges Material aus Sevilla (Fliesen, Kacheln, Bodenbeläge) einführen und die Räume mit wertvollen Teppichen auslegen. Als eine Delegation der Mütterclubs von San Pedro um ein Gespräch mit dem Bischof bat, wurden sie bereits aus dem ersten der inzwischen eingerichteten drei Vorräume mit der Begründung verjagt, daß sie mit ihren ungewaschenen Füßen die wertvollen Teppiche verunreinigen würden).

Abschließende Betrachtungen

Einleitung:

Die Partnerschaft zwischen zwei Gemeinden unterscheidet sich in ihren Grundstrukturen nicht von der Partnerschaft zwischen zwei Menschen. In beiden Partnerschaften sind der gegenseitige Respekt, Offenheit und Treue (besonders in schwierigen Situationen) unabdingbare Voraussetzungen für das Gelingen einer Partnerschaft. Dazu kommt das Interesse, den Partner in seiner Menschwerdung (Mündigkeit, soziale Verantwortung usw.) zu unterstützen und zu begleiten. Auf diesem gemeinsamen Weg erfährt jeder den anderen als Bereicherung und als Hilfe für die eigene Menschwerdung. Im gemeinsamen Weg wird die Grenze des eigenen Ich überschritten und auf den Anderen hin geöffnet. Dieser Andere ist zugleich Ursprung und Ziel des gemeinsamen Weges. Da hier implizit immer von einer christlich verstandenen Partnerschaft die Rede ist, ist so verstandene und gelebte Partnerschaft sowohl Voraussetzung als auch Konsequenz des Glaubens an den einen Gott, der schon immer mit den Menschen unterwegs ist und der ihnen den Weg weist. So wie es eine Gnade ist, im Anderen (implizit immer auch der ganz Andere) seine eigene Bestimmung zu entdecken, so ist es auch eine Gnade, sich auf dem gemeinsamen Weg immer besser zu verstehen und das gemeinsame Ziel immer deutlicher vor Augen zu sehen. Das Gelingen einer jeden Partnerschaft ist so immer auch ein Geschenk. Eine Partnerschaft ist nicht machbar, planbar, verfügbar - wie der Partner immer auch trotz aller Nähe der ganz Andere, gar Fremde, bleibt und bleiben muß.

Für eine Gemeindepартnerschaft zwischen zwei christlichen (!) Gemeinden ist es eine Selbstverständlichkeit, daß Jesus als Christus mit auf dem Weg ist, daß er Ursprung und Ziel des gemeinsamen Weges ist. Herausragendes (Kenn-) Zeichen dieser Wege - Gemeinschaft ist das Brotteilen. Es verweist über die materielle Notwendigkeit und zeichenhafte Gegenwart Gottes hinaus darauf, daß das Volk Gottes immer nur als ganzes Volk auf dem Weg ist. Die Gesamtheit des Volkes Gottes konkretisiert sich zum einen in der jeweiligen Gemeinde als lebendiger und überschaubarer Teil des Volkes Gottes; vor allem aber konkretisiert sie sich in der gelebten Beziehung einer Partnerschaft mit einer Gemeinde in einem Teil der Welt, in dem der Mehrheit der Kinder Gottes ein Leben in Fülle - strukturell - verwehrt wird. Deutsche Gemeinden sind als materiell reiche Gemeinden - ob sie wollen oder nicht - in diesen Zusammenhang von Reichtum und Armut verwickelt. Im Kontext einer gelebten Partnerschaft können sie nicht nur dazu beitragen, den tödlichen Kreislauf von zunehmender Verarmung für die Mehrheit aller Menschen und zunehmender Bereicherung einer Minderheit zu durchbrechen. Sie können durch das Brot - Teilen mit den Menschen einer konkreten Gemeinde zum gemeinsamen Weg des Volkes Gottes zurückfinden (umkehren und Orientierung finden). Eine so verstandene Partnerschaft zwischen einer reichen und einer armen Gemeinde ist das sichtbarste Zeichen dafür, daß die Spaltung innerhalb der Kirche in reiche und arme Gemeinden (was in seinem Skandal noch erheblich verschärft wird, wenn man die geschichtlichen und aktuellen Ursachen der Verelendung nicht verdrängt) überwunden werden kann und Kirche nur dann die wahrhaft katholische (universelle) und evangelische (biblische) Kirche Jesu ist, wenn das gesamte Volk Gottes auch in der Tat gemeinsam auf dem Weg ist. Gelebte Partnerschaft - gemeinsam auf dem Weg sein, Brotteilen und miteinander an dem Mahl teilnehmen dürfen, zu dem Jesus eingeladen hat, - ist so konstitutiv für Kirche, sie ist das sichtbare Zeichen einer sonst nur abstrakt gedachten (nicht wirklich erlebten) Kirche. Sie ist das Sakrament einer universellen Kirche.

Teilnahme (Teilhabe, Anteil nehmen, mit einander Teilen) an der Partnerschaft ist Kommunion. Sie ist praktizierte Eucharistie. Als solche steht sie natürlich nicht im Gegensatz zur Feier der Eucharistie, die per se immer auch schon im Namen der gesamten Kirche gefeiert wird, sondern sie ist notwendige Ergänzung und Erweiterung, besser gesagt: Konkretisierung. In der Eucharistie feiert die Gemeinde den Aufbruch Gottes mit den Menschen (Befreiung), sie feiert die Gemeinschaft der Menschen untereinander und mit Gott und sie ist damit Zeichen dafür, daß die tödliche Spaltung der

Menschheit überwunden werden kann. Sie ist Zeichen des Reiches Gottes. In einer Partnerschaft wird dieses Zeichen konkret erfahrbar und kann nachvollziehbar in eine entsprechende Praxis umgesetzt werden. Für jede (reiche) Gemeinde ist es eine Gnade, wenn ihr von armen Menschen, die sich mit Christus auf den Weg gemacht haben, die Augen geöffnet wird.

1. Gründe für das Scheitern einer Partnerschaft -

Mindestanforderungen für das Gelingen einer Partnerschaft:

An erster Stelle für das Scheitern einer Partnerschaft steht die Frage nach der Verwendung der Spenden in der Partnergemeinde und die damit zusammenhängende mangelnde Transparenz. Dieser Sachverhalt ist zumindest in der Diözese Cajamarca unabhängig vom jeweiligen Bischof, wenn auch die Akzente sehr verschieden sind. Bischof Dammert kümmerte sich wenig um den Verlauf einer Partnerschaft. Vor allem schritt er nicht ein, wenn verschiedene peruanische Pfarrer in seiner Diözese die Partnerschaft als einträgliche Geldquellen auch für ihre privaten Bedürfnisse ansahen. Er hat es grundsätzlich abgelehnt, peruanische Mitbrüder Deutschen gegenüber an den Pranger zu stellen. Auch Mitarbeiter des Bischofs, die einen Einblick in die Partnerschaften hatten, verhielten sich ähnlich. Mehr noch: in einigen Fällen wurden die deutschen Gemeinden im Glauben gelassen, daß alles in Ordnung sei, selbst als erste Zweifel seitens der deutschen Gemeinden aufkamen. Dahinter stand die Auffassung, daß es nicht Aufgabe des einheimischen Bischofs sei, deutsche Gemeinden auf die besonderen Umstände in einer Gemeinde aufmerksam zu machen, erst recht nicht, peruanische Mitarbeiter zu denunzieren. Ohne dieses Verhalten im Detail analysieren zu wollen (und zu können), darf nicht außer acht bleiben, daß Bischof Dammert und viele seiner (auch deutschen) Mitarbeiter es als selbstverständlich ansahen, daß Europäer aufgrund der Kolonialgeschichte und der aktuellen weltwirtschaftlichen Zusammenhänge zur Kasse gebeten werden. Alle Spenden sind nur eine sehr bescheidene Wiedergutmachung für erlittenes Unrecht und die Spender haben kein Recht, Bedingungen zu stellen und sich einzumischen. Diese Haltung - unabhängig von der Frage nach kollektiver Schuldzuweisung - übersieht aber, daß es hier nicht zuerst um Rechte oder Pflichten deutscher Gemeinden geht oder gar um das Austragen ideologischer Streitigkeiten, sondern es geht darum, daß aufgrund mangelnder Transparenz und Kontrolle die Armen wieder einmal außen vor bleiben. Mißbrauch von Spendengeldern ist nicht zuerst Diebstahl an den Spendern, sondern ist Diebstahl an den Armen, die so doppelt beraubt werden.

An zweiter Stelle für das Scheitern einer Partnerschaft steht die mangelnde Kommunikation. Diese kann schon zu Beginn einer Beziehung verhindern, daß überhaupt eine Partnerschaft entsteht. Was die quantitative Seite der Kommunikation betrifft (Häufigkeit der Briefe), sind es ausschließlich die peruanischen Partner, die hinter den Erwartungen zurückbleiben. Auf die Frage der Berechtigung dieser Erwartungen wurde schon eingegangen. Die Gründe für die mangelnde oder gar fehlende Kommunikation sind mitunter sehr verschieden. Neben den schon erwähnten Unterschieden in der Art und Weise, wie Menschen zu kommunizieren pflegen (was auch als Ausrede benutzt werden kann), sind es vor allem folgende Gründe auf peruanischer Seite: die Kommunikation hängt ausschließlich an einer Person (meist Pfarrer); die Partnerschaft wird als bloße Geldquelle angesehen; "technische" Probleme (z. B. haben Campesinos kein Postfach); Unbehagen der peruanischen Partner, sehr viele Fragen gestellt zu bekommen bzw. nicht eingehen auf die Fragen deutscher Gruppen. Auch kirchenpolitische Veränderungen wirken sich auf die Kommunikation aus. Trotz der gerade weiter oben erwähnten Einschränkungen, war Bischof Dammert der Knotenpunkt im Netzwerk der Kommunikation. Er selbst schrieb (relativ) häufig, sei es in Form von Rundbriefen sei es auch an einzelne Gemeinden und Einzelpersonen in Deutschland. In der Kommunikation ging es sowohl um die Abwicklung bestimmter Vorhaben, um allgemeine Vorkommnisse und Vorhaben in der Diözese als auch um nationale und internationale Nachrichten und Stellungnahmen zu gesellschaftlichen und kirchlichen Themen. Die Kommunikation war von Vertrauen geprägt. Durch den Bischofswechsel ist die Schaltzentrale in der Kommunikation lahm gelegt. Von Bischof Simón gibt es zwar

auch Briefe an deutsche Gemeinden (Pfarrer), aber der Inhalt ist meist von Forderungen geprägt und die Vertrauensbasis zu den Gemeinden ist gestört. Auch umgekehrt schreiben deutsche Gemeinden wenig an den Bischof und wenn sie schreiben, geht es ebenfalls um Forderungen bzw. um Begründungen, warum man am "alten" Kurs Bischof Dammerts festhalten will. Dies wiederum fördert nicht gerade den Wunsch Bischof Simóns, mit den deutschen Gemeinden eine vertiefte Kommunikation zu beginnen.

Neben diesen zwei wichtigsten Gründe für das Scheitern einer Partnerschaft gibt es natürlich eine Reihe weiterer Gründe, die auch schon in den Auswertungen der Fragebögen und in den Beispielen der beiden Gemeinden aus Ulm und Herzogenaurach genannt wurden. Wenn auch die Partnerschaften der erwähnten Gemeinden nicht gescheitert sind, sondern im Gegenteil lebendiger sind als je zuvor, so werden doch viele Gründe sichtbar, die zu einem Scheitern hätten führen können und die auch zu einem tatsächlichen Scheitern in anderen Gemeinden geführt haben. Gleichzeitig wird vor allem am Beispiel dieser zwei Gemeinden deutlich, welche Faktoren letztlich für das Gelingen einer Partnerschaft wesentlich sind. An äußeren Faktoren ist in erster Linie die Transparenz innerhalb der gesamten Partnergemeinde über die Verwendung der Spendengelder zu nennen. Dies beinhaltet notwendigerweise eine demokratische Mitbestimmung über die Verwendung der Gelder und die Existenz eines Partnerschaftskomitees, das gleichzeitig als Ansprechpartner für die Gruppen in der Partnergemeinde und für die deutsche Gemeinde fungiert. Als weiteres ist nicht nur die Existenz verschiedener aktiver Gruppen (was nicht selbstverständlich ist, wenn man von Festkomitees o.ä. absieht) notwendig, sondern auch deren Einbeziehung in die Kommunikation (was anfangs nicht vorausgesetzt werden kann, was aber anzustreben ist). Es mag als Widerspruch erscheinen, daß hier die These vertreten wird, daß Partnerschaft einerseits als das Sakrament der Weltkirche gesehen wird, andererseits immer wieder von Strukturen und Geld die Rede ist. Doch genauso wie es für die anderen Sakramente genau bestimmter Voraussetzungen und Formalien bedarf, so auch im Falle der Partnerschaft. Ohne die genannten Mindestvoraussetzungen eine Partnerschaft zu propagieren, kann im schlimmsten Fall zu einem Debakel gerade für die Ärmsten führen, denen das vorenthalten wird, was ihnen zusteht. Auch in deutschen Gemeinden kann eine Partnerschaft, die deswegen gescheitert ist, weil die Mindestvoraussetzungen fehlten, zu einem Vertrauensverlust gegenüber der Kirche und zu Resignation und Rückzug führen. Wenn aber trotz allem Bemühen dennoch die Partnerschaft scheitert, so weiß man wenigstens, daß man alles versucht hat.

Während die erwähnten äußeren Faktoren eher das Gerüst darstellen (Mittel zum Zweck), bilden die inneren Faktoren das Fundament. Dabei kann es für eine sich als christlich verstehende Gruppe nur ein Einstieg in die Partnerschaft sein, wenn anfangs das Motiv vorherrscht, den Armen zu helfen. Dieses Motiv ist zwar per se christlich und hat viel mit Spiritualität zu tun, es bedarf aber einer großen Anstrengung, sich immer wieder die spirituellen, christlichen Wurzeln dieses Motivs bewußt zu machen. Das Lesen der Bibel ist dabei das Naheliegende. Entscheidend für das Gelingen einer Partnerschaft ist aber das verbindende Bewußtsein, als Gemeinde und Volk Gottes gemeinsam auf dem Weg zu sein. Dabei geht es nicht nur um das rationale Wissen, daß z. B. die Partner ein Verständnis von Pastoral haben, das alle Dimensionen des menschlichen Lebens mit einschließt und so angesichts des Elends die Armen vorrangig zu Wort und zu ihrem Recht kommen, sondern es geht um das Vertrauen, gemeinsam als Volk Gottes, unter der Führung Gottes und seiner Propheten, den Auszug aus der Sklaverei in das Gelobte Land zu wagen. Wie schon oft erwähnt, ist es für eine christliche Partnerschaft unerlässlich, sich immer wieder über die Grundlagen des Glaubens zu verständigen, nach gemeinsamen Orientierungen und Wegen zu suchen und das Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Schließlich bedarf es einer gegenseitigen Bestärkung im Glauben, d.h. auch, daß man sich den Glauben sagen läßt und Glaubenserfahrungen der Partner als Bereicherung erlebt.

Da die bunte Vielfalt von Partnerschaften einen hohen Wert darstellt, ist eine Beschränkung auf die Mindestanforderungen geboten. Zudem sind diese Mindestanforderungen noch auslegbar und sind den konkreten Gegebenheiten anzupassen. Es gibt keinen einheitlichen Weg, da alle einen verschiedenen Ausgangspunkt haben. Eine Partnerschaft wird an der Verschiedenheit, einschließlich der

verschieden eingeschlagenen Wege, nicht zerbrechen, wenn das gegenseitige Vertrauen überwiegt und ein Grundkonsens vorhanden ist. Zu diesem Grundkonsens gehören neben einer zeitgemäßen Auslegung der Bibel die Anerkennung der Dokumente des II. Vatikanischen Konzils und der für die Partnergemeinden richtungsweisenden Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen. Verglichen damit ist die jeweilige Position eines einzelnen Bischofs oder Pfarrers von nachrangiger Bedeutung, wenn sie auch in der Frage der Durchsetzung (Macht) von entscheidender Bedeutung sein kann. Notfalls muß man entscheiden, was wichtiger ist und welche Prioritäten gesetzt werden.

2. Diskussion um die Partnerschaft

Da der Bischofswechsel in der Diözese Cajamarca ein entscheidender Auslöser war, um die Befragungen in den Gemeinden in Deutschland und in Cajamarca durchzuführen, muß hier noch einmal in aller Kürze darauf eingegangen werden. Unbestritten ist, daß durch den Bischofswechsel die überwiegende Mehrzahl der Gemeinden in Deutschland und ihre Partnergemeinden in Cajamarca vor große Herausforderungen gestellt wurden. Auch wenn in Deutschland ein Bischofswechsel bevorsteht, entsteht im "Kirchenvolk" (bei Insidern) eine gewisse Unruhe. Verstärkt wird diese Neugier bzw. Unruhe durch die Erfahrung von umstrittenen Bischofsnennungen der letzten Zeit, z. B. auch in den Nachbarländern. Diese Unruhe ist ein positives Zeichen, zeigt sie doch, daß die Betroffenen die Kirche sehr ernst nehmen und auch selbst Kirche sein wollen. Sie weist auch auf eine erheblich gestiegene Bereitschaft hin, Kirche mitgestalten zu wollen, sie ist ein Zeichen für die nach dem II. Vatikanischen Konzil gewachsene Demokratisierung innerhalb der Kirche. So gab es in der weiter zurückliegenden Vergangenheit sicher auch manche unglückliche Bischofsnennung, ohne daß diese viel Aufmerksamkeit erregt hätte.

In Cajamarca war das Echo auf die überraschend schnelle Ablösung von Bischof Dammert und die Erwartung (Hoffnung, Skepsis) in den neuen Bischof erheblich größer als man dies in Deutschland für möglich halten kann. Dies ist begründet in der außerordentlichen Machtfülle des jeweiligen Bischofs. So hat der Bischof (ob rechtlich abgesichert oder nicht) de facto immer auch die alleinige Verfügungsgewalt über alle kirchlichen Besitzungen (in Gemeinde, Diözese). Darauf ist deshalb besonders hinzuweisen, weil die Infrastruktur an Gemeindehäusern, Kurs- und Ausbildungszentren, Versammlungsräumen etc. in der Regel mit Hilfe von ausländischen Spendengeldern errichtet wurden und zwar stets mit dem Ziel, einen Beitrag zu einer authentischen Kirche des Volkes, einer "Kirche mit Poncho und Sombrero", zu leisten. Ein Bischof in Peru kann in einsamer Entscheidung die gesamte Infrastruktur einer "Kirche des Volkes" zerschlagen, in dem er die entsprechenden Grundstücke und Gebäude räumen läßt und einem anderen Zweck zuführt. Ein weiterer Knackpunkt ist die Mitarbeit engagierter Laien. In einer Diözese wie Cajamarca gab es zur Zeit Dammerts etwa 20 hauptamtliche kirchliche Mitarbeiter. Ein Bischof in Peru hat die Macht, alle Laien von heute auf morgen zu entlassen, falls ihm diese Mitarbeiter nicht genehm sind. Es gibt keinen arbeitsrechtlichen oder sonstigen Schutz für die Laien. Noch gravierender, aber viel subtiler, ist der Einfluß der (Amts-) Kirche in einem zentralen Bereich kirchlichen und religiösen Selbstverständnisses. Für die überwiegende Mehrheit der Katholiken (und Nichtkatholiken!) in der Diözese Cajamarca ist der Empfang bestimmter Sakramente von großer Bedeutung. Das wäre natürlich als positiv zu registrieren, wenn dahinter nicht oft noch ein magisches Verständnis von Sakramenten stehen würde. So wird die Taufe noch vielerorts als ein Mittel angesehen, um Krankheiten von Kindern fernzuhalten und natürlich auch, um der Hölle zu entgehen. Wenn nun z.B. Campesinos, die weiterhin auf eine Versammlung von "alten" (aber "abgesetzten") Katecheten gehen wollen, gedroht wird, ihre Kinder nicht mehr zu taufen, dann bedeutet dies eine Fülle der Machtausübung, wie sie in Deutschland kaum noch möglich wäre. Gleiches gilt für alle Gruppen und auch für andere Sakramente wie die Eucharistie, die z. B. denen vorenthalten werden, die keine monatliche Beichte nachweisen (!) können. Es soll an dieser Stelle keine theologische Auseinandersetzung mit dem

Neukatechumenat oder dem Opus Dei geführt werden, es geht vielmehr darum, die Möglichkeiten eines Bischofs in Peru anzudeuten.

Um so überraschender ist es - im Nachhinein betrachtet - wenn man sich auf den bevorstehenden Bischofswechsel in Cajamarca mit seinen absehbaren Folgen nicht eingestellt hat. Auf die Partnerschaften bezogen ist folgendes gemeint: ein diözesanes Netz gut funktionierender Partnerschaften mit demokratischen Strukturen, von engagierten Gruppen in Kontakt mit Gruppen anderer Gemeinden und mit deutschen Gruppen, ein finanzieller Ausgleich innerhalb der verschiedenen Gemeinden, Partnerschaftsgruppen in den Partnergemeinden mit der Verantwortung für die Partnerschaftsgelder, die Institutionalisierung demokratischer Gremien und die Ernennung von verantwortlichen Laien zu Gemeindeleitern oder die Weihe von Diakonen, hätte zwar vieles nicht verhindern können, aber es wären ganz andere Voraussetzungen geschaffen worden, damit lebendige Partnerschaften und Gemeinden weiterhin bestehen können. Bischof Dammert hätte die "Macht" gehabt, in allen Partnergemeinden die schon erwähnten Kriterien und Mindestanforderungen einer Partnerschaft durchzusetzen. Doch ist wenig geschehen. Dies ist um so tragischer, als alle Partnergemeinden in den Befragungen angeben, eine "Kirche mit Poncho und Sombrero" unterstützen zu wollen, diese Kirche aber heute von der Diözesanleitung nicht mehr gewünscht wird.

Bischof Simón hält eine Partnerschaft, wie sie von den deutschen Gruppen zumindest ansatzweise intendiert ist, für nicht möglich. Nach seinen eigenen Aussagen wollen arme immer nur Geld (siehe auch St. Georg). Bei genauerem Hinsehen und einer Analyse der theologischen Positionen von Bischof Simón, wie sie aus seinen Ansprachen und Predigten ersichtlich wird, wird die Ablehnung einer wie oben verstandenen Partnerschaft verständlich. So kann eine Partnerschaft tatsächlich dazu führen, daß die Rolle und das Selbstbewußtsein der Laien gestärkt wird (vor allem der Frauen), daß die Option für die Armen auch zu konkreten Ergebnissen führt und daß eine Kirche im Dienste des Volkes, mit dem Volk zusammen, Ungerechtigkeiten denunziert und eine neue Gerechtigkeit verkündet. All dies widerspricht dem, was Bischof Simón unter Kirche, göttlicher Ordnung und Autorität versteht.

Der Hauptvorwurf Bischof Simóns gegenüber den deutschen Gemeinden ist der Vorwurf ungerechtfertigter Einmischung in innerperuanische und innerkirchliche Angelegenheiten. Einige deutsche Amtsträger solidarisieren sich in dieser Frage mit Bischof Simón. Diese sollten wissen mit wem bzw. gegen wen sie sich letztlich solidarisieren und warum sie dies tun. Oft wird auch von Kolonialismus gesprochen, von Dollarimperialismus, deutscher Besserwisserei etc. Den deutschen Gemeinden wird jegliches Recht abgesprochen, Stellung zu den Vorgängen in ihren Partnergemeinden und der Diözese zu nehmen. Auch ist der Vorwurf zu hören, daß von Deutschland aus versucht wird, peruanische Kirchenpolitik zu machen. Da auf das Problem der Einmischung schon eingegangen wurde (siehe besonders St. Georg und im Fragebogen), sei hier lediglich noch einmal aus der Sicht der Partner in Cajamarca darauf eingegangen. In allen betroffenen Gemeinden und Gruppen in Cajamarca ist es der sehnlichste Wunsch dieser Gruppen an der Basis, daß sie nicht auch noch von den Partnern im Stich gelassen werden. Sie erfahren durch die Solidarität der Partner eine Hoffnung, die sie ermutigt weiterzumachen; sie erleben in der Solidarität und dem Brotteilen eine Gemeinschaft und eine Kirche, wie sie Jesus wollte. Nicht zuletzt fühlen sie sich bestärkt durch die kirchlichen Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen und durch das prophetische Zeugnis von Bischöfen wie Bischof Dammert und dem Zeugnis unzähliger Märtyrer in Lateinamerika. Sie sind es, die dieser Kirche treu bleiben wollen und sie sehen sich in dieser Treue bestärkt, wenn sie in der deutschen Partnergemeinde eine Kirche erleben, die weiterhin mit ihnen geht. Deutschen Gemeinden sollte es in der Tat nicht zuerst darum gehen, wer wo und wann Bischof wird. Es geht darum, mit den Partnern weiterhin zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen. Wenn deutsche Gemeinden dies mit ihren Partnern gemeinsam tun, dann kann man das zwar Einmischung nennen oder wie auch immer. Es hat aber nichts mit Bevormundung und Kolonialismus zu tun. Befremdlich erscheint, daß ausgerechnet Bischof Simón - stellvertretend für viele andere Bischöfe - von Kolonialismus spricht, wo er doch selbst den Glauben, die Erfahrungen, die Leiden

und Hoffnungen des Volkes von Cajamarca nicht wahrnehmen kann oder will und statt dessen importierte Ideologien vornehmlich spanischer (und römischer) Herkunft den Menschen von Cajamarca aufzwingen will.

So sagte ein Katechet aus Bambamarca während des ersten Besuches von Bischof Simón 1993 in Bambamarca (nachdem dieser angekündigt hatte, daß er gekommen sei, den "Saustall" in Bambamarca auszumisten): "500 Jahre lang haben uns die Spanier unterdrückt und endlich haben wir entdeckt, daß wir auch Menschen sind. Wenn nun wiederum ein Spanier kommt und meint, uns unterdrücken zu können, dann werden wir das nicht mehr zulassen". Und alle versammelten Katecheten stimmten das Lied aus *Vamos Caminando* an: "No se puede sepultar la luz" (man kann das Licht nicht "begraben"). Die Campesinos von Bambamarca sind von den Taten Bischof Simóns nicht sehr überrascht, obwohl sie darunter am meisten leiden müssen. Da sie das Evangelium verinnerlicht haben, wissen sie, daß es die verachteten Campesinos von Palästina waren, die als erste die Frohe Botschaft gehört und den Weg zur Krippe gefunden haben. In Jerusalem dagegen fürchteten Herodes und die Hohen Priester um ihre Macht, weil auf dem Land ein Messias geboren wurde. Auch heute wird die Botschaft vom Lande, vom Rande her, in den Metropolen des Zentrums und dessen Statthaltern nicht gehört. Sie wird nicht nur nicht gehört, sie wird mit allen Mitteln bekämpft.

Die Instrumentalisierung historischer "Schuld" (z.B. Kolonialismus) zur Verteidigung eigener Interessen ist zwar als solche leicht zu durchschauen, dennoch müssen sich deutsche Gruppen fragen lassen, was sie mit der Partnerschaft wirklich wollen. Es ist in der Tat so, daß die Idee der Gemeindepартnerschaft ein deutsches Konstrukt ist. Es könnte von außen betrachtet leicht den Anschein erwecken, daß für deutsche Gemeinden eine Partnerschaft die Lösung für viele Probleme darstellt. Man will schließlich helfen, hat nun in der Form von konkreten Partnern die idealen Adressaten der eigenen Hilfsbereitschaft gefunden, man glaubt effektiver zu sein als die Hilfswerke und erhält noch dankbare Briefe als Bestätigung. Die Gemeinde insgesamt kann ihre weltkirchliche Verantwortung der Partnerschaftsgruppe übertragen und kann sich dann ungestört ihren eigentlichen Aufgaben (z.B. Sakramentenpastoral) widmen. Auch der Gedanke der ideellen Bereicherung, das Hoffen auf pastorale Impulse aus lebendigen Basisgruppen in Ländern der Dritten Welt, geht zuerst von den eigenen Bedürfnissen und Erwartungen aus und nicht von den Bedürfnissen der Partner. Da zudem an die Partner auch Forderungen gestellt werden (insbesondere wie sie den Transfer des Geldes und dessen Kontrolle organisieren sollen), ist die Frage berechtigt, ob von Deutschland aus nicht ein Modell den Partnern übergestülpt werden soll, das einseitig von den Bedürfnissen deutscher Gemeinden ausgeht. Umgekehrt gilt auch, daß peruanische Gemeinden (fast ausschließlich zuerst der Pfarrer) sich an die deutsche Kirche (z. B. die Erzdiözese Freiburg) wenden und um die Vermittlung einer Partnerschaft bitten. Natürlich sind damit auch bestimmte Erwartungen verknüpft.

Die gegenseitigen Erwartungen sind dann legitim, wenn man sich zugleich sehr ernsthaft und redlich mit den wirklichen Bedürfnissen der jeweiligen Partner auseinandersetzt. Doch wie kann man das, wenn z.B. schon die Kommunikation so schwierig ist? Die eigenen Erwartungen zu formulieren (sich auch die eigenen Beweggründe bewußtmachen) und den Partnern mitzuteilen ist als erster Schritt ein Zeichen der Offenheit und Ehrlichkeit. Auch in der Beziehung zwischen zwei Menschen sind "egoistische" Beweggründe die Regel, sie sind sogar notwendig. Was aber, wenn der "Partner" gar keine Beziehung will, z.B. weil er bereits schon ausreichend mit sich selbst beschäftigt ist? Nimmt man die Option für die Armen ernst (auch diese Option könnte man nach den gleichen Kriterien als den Armen von oben übergestülpt bezeichnen), so muß für alle deutsche Gemeinden in Sachen Partnerschaft gelten, daß sie zuerst die zukünftigen Partner fragen, wie diese sich denn Partnerschaft vorstellen, welche Bedeutung Partnerschaft für sie hat und unter welchen Bedingungen sie diese überhaupt wollen. Es gibt in der andinen Kultur lange Erfahrungen über die Zusammenarbeit und Beziehung verschiedener *Comunidades* (Gemeinden) und die peruanischen Partnergemeinden können davon viel mit in die Partnerschaft einbringen. Die Prioritäten, die sie aufgrund ihrer Erfahrungen und Bedürfnissen stellen, sind der Maßstab für die deutschen Gemeinden. Findet eine deutsche Gemeinde trotz langem Bemühen keinen Zugang zu dem, was die Menschen in der Partner-

gemeinde wirklich bewegt, sind auch der schon erwähnte Grundkonsens und eine gemeinsame Basis nicht herzustellen, dann muß man ehrlicherweise auf eine Partnerschaft verzichten. Partnerschaft setzt auch immer die Freiheit voraus, nein zu sagen zu dürfen.

Eine Partnerschaft, kann nur schwer als eine interessengeleitete Ideologie bezeichnet werden, die dem (schwächeren) Partner übergestülpt wird, wenn sie a) von den Bedürftigen ausgeht und deren Anliegen Priorität einräumt und wenn sie b) biblisch - theologisch begründet und auch entsprechend gelebt wird. (Bisher wurden immer schon, zumindest implizit, theologische Begründungen für eine Partnerschaft - wie z.B. St. Georg - eingebracht. Für eine eigens fundierte und ausgearbeitete theologische Begründung ist innerhalb dieser Arbeit kein Raum. In einem zweiten Teil der Studie wird u.a. an einer theologischen Begründung von Partnerschaft gearbeitet werden). Der Bischof von Cajamarca (der sich zuerst als "römischer" Bischof versteht) spricht nun aber nicht nur von der Partnerschaft als übergestülpter Ideologie, sondern er spricht von der Unmöglichkeit einer Partnerschaft, so wie sie hier verstanden wird. Partnerschaft bedeutet für ihn eben primär Geld zu erhalten, vielleicht auch noch karitative Arbeit, aber keinesfalls ein gemeinsames Gehen des Volkes Gottes in der schon skizzierten Bedeutung (erst recht nicht, wenn dabei auch noch die Frage nach kirchlichen Strukturen eine Rolle spielt). Ein tiefer gehendes Verständnis von Partnerschaft spricht er seinen eigenen Gläubigen ab, weil diese angeblich nur Geld wollen und für biblisch - theologische Begründungen gar nicht zugänglich sind. Diese Meinung kann man haben. Dann muß aber eine noch viel wichtigere Frage gestellt werden: wenn eine (wie oben skizzierte) Partnerschaft grundsätzlich (!) nicht möglich sein sollte, ist dann überhaupt katholische Kirche möglich? Wenn es nicht möglich sein sollte, sich über alle Kulturen (ohne diese zu vergessen) und Grenzen hinweg, sich als das eine Volk Gottes zu begreifen, wenn es nicht möglich sein sollte, mit den Ausgegrenzten das Brot zu teilen (nicht nur im karitativen Sinn) und sich als Gemeinschaft derer zu begreifen, die in der Nachfolge Jesu sich für einen neuen Himmel und eine neue Erde einsetzen, dann wäre auch katholische Kirche nicht möglich - dann wäre jede Feier der Eucharistie hierzulande und anderswo eine Gotteslästerung. Daß diese Kirche aber möglich ist und auch Realität, haben schon unzählige Menschen bewiesen und viele Menschen haben diesen ihren Glauben mit Folter und Tod bezahlt. Wer diese Art von Kirchesein leugnet (und damit das Opfer vieler Menschen) stellt sich selbst außerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen und stellt sich in die Reihe von Herodes und Pilatus. Wenn man konsequenterweise noch einen Schritt weiterdenkt, ist angesichts des römischen universellen Herrschaftsanspruchs, der sich u.a. darin zeigt, daß die Glaubenserfahrungen der andinen und anderer Völker de facto (!) nicht ernst genommen werden, zu überlegen, ob die Bezeichnung "Römisch - Katholische Kirche" nicht ein Widerspruch in sich ist. Die römische Kirche kann nicht katholisch sein, wenn die Erfahrungen anderer Ortskirchen keine Rolle spielen (von einer vorrangigen Option für die Armen ganz zu schweigen) und eine katholische Kirche kann nie nur römisch (dominiert) sein. Im 1. und 2. Jahrtausend mögen die Gründe für eine sich europäisch verstehende Kirche verständlich gewesen sein, im 3. Jahrtausend ist das wenig einsichtig.

3. Eine Option für die Armen

Spätestens seit Papst Johannes XXIII. bereits vor der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils 1962 zum ersten Mal von einem Vorrang der Armen sprach und dies die große Herausforderung für die Kirche der Zukunft nannte, ist die Option für die Armen (wenn zwar noch nicht auf dem Konzil in dem Maße wie von Johannes XXIII. erhofft, aber in der Folge davon in Medellín 1968) zu einem Thema vieler theologischen Werke und Synodenbeschlüsse geworden. Es sollen hier darüber nicht weitere Überlegungen angestellt werden, es genügt der Hinweis, daß (frei nach G. Gutiérrez) die Option für die Armen keiner weiteren theologischer Begründung bedarf, weil es die Option Gottes selbst ist. Es wäre vielmehr an der Zeit, sich mehr der Überprüfung der Praxis zu widmen (noch besser: daran mitarbeiten) und weniger die theologische Diskussion in Hörsälen und Akademien

weiterzuführen. Dazu gehört auch die akademische Frage, ob die Theologie der Befreiung "tot" sei, weil ja der Ost - West - Konflikt nicht mehr bestehe - ein Hinweis auf das Niveau der Diskussion. Alle befragten deutschen Gemeinden stellen in ihrem Engagement für der Partnerschaft die Sorge für die Armen in den Vordergrund. So sprechen zwar nicht alle bewußt von einer Option für die Armen, aber sie treffen gefühlsmäßig das, was mit einer Option für die Armen im Ansatz gemeint ist. In dieser Haltung treffen sie sich mit ihren Partnergemeinden, die "Sorge für die Armen" ist in der Theorie (und manchmal in der Praxis) die gemeinsame Basis in der Partnerschaft. Es werden Partnergemeinden gewünscht, in denen die Armen gleichberechtigt oder gar bevorzugt zu Worte kommen. Die "Sorge für die Armen" ist freilich nicht immer identisch mit der "Option für die Armen", wie sie z.B. in Medellín verstanden wird. Es soll nun andeutungsweise versucht werden, was für deutsche Gemeinden eine Option für die Armen aus der Sicht der Armen bedeuten könnte. Es werden um der Klarheit der Unterscheidung willen die Positionen überspitzt dargestellt, wohl wissend, daß die Realität viel komplexer ist und auch innerhalb deutscher Gemeinden Gegensätze zwischen reich und arm anzutreffen sind, so wie sie zwischen den Partnergemeinden und auch innerhalb der peruanischen Partnergemeinde bestehen.

Die jeweilige Option ist zuerst von ihrem jeweiligen Kontext her zu verstehen. Die Mitglieder der deutschen Partnerschaftsgruppen gehören, wie auch die überwiegende Mehrheit in der Gemeinde, der breiten (bürgerlichen) Mittelschicht an. Die Gemeindemitglieder wie die Gemeinde als Ganzes sind mehr oder weniger gut funktionierende Bestandteile der bürgerlichen Gesellschaft. Auch die beiden vorherrschenden Konfessionen sind als Kirchen auf regionaler und nationaler Ebene eng mit Staat und Gesellschaft verflochten. Dies zeigt sich nicht nur in der Kirchensteuer (die bekanntlich um so höher ausfällt, je mehr die Wirtschaft Gewinne erzielt), sondern auch in der Zustimmung zu den herrschenden gesellschaftlichen Wertvorstellungen. Natürlich gibt es Bruchstellen, doch diese Bruchstellen gehen auch quer durch die Gemeinden. Gemeinde und Kirche sind nicht nur Stützen dieser Gesellschaft, sie sind diese Gesellschaft. Als Gemeinde und Teil dieser Gesellschaft sind sie Teil des dazugehörigen Wirtschaftssystems (oder umgekehrt) und sie haben ein existentielles Interesse an dem Erhalt und der Funktionstüchtigkeit dieses Systems, das auch ein globales System ist. Aus diesem Interesse ergibt sich auch die entsprechende Option (de facto).

Die peruanischen Partnergemeinden in ihrer Strukturierung als Gemeinschaft von Basisgruppen (so möchten sie die deutschen Gruppen ja gerne verstehen und sie sind es ja auch im Idealfall) gehören hingegen nur insofern zu diesem System, als daß sie sich als vom System Ausgegrenzte erfahren. Mit anderen Worten: sie sind die Opfer eines Systems, das seit 500 Jahren so funktioniert, wie es in einer Ausstellung der Gemeinde St. Georg (als Diaserie übernommen in den Verleih der diözesanen Medienstelle in Stuttgart) aus dem Jahre 1984 heißt: "Die bestehende Weltordnung basiert auf dem Recht des Stärkeren und der absoluten Vorherrschaft des Kapitals. Der wirtschaftliche Kreislauf wird allein von den Interessen des Zentrums (reiche Länder) bestimmt und führt zu mehr Reichtum unsererseits und automatisch zu immer mehr Elend andererseits". In den peruanischen Partnergemeinden gehören 80 - 90 % der Menschen zu den Armen. Die Armen sind das Volk, sie sind auch das Volk Gottes. Und als Arme sind sie Opfer der von Menschen geschaffenen Verhältnissen. Diese Verhältnisse stellen sich so dar, daß die unterschiedlichen Rollen in dem gleichen System so verteilt sind, daß eine Minderheit auf Kosten der Mehrheit lebt. In den Texten der erwähnten Ausstellung heißt es: "Aus unserer Sicht sieht das so aus: Wir schaffen uns neue Absatzmärkte, sichern uns wichtige Rohstoffe, erhalten unsere Arbeitsplätze, vermehren unseren Wohlstand, verteidigen dadurch unsere bürgerlichen Freiheiten und den freien Welthandel und sind bereit, für die Erhaltung dieser Ordnung Gottes Schöpfung als Ganzes aufs Spiel zu setzen. Für Peru bedeutet dies (u.a.): Ein Volk, das hungert, pflanzt in den fruchtbarsten Gebieten Baumwolle, Kaffee, Bananen und Futtermittel für unsere Schweine an. Der Staat braucht Devisen für die Rückzahlung der Zinsen, für den Import von Satelliten - TV und zum Kauf von vielen Waffen, um sich vor dem eigenen Volk zu schützen. Dieses System der Unterdrückung reproduziert sich in jedem Land bis ins letzte Dorf". Der Kontext, in dem die überwiegende Mehrheit der Menschen in den peruanischen Partnergemeinden lebt, ist geprägt von zunehmender Gewalt und Verelendung. Diese Menschen begreifen

aber immer mehr, daß zwischen der Situation in der sie leben, und dem, was sie an Überfluß und Luxus in den Medien und der Werbung erfahren, ein innerer Zusammenhang besteht. Evangelisierung in den Landgemeinden und den Elendsvierteln Perus bedeutet ja gerade, auf diesen Zusammenhang hinzuweisen, diese Situation im Lichte des Glaubens zu deuten und entsprechende Konsequenzen zu ziehen. Eine Option für die Armen aus deutscher Sicht bedeutet in diesem Zusammenhang:

- a) Die Menschen in den Partnergemeinden zu hören, sie innerhalb ihres Kontextes wahrzunehmen und sich ihrem Weg anzuvertrauen, weil ihnen ja der Weg von Jesus gezeigt wird und er mit ihnen ist. Notwendige Voraussetzung dafür ist Bekehrung (kehrt machen, den eigenen Weg zumindest in Frage stellen, neue Wege suchen) bzw. Umkehr ohne Angst, etwas zu verlieren.
- b) Den eigenen Kontext zu analysieren, mit den Augen der Bibel zu deuten, die Auswirkungen des wirtschaftlichen Handelns an den Pranger zu stellen und angesichts einer Verherrlichung materieller Werte (Materialismus, Götzendienst), die zum Tode führt, den biblischen Gott des Lebens zu verkünden. Von den peruanischen Partnergemeinden kann dies gelernt werden.
- c) Eine Gemeindeparterschaft ist ein hervorragender Ort, um die beiden scheinbar nicht miteinander vereinbaren Gegensätze (Pole innerhalb des gleichen Systems) von Reichtum und Armut zu überwinden und als Gemeinden zusammen eine Tischgemeinschaft (Kirche) zu werden. Wobei es für deutsche Gemeinden wesentlich schwerer ist, diese Einladung anzunehmen.

Ist es für deutsche Gemeinden schon schwer genug aber möglich, die Ursachen der Verelendung in ihrer Partnergemeinden zu entdecken, so ist es noch viel schwerer, den eigenen Kontext zu analysieren. So wie in den Partnergemeinden die Menschen über Jahrhunderte hinweg von einer bestimmten Kultur, Religion, gesellschaftlichen Konventionen und politischen Systemen geprägt wurden, so natürlich auch in Deutschland. Mag man auch an manchem Althergebrachten nicht mehr festhalten wollen, so ist eine grundsätzliche (!) Kritik sehr selten oder erscheint nahezu als unmöglich. Jede Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen von der Wurzel her stellt letztlich auch jeden Einzelnen in Frage, der dann das Gefühl hat, man wolle ihm den Boden unter den Füßen wegziehen. Da auch die Grenzlinien zwischen Gesellschaft und Kirche kaum auszumachen sind, eine klarere Abgrenzung auch gar nicht von der Mehrheit der Gläubigen gewünscht würde, hat die (evangelische und katholische) Kirche die Kraft verloren, Alternativen aufzuzeigen oder gar Widerstand und prophetische Kritik zu üben. Eine Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Kontext wird noch erschwert durch die Auffassung, daß eine solche Arbeit bzw. Beschäftigung und Auseinandersetzung mit wirtschaftspolitischen Fragen nichts mit dem persönlichen Glauben zu tun habe bzw. nicht zum Auftrag der Kirche gehöre.

In der Partnerschaft zwischen einer reichen und armen Gemeinde erfahren aber die in der Partnerschaft Engagierten, daß Alternativen möglich sind. Wenn sie sich auf die Geschichte der Armen einlassen, entdecken sie, daß selbst jahrhundertelange Unterdrückung und gewaltsame Integration in ein materialistisches System Menschen nicht davon abhalten kann, den Aufbruch und den Auszug zu wagen. Als in den 60er Jahren in Bambamarca und anderswo Campesinos zum ersten Mal mit dem befreienden Wort Gottes konfrontiert wurden, entdeckten sie, daß Jesus selbst gelebt hat wie sie, daß er wie ihre Kinder auf dem Lehmboden im Stall zur Welt kam, daß er wie sie von den Mächtigen seiner Zeit ausgestoßen und schließlich gefoltert und gekreuzigt wurde. Sie übertragen die Bibel direkt auf ihr Leben und erfahren so, daß Gott mitten unter ihnen ist, mit ihnen lebt und leidet. Und weil das so ist, machen sie sich nun auf den Weg und machen schon jetzt die Erfahrung von Auferstehung, denn es beginnt für sie ein neues Leben. Sie schließen sich zusammen, lesen immer wieder die Bibel, gehen in viele Kurse und entdecken von neuem solche Werte wie Solidarität, Gemeinschaft, Miteinanderteilen. Auch kirchlich gesehen nehmen sie ihr Schicksal in die eigenen Hände. Sie sind Kirche! In entstehenden Basisgemeinschaften feiern sie diesen Neubeginn. Sie sagen Dank, feiern die Gegenwart Gottes unter ihnen, teilen miteinander ihre Sorgen und ihr Brot. Diese Gemeinden sind Insel des Lebens inmitten des Todes. Sie haben erfahren, daß Jesus der Schlüssel zum Leben ist, Fundament ihres Lebens, Brot des Lebens.

Es ist für die peruanische Gemeinden leichter aufzubrechen als für deutsche Gemeinden. Partnerschaft heißt in diesem Zusammenhang auch, die eigene Ohnmacht zu erkennen und sich von den scheinbar Schwächeren an der Hand nehmen zu lassen. Es ist keine Schande, sich von den Armen die Geschichte Gottes mit den Menschen erzählen zu lassen. Sie sind es doch, denen Gott besonders nahe steht (und umgekehrt) und mit ihnen gehen heißt, die Einladung Gottes anzunehmen und den Weg Gottes zu gehen. Für deutsche Gemeinden und Kirchen bedeutet dieser Weg, auf vieles zu verzichten. Doch bei genauerem Hinsehen (und Ausprobieren) wird man erfahren, daß es nur Ballast war, den man weggeworfen hat und nun frei ist, ohne Rücksicht auf Privilegien das Wort Gottes zu verkünden. Zur Umkehr gibt es keine Alternative. Papst Johannes Paul II. sagte 1984 während eines Besuches in Kanada (zitiert aus der Ausstellung von St. Georg): "Im Lichte der Worte Christi betrachtet werden die armen Völker - nicht nur arm an Nahrungsmitteln, sondern auch ihrer Freiheit und Menschenrechte beraubt - den reichen Völkern eines Tages zum Gericht werden, die ihnen diese Güter entreißen, indem sie alles für sich allein anhäufen auf Kosten der übrigen". Eine Partnerschaft mit einer armen Gemeinde erleichtert den Aufbruch. Sie macht Umkehr möglich bzw. sie ist der erste Schritt zur Umkehr. Eine Partnerschaft ist eine praktische und praktikable Option für die Armen. Sie ist kirchenbildend weil Einheit stiftend. Sie ist das Sakrament einer universellen (katholischen) Kirche.

Nach den in den Welt herrschenden Maßstäben stehen deutsche Gemeinden eher im Lichte, die Partnergemeinden und mit ihnen die Mehrheit der Menschheit steht in Schatten. Doch in diese Nacht hinein wurde Jesus geboren. Der Himmel öffnete sich und die Armen fanden den Weg. Der Stern über der Hütte erleuchtete die Nacht. Die Frommen in Jerusalem konnten diesen Stern nicht sehen, denn sie ergötzten sich in ihrem eigenen Licht. Deutsche Partnergruppen gleichen den Weisen aus dem Morgenland, die aus ihrer Heimat aufbrechen und - geleitet von dem Stern über der Hütte - sich auf den Weg zu Jesus machen. Ihr Weg führt zuerst über Jerusalem, doch dort weiß man von nichts. Dennoch finden sie Jesus in der Hütte. Reich beschenkt kehren sie zurück. Weil sie Jesus in der Hütte gesehen und weil sie auf die Stimme Gottes gehört haben, finden sie diesmal den Weg, ohne in Jerusalem erst um Rat zu fragen.

Zusatz: Ökumene

Ökumene bedeutete ursprünglich nichts anderes als die eine, miteinander geschwisterlich verbundene Kirche in der ganzen Welt. Die Partnerschaft zwischen zwei Gemeinden in den so unterschiedlichen Teilen der Welt ist praktizierte Ökumene. Die Spaltung der Christenheit besteht nicht darin, ob einige Christen sich eher zu den Ängsten der Menschen im 16. Jahrhundert mit der daraus resultierenden Lehre von der eigenen Rechtfertigung bekennen, oder ob sie sich von der pompösen Machtentfaltung und Selbstinszenierung absoluter Herrscher beeindrucken lassen, sondern sie besteht darin, daß von Christen Verhältnisse geschaffen wurden und aufrechterhalten werden, innerhalb derer Christen auf Kosten anderer Christen leben. Wenn für deutsche Theologen und Bischöfe die Ökumene - wie sie hierzulande verstanden wird - ein wichtiges Thema sein mag und ein weiterer deutscher Spitzentheologe und Bischof nun eigens nach Rom berufen wird um die so verstandene Ökumene voran zu bringen (wobei selbst dies nicht möglich sein wird, weil die römisch - kath. Kirche per definitionem nicht in einen vorbehaltlosen Dialog Gleicher mit Gleichen eintreten kann), so ist dies lediglich ein Hinweis darauf, daß die eigentlichen Probleme der Menschheit nicht erkannt werden. Während der Mehrheit der Menschen das Brot genommen wird, statt es mit ihnen zu teilen (auch innerhalb der verfaßten Kirche, weil Teil des Systems), beschäftigen sich Theologen und Bischöfe mit selbst geschaffenen Problemen und bestätigen und rechtfertigen gerade dadurch die Spaltung der Menschheit und die Spaltung der Kirche. Der Bruch der von Gott gewollten menschlichen Gemeinschaft ist der eigentliche Skandal (Ur - Sünde). Eine ökumenische Bewegung in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ist in ihrem Kern das, was Kirche ausmacht: die Gemein-

schaft des Volkes Gottes, das den Ruf Gottes hört und aufbricht, das Unrecht anklagt und Gerechtigkeit verkündet, das auf dem Weg das Brot miteinander teilt und die Gegenwart Gottes feiert. Partnergemeinden können und müssen Wegbereiter (Pioniere) dieser ökumenischen Bewegung sein